Oecon. 1183-10

<366059957600 13

<366059957600 13

Bayer. Staatsbibliothek

Oecon. I 183-9

Oeconomia. Opera varia

oeconomica illustr. 95.

Oec. 1 gen. 2 fol. 76.

Johann Friedrich Mayers

Fürstlich-Hohenlohe und Waldenburg-Schillingsfürstischen Pfarrers Mitglieds der respect. Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften der Künste der Landwirthschaft und Oekonomie der Kaiserlich-Königlichen in Nieder-Oesterreich Steyermark und Kärnthen der Königlich-Grosbritannischen und Churfürstlich-Braunschweig-Lüneburgischen zu Zelle der Königlich-Preußischen zu Frankfurt an der Oder der Chur-Mainzischen in Erfurt der Chur-Bayerischen in Burghausen und der Schweitzerischen zu Bern und Zürch ꝛc. ꝛc.

Neunte Fortsetzung

der

Beyträge

und

Abhandlungen

zur Aufnahme

der Land- und Hauswirthschaft

nach

den Grundsätzen der Naturlehre

und

der Erfahrung

entworfen.

Frankfurt am Mayn

in der Andreäischen Buchhandlung

1780.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

Reichsfreyen Hochgebohrnen Freyherrn

Herrn

Carl Friedrich Reinhardt von Gemmingen

Herrn auf Guttenberg und Niedersteinach
Bonfeld Huzzenhardt Wollenberg Mühlbach
Altenberg Kälbertshausen ꝛc. ꝛc.

Kriegs- und Regierungs-Präsidenten
bey Höchst-Ihro Durchlaucht dem Herrn
Marggrafen zu Bayreuth und Anspach ꝛc. ꝛc.

meinem gnädigen Herrn

Heil, Gnade und Seegen von Gott!

C. L. Mayer del. — K. Lonbyan Sc. Mdg.

Reichsfrey Hochgebohrner Freyherr,

Gnädiger Herr!

Ewr. Reichsfreyhochgebohrne Excellenz, die Ehre eines so

alten und berühmten Reichsfreyadelis-

chen Geschlechtes, welches den Staa-
ten schon so viele Staatsbedienten, die
ihr Wohl schufen, gründeten und auf-
recht erhielten, geschenkt hat, zeichnen
sich bis über die Gränzen Teutschlands
am Ruder der Geschäfte durch Ein-
sicht, Fleiß und Treue in menschen-
freundlicher Wohlthätigkeit so vorzüg-
lichst aus, und verbreiten die Güte
Hoch-Ihro grossen Herzens so weit
um, wie Hochdieselbe als Haupt
bey dem Brandenburg-Anspachischen
Landes-

Landesökonomie-Departement sich so herablassend jedwedem Unterthan des Staats als wahrer Menschenfreund wohlthun.

So sehe, so höre ich die Landfreuden Hochdero Bild längst schon verehren und es in Kreisen umjauchzen; ihr Priester weihet ihm Opfer, räuchert ihm täglich Dank, Erhebung und Gebete;

Wie sollte ich dieß je gesehen, selbst so gefühlt haben, selbst Hochdero Gnade so oft schon gewürdigt worden seyn, und mich da nicht in diese Kreise mit einmengen, wo Hochderoselben Würde und tugendlicher Adel der frohe Gegenstand der Bewunderung, der Verehrung, der Wollust und des Danks ist? — mich [illegible] Reichsfreyhochgebohrner, gnädiger Herr! hier mich zurück zu halten,

ten, verstunde ich nicht; mein Inneres ist viel zu voll von der Würde Hochdero Verdienstes und von Ueberzeugungen der Gnade viel zu gerührt, als daß ich's der Welt da nicht sagen, das da noch verschweigen sollte, was ich doch als meine Schuldigkeit ansehe.

Ich überreiche Euer Reichsfreyhochgebohrnen Excellenz hier das Buch, dem ich Hochdero hohen

Namen voransetzte, sein Inhalt ist Absicht auf das ökonomische Wohl meiner Mitmenschen: eine Arbeit auf den Zweck Hochdero Wünsche und Bemühungen allerdings, und wenn sie zweckmäßig ausgefallen seyn mögte; so ist sie mir Bürge, daß sie, wenn ich sie auch durch Vorbitte gar nicht empfehle, gewiß doch nicht mißfällt; bey gnädiger Herabsicht auf so eine Mühe auf der Staaten Wohl kan sie Hochdenenselben bey so vieler Weis-

heit und bey so gepriesener Güte des großmüthigsten Herzens vor sich schon nicht mißfallen. — Dieß ist nicht Kühnheit auf selbst geschätzten eigenen Fleiß; es ist Stolz auf Hochdero grossen moralischen Charakter! —

Meine Gebete bleiben die Wünsche auf Hochderoselben grauestes Alter, auf das Wohl Hochdero hohen Hauses, auf das Einzige noch: Hochdero Gnade immer würdiger

werden

werden zu können, und mich unter allem Respekte eben so heissen zu dürfen, als ich bin

Ewr. Reichsfrey Hochgebohrnen

Excellenz

meines gnädigen Herrns

unterthänig treuester Diener

Johann Friedrich Mayer.

Vorre=

Vorrede.

Es gilt wohl die Prosa auch!

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht so lang ihr singen wollt! ꝛc. ꝛc.

Ich bekenne es frey, daß ich, bey der Fortsetzung meiner ökonomischen Arbeiten, diesen Zuruf eines selig-verewigten Gellerts recht oft aus mir höre, und schon mehrmalen daher, ob ich mehr was sagen oder nicht sagen solle, gewankt habe; hätte ich nicht immer wieder durch meine Hhn. Recensenten, die doch nur gar zu gütig

von meinen unvollkommenen Arbeiten urtheilen, weswegen ich mich auch verpflichtet erkenne, Ihnen hier öffentlich zu danken, zur Arbeit neuen Sporn bekommen; so hätte ich ihm wirklich gewißlich gehorchet und meine Feder schon weggelegt; ich verspreche auch dem Publikum hiermit, so bald es zu thun, so bald mir einsichtige Freunde sagen werden: Genug! thue es jetzt! — bis dorthin gib ich meinem arbeitsamem, nie müdem, sich in der Arbeit nährendem und erquickendem Geiste also nach, aus dessen Ruhestunden ich denn nun auch jetzt den zehnten Theil oder die neunte Fortsetzung meiner Beiträge hier abliefere.

Wirklich eine Frucht eines einsamen Lebens auf dem Lande, wo ich in der Umsicht auf meine gute Landleute in meinem angehenden hohen Alter mein letztes Vergnügen auf dieser Erde zum Besten meiner übrigen Mitmenschen suche und in Wahrheit geniesse. Mögte ich doch wohlthun und wohlthätig noch am Rande meines Grabes darauf arbeiten und so zu meiner Ruhe lebenssatt, selig in die Ewigkeit hingehen! — stürbe ich doch so! —

Ich fahre fort und suche neben dem, daß ich die Seligkeit folgender Ewigkeiten predige, auch den Anfang derselben, der hier auf Erden in zeitlichem Glücke des Menschen schon gemacht werden soll, als eine und eben die Absicht unsers guten Gottes zu bewirken; denn ich kan mich nimmermehr überreden, daß die Liebe unsers allgemeinen Erbarmers den Menschen, nur auf die Ewigkeit selig zu seyn, bestimmt, und dabey vergessen habe, ihn schon hier zu beglücken, durch den Besitz und rechten Gebrauch irdischer Güter zu beglücken, oder überdies gar verordnen wollen und können, ihn hier im Unglücke zu sehen, um ihn dort erst recht glücklich zu machen.

Unsere Seligkeit ist gewiß eine Kette, die aus aneinander geketteten Glückseligkeiten von unserm Werden an bis fort und fort nach Gottes bestem Hertzen fortgehen und auf ein Ohnende auslaufen soll. Dieser Gedanke macht mich in meinem Amte alle Tage froher, und empfiehlt mir auch diese meine Arbeiten als Freuden, bey denen ich Lust und Wonne, nie Müdigkeit empfinde, nie Klagen über Last in mir höre, sie nehmen in Wahrheit meinen Kummer

ganz weg; habe ich auch Gram; so laufe ich zu ihnen, wo ich ihn vergesse, über ihm wegsehe und so wieder froh werde. Arzeney wider Mühseligkeiten dieses Lebens! wie glücklich arbeitet man nicht so? — so in den Stunden, wo uns Arbeiten aufs Ewige Raum lassen! Bin ich denn dabey ganz frey von allem Tadel? — Das nicht! — aber frey von allem Gram über dem Tadel; das ist mein Glück, sonst würden mir meine landwirthschaftliche Arbeiten, jetzt nach meiner Ruhe, vielmalen Last.

Die Stücke, welche in diesem Theile da liegen, sind Arbeiten, wie man siehet, von allerley Inhalte, jeder von dem andern mehr entfernt, als der andere, doch alle zweckmäsig auf die Landwirthschaft gewählet und ihr allerdings anpassend; Arbeiten aus Gedanken, die allerhand Eräugnisse erweckt haben, aus Erscheinungen meines Lebens, deren ich nicht gern eine ungenutzt auf das Beste meiner Mitmenschen vorbeilasse. Ich nehme mir niemalen zu schreiben dies oder das oder jenes bestimmt vor, sondern ich schreibe das, wozu mich irgend ein Zufall, den ich vom Fenster aus, in meinem Garten, auf dem Felde, oder auf

einem

einem Spaziergang bemerke, oder im Umgang mit meinen Zuhörern erfahre, aufruft und einladet; ich denke sodann über ihm, stehe an meinen Tisch hin, und schreibe meine Gedanken über ihm nieder, ich lege es weg; undes liegt so lange nun wohl, bis ich's wieder einmal, öfter, spat oder früh in die Hand und vor's Gesicht nehme, und mich etwa entschliesse, es dem Drucke zu übergeben; so sind auch diese Stücke entstanden, und der Presse übergeben.

Das erste ist ein Schreiben an meinen verehrlichsten Freund, dem ich theils auf Begehren eines andern etwas, und theils etwas aus mir selbsten zum Besten des Brandenburgischen Sandlades sagen und vorschlagen wollte. — Ach! wer wird nach Berlin noch was Gutes zu sagen vermögen, so man da nicht schon längst aus sich selbst wüßte? — mögte man mir antworten und mich damit vielleicht etwa auch abzuweisen begehren.

Ich gestehe es, ehe mir noch jemand dies vorrückte, dachte ich es schon selbsten; ich setzte es auch selbst dem Freunde, der da wünschte, daß ich sein Dollmetscher nach

Berlin seyn mögte, entgegen: er antwortete aber darauf, und seine Antwort sey auch hier nun die meine:

Wenn man einer Sache durchs Alltägliche gewohnt ist, und sie alle Tage so und nie anderst siehet; so übersieht man sie leicht, und denkt zuletzt gar nicht mehr, daß sie auch anderst hätte seyn können, oder besser angewendet zu werden verdient hätte; So gieng es mir in Berlin: ich hatte in meinem Vaterlande die Sache wohl anderst gesehen und besser genutzt wahrgenommen; allein durch ein Nach- und -Nach schlief ich in Berlin darüber ein, und dachte gar nicht mehr daran, daß da damit Fehler gemacht würden oder gemacht werden sollten, und daß ich da einen mächtigen Vorschlag zur Verbesserung der Landwirthschaft thun könnte; — So wie mir, gehts nun auch allen in Berlin, die ihre Sandwüste vor den Thoren dort sehen, den Anbau sehnlich wünschen; aber nicht wissen, wie sie ihn glücklich anfangen, glücklicher vollenden, sie übersehen es, daß es höchst-unökonomisch ist, daß man das Gassenkehricht, die natürliche Menschenabfälle, den unmeßbaren und den zum besten Dungen dienlichsten Bauschutt in die Spree ein-

einschüttet, sie damit seichte machet und endlich verstopfet, solches alles nicht vielmehr auf die Sandberge und Sandebenen führet, sie damit baubar machet und gewinnet, indem man dabey den in der Spree endlich gewiß erfolgenden Schaden zugleich abwendet. — Durch diese Antwort wurde ich überredet, und ich wünsche, den Widerspruch damit auch überreden zu können und gezeiget zu haben, daß ich wohl gethan habe. — Ich setzte die neue Erfahrung, daß der Gips auf dem Flugsande das beste Dungmittel ist, — jenem Vorschlag hinzu, und mischte endlich noch manches andere ein. — Ich gab es also in die Presse, — weil ich weiß und gewiß weiß, daß noch viele andere Städte und mehrere Gegenden sind, wo der nemliche Fehler gemacht und nicht alles so genutzt wird, wie es genutzt werden könnte und genutzt werden sollte; ich wollte diesen, wie Berlin und Berlin so wohlthun als jenen.

Mir war es bey diesem Schreiben recht volle Wollust, Gelegenheit zu finden, mir selbst einen Wunsch zu erfüllen, der einer von meinen ausgesuchtesten und brünstigsten vor einem Jahre her schon war: Mo-

nimente, Denkmäler einem Fürsten, der sein Volk als Herr beherrscht, und als Vater, wie sein Kind, liebt, es so behandelt und es so zu seinem Glücke sichtbarest aufziehet, zu setzen, diese sind der schönste Plan einer Darmstädtischen Landkommißion, ein Institut, so ich zu sehen schon mehrmalen in meinen Schriften gewünscht habe, und dann noch das väterlichste, weiseste, von allen eigenen Vortheilen entfernteste, ja dem Fürsten selbst unmittelbar schädliche Ausschreiben in Ansehung des Futterbaues zur gewissesten Aufnahme der Landleute. Ich weiß nicht, was ich da ehe preise: die Weisheit oder die Güte; den Herrn oder den Vater; ich will sagen, der Fürst zeiget sich da in beeden gleich groß, und zeichnet sich durch diese Originalverfassung so aus, daß ich gewiß bin, der unzubezweiflende gute Ausschlag davon machet in der Landesökonomie eine Epoke.

Das zweete Stück schiene mir um deßwegen der Einruckung würdig, weil ich damit in dem würdigen Herrn Hofkammerrath Braun einen Rath aufstelle, wie er seyn soll und ich ihn jedwedem Herrn wünsche, zugleich aber auch zeige, wie der

Mensch,

Mensch, der öfters ohne sein Zuthun mit einem Unglücke befallen wird, so er selbst auch nicht abwenden kan, doch im Stande bleibt, sich aus solchem wieder zu retten, und es also dabey bleibt: es mag sich nun derselbe selbst seine Grube graben, oder sie mag ihm von einem andern gegraben werden, und er also auf die oder jene Art in Unglück geräth, wenn er darinnen bleibt, er allemal selbst Schuld daran ist. Ich zeige es in einem Beispiel, so dem Landwirth das lehrreicheste bleibet, und wünsche, daß man durch solche Beiträge endlich in vollkommenen Stand kommen möge, dem Landmann ein Mittel zu abstrahiren, durch dessen Anwendung bey allen Unglücksfällen der Hagelschläge sich und die Seinigen zu retten, sich und ihnen Brod zu verschaffen, den Verlust in Gewinn zu verwandeln.

Das dritte enthält meine Bewunderung des Wohlstandes schwer angelegter und doch wohlstehender Landleute, und das mir erklärte, vorher lange dunkel gebliebene Geheimnis, warum andere, die nicht so hoch geschätzt sind, dennoch verderben. Gewiß ists: wenn man nur dem Landmann bey

schweren Abgaben die Auswege nicht verschließt, wieder zu gewinnen; so erholt er sich allemal wieder; so bald man ihm aber neben dem, daß man vieles von ihm fordert, nichts mehr gewinnen läßt; so ist er verlohren: welcher Fürst neben den schweren Geldabgaben die Frohnen, die Monopolien nicht wegnimmt, den Handel nicht frey läßt, der wird bey allen seinen Versuchen, seinem Lande aufzuhelfen, zu schanden. Die Freiheit von Hindernissen zu gewinnen thut einmal da alles: welcher Mann auf sein Bestes rafiniren darf, rafinirt gewiß, ohne daß man es ihn heisset. — Das darf aber jeder! — Ja, so sagt man, so will man's, so gebietet man's; — aber das hindert man — in der That unmittelbar — durch Frohnen, u. d. g.

Das vierte Stück hat den Titel: die Milchkuh. Ein Zufall, der einem Landmann mit einer und schon mehreren erkauften Kühen, die er hoch als die besten Milchkühe einkaufte, die aber alle in seinem Stalle bald alle Milch versagten, so daß er sie mit grossem Verlust wieder nach einander verkaufte, worauf sie in andern Ställen wiederum ihre vorige gute Art annahmen,

begeg-

begegnete, — welchen er zuletzt also, wie es bey solchen Zufällen unter Landleuten gewöhnlich ist, den Hexen und dem Teufel selbst zuschrieb; — den ich aber glücklichst eines andern belehrte (ich sage hier nur so viel, er hatte etliche Jahre an einander eine faule Magd, und sein Weib war noch fauler, als diese) gab mir Gelegenheit und Ursache es zu schreiben. Ich wollte, daß sich doch einmal der Aberglaube überall ausrottete, und deßwegen erzehle ich diese Geschichte als einen Vorschlag vor andere im Drucke.

Die fünfte Abhandlung: Ich habe meine Gedanken sonsten schon darüber geäussert, daß eine falsche Religion einen mächtigen Einfluß in die Oekonomie eines Landes habe, und daß so ein Land, welches zur Verbesserung auch die beste Anlage vorzeige, doch durch solche einer Verbesserung ganz unfähig werde; dieser Meinung bin ich auch jetzt noch, und ich werde in ihr noch alle Jahre mehr bestärkt, da die Verbesserungen durch die in Banden gelegte Verbesserer selbsten gefesselt und aufgehalten werden. Und nun dann noch mehr! da ich näher um mich und auf meine Reli-

gion selbsten genauer herumsahe, merkte ich so gar an, daß auch irrige Begriffe von den wahresten Grundsätzen der besten Religion eben das schaden, was die irrige schadet. Haben andere diese Bemerkung noch nicht gemacht; so gebe ich ihnen damit einen Wink, manche Ursache einer üblen Landesökonomie hierinnen zu finden, und vielleicht Anlaß, diese durch eine Aufhebung jener zu beglücken. Sieht man doch endlich auch dabey ein, wie sehr sich alle Quellen des Unglückes unsern Augen entziehen und verdecken, und wie nöthig es sey, in der Ferne und in der Nähe auf solche zu spüren.

Das sechste Stück enthält dem Schein nach etwas ganz unerhebliches: einen Ausspruch über den Hecken, ob sie bey der Landwirthschaft dienlich sind oder nicht. Ich würde da nicht zu entscheiden gesucht haben, wo ich nicht zwischen zween einen Streit hierüber zu bemerken Gelegenheit gehabt hätte; denn ich hatte geglaubt, daß schon jedweder Landwirth von der Güte der Ausrottung der Hecken überzeugt wäre. Die Hecken kan so leicht niemand als der Jäger empfehlen, dem sind sie vor seine Hasen und Rebhüner willkommen; sie sind

aber

aber gewiß nicht dem Landmann zu empfehlen. Jäger und Landwirth stehen so weit von einander ab, als Landwirth und Schäfer; ihre Absichten contrastiren einander in gerader Linie ganz. Wollte ich doch auch hiebey meine gute Meinung entdecken und ihre Gründe zur Prüfung jedem überlassen. Ich wünsche alle Hecken, Büsche, und beinahem auch alle Bäume aus dem Ackerfelde weg; wenn alle anderst dächten, so dächte ich so. Man sehe hin auf Ländereyen, wo Büsche, Hecken, Stauden in allen Ecken herfürsehen, und auf Ländereyen, auf denen sie ganz ausgerottet sind; so wird man eine mächtige Verschiedenheit ihres Ertrags alsobald wahrnehmen und mir allerdings gleich denken.

In dem siebenten Stücke rede ich von der Verschiedenheit des Gewinns aus der Mastung und dem Viehstande, aus dem man das magere Vieh von Zeit zu Zeit absetzt.

Wenn keine Ursache anzuführen wäre, warum man die Mastung in jedwedem Lande einführen sollte; so wäre das Ursache genug, daß der Mist des Mastviehes ein

dreymal besserer Dung ist, als der von dem dürren und magern.

Ein Freund, mit dem ich über der Gülle einen Briefwechsel anfieng, sagte mir einst: — Freund! unsere Güllen in einer Stadt, in der man jährlich ein Paar tausend Ochsen, etliche tausend Schafe und Schweine aufzehret, ist weit kräftiger und dungreicher, als die Ihrige auf dem Lande, wo man vom Kohl lebet. — Wenn wir schon auf dem Lande eben doch nicht lauter Kohl essen, und eben die reissende Thiere sind, die jene dort in der Stadt nur in grösserm Maase sind, und auch vom Fleische leben wie sie; so bin ich doch überzeugt, daß er im übrigen gar recht habe; diese Aeusserung bestätigt mein obiges Angeben und empfiehlt allerdings die Mastung, die nur durch öligte Fütterung bewirkt natürlich gute, fettere Auswürfe zur besten Dungung verschaffet; Ich bin überzeugt, unser von Natur armes Feld würde das wichtige Land, wo so viele hundert Rinder und Ochsen Jahres ein gemästet und ausgetrieben werden, wo so vieles Getraide wächst, und die fetteste lange Fütterungen von den Wiesen genommen werden, nicht seyn, wo die

Mastung nicht unserer Bauern allgemeine Profeßion wäre.

Das sage ich da noch: freilich, wenn der Bauer den Einkauf und Verkauf nicht versteht, das Vieh nicht nach Gewicht, Unschlicht, Haut und guter Anlage zum Fettwerden versteht, die Fütterungen nicht kennet, sein Vieh in allem nicht so reinlich, als sich selbsten halten und besorgen will, da wird aus der Viehmastung wohl gar nichts herausfallen. Unsern Bauern mangelt's an diesen allen in keinem; die Fleischhauer erfahren es wohl, wenn sie mit ihnen handeln. Kaum ist ein Bauer, der nicht auf zwey, drey Pfunde seinen Ochsen zu schätzen verstehet. — Doch! dieses alles kan man ja nach und nach überall lernen!

Das achte Stück, was dabey noch zu sagen? pia desideria! Wünsche! und Gebete! aus dem Kummer meines Herzens bey so vielen alten ehrlichen Vätern unter der schweren Hand ihrer undankbaren Kinder!

Wenn dabey nicht Obrigkeiten dreingreifen und ungebeten drein schlagen; so sind wohl alle Anstalten, und alle Warnungen, und alle Ermahnungen, und alle Lehren und alle Vorbitten vergeblich; die aufs schmerzhafteste, gebeugteste Eltern ertragen aus blinder Liebe ehe alles Herzenleid unter ewigem Seufzen, als daß sie boshafte Kinder selbst anzeigen und sie zum Zuchthause abliefern. Was mögte ich da mit Nachdrucke noch sagen? — Die dringendste Vorbitte vor sie an alle Ländergebieter: Edle, Grafen, Fürsten, Könige! —

Die Viehassekuranzen, von denen ich in dem neunten Stücke rede, sind noch weniger im Gange, als die Feuerassekuranzen. Ich sehe beinahem nicht ein, warum; vielleicht, hätten die Städte, und die alle, die in Pallästen wohnen, viel eigenes Vieh, wie sie Häuser und Palläste haben; so wäre des Landmanns Vieh schon mit dem ihrigen assekurirt; irre ich, so bitte ich ab; und allerdings werde ich's bey den meisten zu thun nicht umhin können; denn ich weiß, daß schon sehr viele darauf auswaren, und ihr menschenfreundliches Herz sinnt wirklich darauf; auf einmal läßt sich alles nicht angreifen,

greifen, so wie die Gründe, und die Noth=wendigkeit und der Unterricht hierinnen reifen; so reifet auch dieses; wollte ich doch auch hiezu meinen Scherben hier beilegen! vor allem aber wünschte ich, daß man alle Waidgänge schlechtweg überall abschafte; so würden die Viehassekuranzen weit unnö=thiger seyn, als die Feuerassekuranzen; denn einmal vor allemal, die Waidgänge sind Schuld an den Viehseuchen; wer erfährt die dann da, wo die Waiden längst abge=schaft sind? — und sind sie denn nicht im=mer wieder da, wo sie noch fortdauren? — Was kan denn auch von verschiedenen Eräug=nissen bey und unter dem Vieh in der Schuld seyn, als das Verschiedene in der Behand=lung des Viehes? —

Ueber dem zehnten und den folgenden drey Stücken, nemlich über dem LXII. LXIII. LXIV. LXV. Stücke will ich hier weiter nichts anmerken;

Vielmehr komme ich bey dem Schlusse meiner Vorrede auf das LIV. Stück wie=der zurück.

Das

Das Unglück eines heftigsten Wetter- und Hagelschlags hat abermal den 31. August dieses Jahrs, in einer sehr langen Strecke Landes: vom Würtenbergischen aus bis an Sachsen ꝛc. ꝛc. viele Landleute betroffen, und zwar früh von ein Uhr an bis nach zwey an unsern Gränzen wieder über dem Hermersberg weg überaus grossen Schaden an den Feldfrüchten gethan, so auch aufs neue den Rotachhof nebst einem andern herrschaftlichen Meyerhof: Lipfersberg schädlichst befallen; der kluge und geschäftige Herr Kammerrath Braun ließ das Feld des erstern sogleich mit 101 Pflug den andern mit 105 Pflügen umstürzen, und jetzt den 16. August ist der Saame schon gar schön herfür.

Wie es da und wie es bey den von vielen andern nun nachgeahmten Versuchen ausfallen werde, habe ich, so ich leben und noch mehr schreiben werde, dem Publikum zum Unterricht: dergleichen Unglücksfällen klüglich begegnen zu können, künftig zu sagen.

Wo ich es nicht schon zu meinem ökonomischen Briefwechsel bestimmt, und ich

nicht

nicht schon einem meiner grossen Gönner auf die Frage: Woher ich denn mein wenniges Wissen in den landwirthschaftlichen und andern da einschlagenden Dingen herhätte? — Ob ich denn selbsten begütert wäre, und mich mit Feldgütern, Viehzucht und dergleichen beladen hätte? weitläufig geantwortet hätte; so würde ich da darauf mehr sagen; ich hätte es wohl Ursache, weil mich mehrere schon darüber befragt haben; auch einige auf die Gedanken gerathen sind, ich müßte nothwendiger Weise viele Feldgüter besitzen, und einen grossen Viehstand auf irgend einem Landgute oder den gar in meinem Hause haben, und da aber einige das bey mir nicht fanden, und daß ich mit nichts wenigers als damit beladen bin, sofort geglaubt haben, daß ich viele ökonomische Bücher lesen und besitzen müßte; dabey aber auch vom Gegentheil hinlänglichst überzeugt wurden, und dann also wieder andere geglaubt, daß es also ohnmöglich sey, daß ich so viel von der Oekonomie schriebe, als ich doch wirklich geschrieben haben wollte. —

Ich bitte diese Herren, daß sie sich nur hierüber so lange beruhigen mögten, bis sie

meinen

meinen Briefwechsel, den ich die Ehre hatte, mit des nun verewigten, von mir im frühem Tode nie genug beklagten Herrn von Truchses, Hochfreiherrlich Excellenz hierüber zu führen, gelesen haben werden; sie werden dann sehen, daß meine weitläufige und tägliche Erfahrungen bey meinem bisgen Philosophie das gar wohl vermocht haben.

Gott gebe, daß ich auch durch diese Arbeiten mögte wohlgethan haben! Kupferzell den 16. August 1779.

N. S.

N. S.

allgemeines Verzeichnis neuer Bücher

mit kurzen Anmerkungen

dritter Jahrgang VIIItes Stück. August

Leipzig

bey Siegfried Lebrecht Crusius 1778.

p. 590.

Johann Friederich Mayers achte Fortsezung der Beiträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft nach den Grundsäzen der Naturlehre und Erfahrung entworfen. Frankfurt am Mayn in der Andreäischen Buchhandlung 1778. 1 Alph. 9 Bogen mit 2 Kupferpl.

Es wird hier von der Behandlung eines Obst- Küchen- und Bluhmengartens nebst den Wetteranzeigungen und ihrem Nutzen bei'm Garten, und vom Bienengarten gehandelt. Des Verf. physische Betrachtungen sind meistens richtig, in streitigen Sätzen nimmt er noch die ältern Meinungen an, und

scheint mit den neuesten durch Erfahrung und Chemie bewiesenen Theorien noch nicht bekannt zu seyn. Die Schreibart ist freilich etwas weitläuftig: vielleicht gefällt aber das den mehresten ökonomischen Lesern. Wenigstens schreiben die mehresten ökonomischen Schriftsteller sehr gern darüber einige Bogen, was sie in einigen Zeilen sagen könnten: vielleicht aus Privatökonomie! Neues nun haben wir eben nichts gefunden, ob sichs gleich Herr Mayer rühmt. Für den Anbau des Obstes, welcher allerdings sehr anzupreisen, scheint er doch etwas zu partheyisch. Auf die Felder gepflanzte Obstbäume thun doch nicht gut. Beides das Obst und Getraide leidet, wie Theorie und Erfahrung lehrt. Ein Mann, der sich so viel Ansehen gibt, wie Hr. M. sollte doch wissen, daß es *Callus* hiesse, und nicht stets *Calus* schreiben.

Ich müßte nicht wissen, was der Mensch ist; ich müßte mich selbsten nicht kennen, wenn ich glauben wollte, daß ich nicht, wie alle andere, menschliche Fehler begehen könnte; Es müßte Hochmuth die einzige Triebfeder meiner Handlungen seyn, ich müßte ungerecht seyn, wo ich mich bey Ausgebung meiner Bücher dem gerechten Urtheil meiner Leser entziehen und böse werden wollte, wenn sie darinnen Fehler bemerken, aufdecken, anzeigen, tadeln; dieß alles bin ich nun nicht;

Ich kan es daher recht wohl ertragen, wenn sie es thun, und ich danke ihnen allemal, wenn sie sich Mühe nehmen, mich zu bessern; vollkommen weiß ich mich ja selbst nicht;

Allein, ich muß es nur auch gestehen: Es ist mir Aerger, wenn man so gar ungerecht verfährt, mich tadelt, das Publikum dabey teuschet, mich Fehler bezüchtigt, die ich nicht gemacht, die ich selbsten verbessert habe, welches man hätte sehen und lesen können, wenn man nur gewollt hätte oder redlich hätte seyn wollen.

Auf die Weise verfuhr der Recensent mit mir; Er sagt: „ich hätte wissen sollen, daß man Callus und nicht Calus schreibe“; ich frage ihn: Hat er dann nicht am Ende meines Buches unter den Druckfehlern gelesen oder lesen können, statt Calus: — Callus zu lesen? —

In dem Fall, daß ich mich anfangs französisch ausdrucken wollte, auch gar kein Fehler; der Franzos schreibt Calus, nicht Callus.

Wie wär's, wenn ich in seiner Recension eben so eine Kleinigkeit bemerkte und mit mehrerem Rechte sagte: „Ein Mann, der sich so „viel Ansehen gibt, wie der Herr R., der andere tadelt, der sollte doch wissen, daß es „Blumengarten heisse und nicht Bluhmengarten schreiben“. —

„Ich nehme ältere Meinungen an.“ — Ich nehme sie öfters an; aber thue ich ihres Alters wegen schon unrecht? und unrecht, daß ich die neuern chemische Versuche und Theorien nicht nenne; weil sie neue sind? — Was sind dieß vor Schlüsse? Einem gefällt dieß, dem andern jenes; es sind Hypothesen, bey welchen keiner so gar vollkommen gewiß ist, und keiner darf dem andern was vorwerfen: so stolz bin ich selbsten wohl nicht.

„Die Schreibart ist weitläuftig“! — mag hie und da seyn! wer ist aber seiner Feder allezeit mächtig? —

„Privatökonomie“! — das ist ein wenig zu schalkhaft! — die bin ich mir doch wohl auch schuldig, und ich tadle den Herrn Verleger, wie die Verfasser des Verzeichnisses neuer Bücher damit wohl nicht, wenn ich bey dessen Ausgabe, da uns die Berliner Bibliothek schon vollkommen bereichert, sage: — vielleicht aus Privatökonomie! — sie sind sich's und den Ihrigen wohl schuldig.

„Neues nun eben haben wir nichts gefun„den; ob sich's gleich M. rühmt“; —

Ich hab's gesagt: daß ich Altes und Neues mischen würde; ich habe meinen Plan neu geheissen, weil ich dadurch, daß ich aus aufgesuchten Gründen die Theorie lehren und aufs Practische gehen, und aus der Praxis auf

Theo-

Theorien führen wollte; von dem, so ich vorschlagen würde, Gründe zu geben gedächte. — Sage mir doch der Hr. R. wo sind denn die Gartenbücher, die wir nach diesem Plane bearbeitet besitzen? — was für welche haben wir? — und sollte ich gar nichts Neues gesagt haben? — Mögte ich doch wünschen, daß er alle meine Angaben mit Taufscheinen aus dem Alterthum belegte! —

„Die Anpreisung des Obstbaues scheint „zu partheyisch, auf die Felder gepflanzte „Obstbäume thun doch nicht gut. Beides „das Obst und Getraide leidet". —

Wem ich in Anpreisung des Obstbaues zu partheyisch scheine, dem lasse ich seine Meinung.

Daß aber auf gepflügte Felder (so sagte ich in meinem Buche) Obstbäume nicht gut thun sollten, ist ein Assertum wider allen Augenschein und alle Erfahrung: hier sey sogar der Bauer unser Richter!

Wenn mein Hr. R. Home Grundsätze des Ackerbaues ꝛc. Berlin 1779. gelesen hätte; so würde er auch schon in der ersten Vorrede S. 42. ꝛc. ꝛc. 45. seine Zurechtweisung gelesen haben: v. Justi sagt dort: weil man das närrische Vorurtheil daselbst (in Engelland) nicht hat, daß der Schatten der Bäume

dem Wachsthum des Getraides nachtheilig sey ꝛc. Ich unterschreibe diesem Ausspruch zwar selbst nicht; ich habe ihn so gar widersprochen; allein, das Getraide leidet gewiß weniger Schaden, als der Baum, wo er recht gepflanzt wird, durch seinen Ertrag wieder ersetzt. Nur ein mäsiger Baum mit Mostbirn wirft einen Nutzen von 25 fl. ab, da er kaum durch Wurzeln und Schatten einen oder zween Gulden schadet. —

Und das Obst soll in gepflügtem Felde leiden! — das begreife, wer da kan! ich begreife es nicht; ein jeder Gärtner seye da Richter! — Wie kan man so was je aus Theorie einsehen? — je aus Erfahrungen lernen, da alles Obst auf gepflügtem Felde das vollkommenste aus satter Nahrung wird und werden muß? —

Am Ende versichere ich den Hn. R. meiner Hochachtung, und bitte nur so viel, wenn ja getadelt werden soll, vorher wohl zu durchlesen und dann erst zu sagen: er hat gefehlt, er ist schuldig! — geschiehet es nicht so; so muß er mir die Nothwehre, die ich mir schuldig bin, billig gestatten.

So muß ich in der dritten Lieferung meines ökonomischen Briefwechsels auch, und er wird mir doch auch da meine Verantwortung gleichwohl nicht verargen? —

J. F. M.

Ordnung
der
Abhandlungen.

LIII. Schreiben an Se. Hochwürden T. Herrn Canonicus Wöllner zu Halberstadt in Berlin: Meine Gedanken bey der Aeusserung: Nirgends sind bessere Verordnungen und Landesherrliche Edikte für die Landwirthschaft, als in den Preußischen Staaten; aber nirgends werden sie schlechter befolgt, als eben daselbst.
Berliner allgemeine teutsche Bibliothek: des 36. Bandes 2tes Stück Seite 594.

LIV. Glücklicher Erfolg einer Unterpflügung des am ersten August 1777. durch einen totalen Wetterschlag ausgeschlagenen Getraides auf dem Hochfürstlichen Hohenlohes Ingelfingischen Kameralgut: Rotach.

LV. Woher kommt es, daß in manchem Lande der Unterthan weit mehr zahlen muß, als ein anderer in einem andern Lande, und doch jener wohlstehet und dieser verdirbt?

LVI. Die Milchkuh.

LVII. Irrige Begriffe von den Lehren der wahren Religion sind der Oekonomie eines Landes so nachtheilig, als eine irrige Religion selbsten.

LVIII. Ob es der Landwirthschaft eines Landes zuträglicher sey, daß die unter die Landleute vertheilte Felder: Aecker, Wiesen, mit Befriedigungen dieser oder jener Art eingeheget sind oder nicht? —

LIX. Ob der Gewinn eines Landes aus der Viehhaltung grösser sey, wenn es sein Vieh dürre oder ausgemästet verkaufet?

LX. Warum die meisten Kinder der Landleute ihren Eltern so sehr grob und hart begegnen, und wie diesem sündlichen und dem gemeinen Wesen selbst schädlichen Verfahren abzuhelfen seyn mögte.

LXI. Gedanken über einer Viehassekuranz.

LXII. Es fragt sich: Welche vorzügliche Einrichstung hat ein Besitzer eines Gartens bey einer Stadt zu treffen, um mit dem wenigsten Aufwande sein Grundstück zu bewirthschaften und zu benutzen?

Leipz. Intelligenzblat vom 3. Oct. 1778. Art. VIII. Num. 2.

LXIII. Welche Art von Gemenge findet man zur grünen Sommerfütterung vor die beste? das ist, von welchen Sorten, ob Gerste, Haber, Erbsen, Linsen, Wicken ꝛc. und in welcher Proportion?

Leipz. Intelligenzblat den 3. Oct. 1778. Art. VIII. Anfragen Num. 4.

LXIV. Der Handgriff überhaupt und insonderheit bey der Oekonomie.

LXV. Das Schädliche der Wälder und zwar einsmal wie sie dem Staate schaden; und denn, was ihnen im Staate schadet.

LIII.

Schreiben

an

Se. Hochwürden

T. Herrn Canonicus

Wöllner

zu Halberstadt

in Berlin:

meine Gedanken

bey der Aeusserung:

Nirgends sind bessere Verordnungen und Landesherrliche Edikte für die Landwirthschaft, als in den Preußischen Staaten; aber nirgends werden sie schlechter befolgt, als eben daselbst.

Berliner allg. Teutsche Bibliothek: des 36. Bandes 2tes Stück S. 594.

Verehrungswürdigster Gönner und Freund!

Diesmal einen ganz grossen Brief, den mir meine Verwunderung und dann mein guter Wille, etwas zum Besten Ihres Vaterlandes zu sagen, an Sie in aller Eil abfordern. — Doch zuvor das: Mein ausgestreuter Saame auf das im vorigen Jahr nach Ihrer Weisung aufgeschlagene Ackerland steht ganz vortreflich, und scheint wirklich schon allen Saamen gedüngter Aecker zu übertreffen. Lesen Sie da also meine Hofnung, Ihnen auf künftige Ernde das sagen zu können, so Ihren patriotischen Wünschen entspricht! — Nun hierauf die Veranlassung zu diesem: Ich lese heute in der allgemeinen teutschen Bibliothek des Herrn Nicolai, im 2ten Stück des 36. Bandes, Seite 594.

„S. 61. Bey der Stelle, wo der Herr Graf
„von Borke in seinem Traktat sagt, daß das
„Mergelgraben der Unterthanen unter herr-
„schaftlicher Aufsicht geschehe, nimmt der Herr
„von Wedel Gelegenheit, eine tiefe und schöne
„Anmerkung von den Pflichten der Obrigkeit
„zu machen, eine Policeyaufsicht über den Haus-
„sen der Landleute auszuüben, und sagt unter
„andern: " Dies ist das rühmlichste Geschäfte
des angesessenen Adels bey seinen Unterthanen:
„O wie sehr Recht hat doch der Verfasser! —
„Wenn die Gutsbesitzer auch nur wenigstens
„die Mühe über sich nehmen wollten, in den
„Preußischen Staaten die herrlichen und vielen
„Edikte zur Aufnahme der Landwirthschaft von
„ihren Unterthanen genau befolgen zu lassen,
„und ihnen hierin mit ihrem vielgeltenden Bei-
„spiel voranzugehen; wie viele glückliche Folgen
„würde solches für ihre Landgüter und im Gan-
„zen für den Staat haben. — Allein bis jetzt
„hat, leider! ein gewisser ausländischer Schrift-
„steller nicht unrecht, wann er sagt: daß nir-
„gend bessere Verordnungen und Landes-
„herrliche Edikte für die Landwirthschaft
„existiren, als in den Preußischen Staaten,
„aber auch nirgend schlechter befolgt wür-
„den, als eben daselbst. Ein ökonomischer
„Generalfiskal in jeder Provinz, der die Land-
„wirthschaft daselbst und die Edikte zugleich im
„Kopf hätte, und dem der Edelmann sowohl,
„als der Bauer Rede und Antwort über jede
„Vernachläßigung einer königlichen Verord-

„nung geben müßten, würde ein ausserordent-
„lich nützlicher Mann für das gemeine Beste
„und die Aufnahme der Landwirthschaft seyn,
„zumal wenn er die Erlaubnis hätte, unter des-
„nen Gutsbesitzern den guten und schlechten
„Wirth dem König anzuzeigen, oder ihn brevi
„manu selbst in Strafe zu nehmen.“

Was in dieser Recension meine Verwunderung erregte, das sehen Sie bald: — Nirgends sind bessere Verordnungen und Landesherrliche Edikte für die Landwirthschaft, als in den Preußischen Staaten; aber auch nirgends werden sie schlechter befolgt, als eben da. — Wie ist mir der Nachsatz begreiflich, da ich den Vorsatz so ganz wohl verstehe?

Wo sich der König so hoch über alles erhebet, daß er in Adlersblicken so weit um sich her, auch durch Dampf und Wolken alles bis auf den Grund durchschauet; um den her die Schaar auserlesenster Weisen, in denen alle Künste und Wissenschaften zur Reife hineilen, arbeitet, wo auch Sie, edelster Freund! mit sind und alles aufs Beste der ganzen Oekonomie aufsuchen und beitragen, da kan es an den ausgesuchtesten Vorschlägen, Anordnungen und Edikten nicht mangeln. Und diese Edikte sind neben dem, daß sie Befehle sind, Vatersanweisungen mehr vor Kinder, als Unterthanen entworfen; wo Liebe im Unterricht

und da nur königlicher Ernst spricht, wo Widerspenstige wider ihr Glück sich aller Aufklärung widersetzen.

An Unterstützungen königlich-grosser Gnade fehlet es darauf niemalen: Europa berechnet die grossen Summen, die Ihr grosser König während seiner originellweisen und gütigen Regierung auf den Flor seiner Staaten, Städte, Länder, Dörfer und allerhand einzelne Vorwürfe verwendete, und erstaunt; mit Wonne meines Herzens erzehle ich mir sie so oft selbsten, und fühle, wenn in dem König der Vater die Felder übersiehet, seine Städte durchgehet, seine Unterthanen überzehlet, den Landmann, dem der Krieg Haus, Vieh und Saamen genommen hatte, mit Saamen beschenket, seine Pflüge bespannet, sein Haus wieder aufbauet; an Witwen und Waisen Tonnen Goldes verschenket, und dem sinkenden Credit des Adels wieder aufhilft, die Fabriken und Manufakturen durch Geschenke von Königlich-grossen Summen wieder in Gang setzet, und dem Handel den Kanal zu seiner mächtigsten Ausbreitung überallhin ausgräbt.

Keine geringe Aufhülfe wider die den Landsmann in seinem guten Auf- und Fortkommen so sehr zurückdruckenden Intrigue, durch Handhabung der strengsten Gerechtigkeit, durch Verwehrung zum Verlust gewiß ausschlagender Processe, durch die möglichste Abkürzung anderer; und

so

so der volleste Schutz in seinen Besitzungen, so oft mit dem in Gefahr gesetzten theuresten Leben des besten Königes selbsten erkauft; wie glücklich, wie selig lebt nicht so jeder in der Stadt und auf dem Lande, so Bürger, so Bauer? — —

Unter einem so blauen Himmel, deucht mich, muß ein jedes empfindungsfähiges Herz dem Fürsten, der ihm diese Wonne bereitete, danken, man müßte vorher sein eigener Feind seyn, wenn man solche königliche Handlung mit Undank zurückwiese; Ich könnte mir keinen grössern Undank denken als den, da man, die Wünsche des Königs, die ganze Landwirthschaft auf die höchsten Stufen ihrer Vollkommenheit zu heben, zu befriedigen, nicht alles versuchte, unternähme und angriffe, wo man nicht wenigstens den Willen dazu hätte, und solchen nicht, so möglichst, dem König darlegte und bewiese.

Wie ist es denn nun zu verstehen: nirgendswo werden die Edikte vor das Aufnehmen der Landwirthschaft schlechter befolgt, als in den Preußischen Staaten? —

Suche ich hiervon den Grund im Nichtkönnen, oder im Nicht:wollen, oder in beeden zugleich? — Ich kan hier nur rathen, und werde wohl das Geheimnis nie ganz deschiffriren.

Ich mögte sagen: Brandenburg, Pommern ist Sandland, zum Anbau kaum fähig, oder muß

erst durch lang anhaltende, schwere, kostsplitterige Arbeit zu einem bezahlenden Ertrag zubereitet werden; das Land ist Heide, Einöde mit wildem Gesträuche, Dorn und dergleichen bewachsen; mit der Haue gehet es langsam, der Pflug kan darauf gar nicht gebraucht werden;

Das Land hat an Händen Mangel, des Königs Heere ziehen die tüchtigsten vom Pflug und verwehren die Vermehrung des Volkes;

Der Unterthan ist zu arm, von Frohnen gedruckt, er zahlt jährlich zu viel, er hat nicht nur keinen reinen Gewinn, sondern es mangelt ihm sogar auch der jährlich benöthigte Zusatz: die Auslage auf eine Verbesserung.

Wie soll ich alles dieses als die Gründe des Mangels der Kultur eines Staats, oder der Nichtbefolgung der darauf abzweckenden Edikte ansehen und verstehen? —

Kein Land, sey es einsame Sandwüste, oder Sumpf, oder Heide von jeher ist ganz unfähig zum Anbau, zu dem die Arbeit auf ihm bezahlenden Ertrag: der Herr Graf von Borke in der Beschreibung der Stargardtischen Wirthschaft ꝛc. hat es durch die vortreflichste Kultur seiner Heiden erwiesen, und mehrere dergleichen Erweise liegen zerstreut im Brandenburgischen da.

Der König, der selbst als oberster Beschützer seiner Staaten, als erster Soldat vor

seinen

seinen Unterthanen auszieht, zu Felde geht, und als wahrer Vater mit silbergrauem, ehrwürdigstem Haupt voran kein Ungemach scheuet, jedwedes übernimmt, kan fordern, daß es seine Unterthanen mit ihm theilen; es ist billig, daß jeder derselben Soldat ist, da es der König auch im hohen Alter immer noch selbst ist; der Schutz seiner selbst fordert es so.

Durch die Weisheit und Vatersgüte des Königs hält dieß den Landbau durchaus nicht zurück; noch weniger vereitelt es ihn. Der Soldat aus den Landeskindern ist des Jahrs wenige Wochen beym Regiment, immer auf seinem Feld, und kan sein Land dabey noch ganz wohl besorgen; er ist es nicht weiter, als auf eine gewisse Zeit seines Alters, dann geht er gar heim, und seine nicht zur Soldatenlänge erwachsene Kinder kommen niemalen vom Pflug; Kolonisten werden nicht enrollirt, sie seyen zum Soldaten erwachsen, oder nicht; wie mangelt diesen dann Zeit, oder Arbeit, ihr Feld zu kultiviren, zu befruchten? —

Freilich, Bearbeitungen der Felder sind Mühe; vorher nie bearbeitete erfordern grössere Mühe und mehr Auslagen; — ohne Mühe haben wir nichts; wenn der Landmann alles nach und nach thut, das kan er; so verringert sich die Arbeit unter der Hand. —

Auslagen! — wo sie dem Kolonisten unerschwinglich sind, da hat die Güte des Königs

mit königlichen baaren Unterstützungen gesorgt. Armuth! — die unmittelbaren Unterthanen des Königs sind gegen die mittelbaren reich; es wäre zu wünschen, und der Wunsch könnte erfüllt werden, daß die mittelbaren ihnen auch gleich wären.

Frohnen! — diese freilich sind unüberstei̇gliche Hindernisse der Kultur; wo diese wären, da wunderte ich gar nicht, wenn da ewige Wildnisse blieben und seyn würden.

Der Wille ist nicht! — mir unbegreiflich! — denkt doch auch der blinde Wurm auf sein Bestes, und gräbt darauf durch den Grund; wie sollten Menschen Menschen seyn können und auf ihr Bestes nicht wollen? — Oedes Land urbar machen ist ja des Landmanns Bestes, warum das nicht wollen? — Keine Ursache kan ich da entdecken als diese: daß es der Landmann nicht so ansiehet, wie ich und andere, oder er es nicht so ansehen kan; alsdenn, wenn ihm das Produit-net entzogen und ihm seine Auslage nicht einmal wieder ganz in seine Hände zurückkommt, ihm mit jenem vorweggenommen wird. Diese Ursache aber wird wohl in den Preußischen Staaten nirgendswo seyn könneu!

Was bleibt nun noch übrig, wodurch man den Mangel der Betriebsamkeit in der Landwirthschaft, der Industrie, in den Preußischen Staaten bey allen den weisesten und besten Edikten hierauf erkläret? — —

Hier-

Hierüber meine Gedanken verbreitend finde ich hierzu nichts übrig, als die Verzweiflung über die Urbarmachung ödeliegender Felder, welche den Kolonisten, oder den bereits angesessenen Landmann schüchtern macht, sie mit Gewinn unternehmen zu können; Man sagt: — wo ist hiezu genug Dung? — Feldbau ohne dem ist wie ein Körper ohne Seele! —

Allerdings unleugbare Wahrheit, doch nicht so verstanden, wie man es bis daher hie und da und fast allgemein zu verstehen gewohnt war: daß nur der Mist Dung sey, und daß dem Erdreich keiner zukomme, als den ihm der Besitzer zuführet, oder sonst eine lebendige Kreatur in seinen Auswürfen giebt; — Jedes Erdreich hat schon fruchtbarmachende Theilgen, mehr oder weniger in sich, es kommt nur darauf an, daß sie sich auflösen oder ausgewickelt werden, dasselbe zu befruchten, tragbar zu machen, daß die Früchte Nahrungen haben und wachsen; jedes Erdreich aufgerissen, aufgeschlagen, den Witterungen offen vorgelegt, nimmt die Luft Salze und Oele an, und wird so zur Geburt allerley Gewächse geschwängert. —

Ich bin also versichert, wenn die Kolonisten oder schon angesessene Landleute Herz genug hätten, ihre Arbeiten nur das erstemal zu wagen und tüchtig zu thun, es müßte kein Neubrüch gemacht werden, auf dem sie nicht das erste Jahr eine recht reiche Ernde an Kartoffeln,

das

das zweite und folgende Jahr aber an Haber und untergesäetem Klee hätten — und dann, was fehlte ihnen noch, das erste Jahr sogleich einiges Vieh mit Kartoffeln zu nähren und zu halten; das zweite mit Haber und Klee; denn mit Klee allein; so in den ersten Jahren Mist, und das Feld so nach und nach damit fetter und tragbarer zu machen; so kan's ja nicht fehlen, nicht versagen! —

Es versagt aber dennoch auf'm Flugsand, mit welchem viele Gegenden im Brandenburgischen bedeckt sind; selbst um Berlin her sieht es so aus! —

Als ich mir eben diese Einwendung machte und hinwarf, trat der Hr. Bauinspektor Glenk aus Hall in Schwaben, in meine Stube ein; dieser brachte vor wenigen Jahren einige Jahre in Berlin zu, die Baukunst und alle die Wissenschaften, die in solche einschlagen bey dem nun, leider! so früh schon mit so vielen ausnehmend grossen Schätzen tiefster Erkenntnisse beerdigten Hr. Lambert, und bey dem nie genug gepriesenen und vortreflichsten Herrn Silberschlag zu studiren und zu erlernen; damals hieng er als Baukünstler so fest und unverruckt an seiner Absicht, daß er auch gegen alles andere ganz blind war, jetzt aber, da er mein Tochtermann ist, und ich ihm, wann er zu mir von Balken und Steinen spricht, vom Mergel, Gips und Dung fürsage; so kommt er auch

in

in Absicht auf die Landwirthschaft mit mir nach Berlin wieder vielfältig zurück. Was schreiben Sie: fragte er, da von Berlin? — Ich sagte: von Mist und von Dung, von Sandfeldern und untragbaren Einöden, die ich nach dem Wunsche des Königs gerne urbar und tragbar machen mögte, warum, das wissen Sie schon, — meine Wünsche sind alle vor Friederich und seine Staaten! — Hm! sprach er, da will ich Ihnen wohl rathen, sagen Sie das Berlin und noch mehreren Brandenburgischen Städten, was ich ihnen sagen zu können schon lange gewünscht habe; damals, als ich da war, sahe und es doch übersahe, nicht achtete; nun aber überdacht habe und ihnen jetzt nicht mehr selbst sagen kan: — —

Ich stand so oft an der Spree, wo man allen Baukummer: Kalk, Gips, Laimen, — alles Gassen- und Strassenkehricht, — alle natürliche Menschenauswürfe einschüttete, und damit endlich die ohnehin seichte, mit Sand und Schlamm gefüllte Spree verstopfet und unbrauchbar machet.

Meines Erachtens wären ja diese dreyerley Materien der allerbeste und dungreicheste Zusatz zu den Flugsandfeldern, sie zu binden und ganz tragbar zu machen; so wie es in Berlin ist, ist es auch in sehr vielen Gegenden zu sehen.

Dieser Aufschluß führte mich zurück auf das Museum, so in Leipzig in der Weigandischen Buch-

Buchhandlung ausgegeben wird; ich las in solchem May 1778, fünftes Stück, Seite 405. folgende Stelle:

„Gemeiniglich hat jeder (in Nizza) an ei„nen gangbaren Weg stossende Garten ein klei„nes, gegen den Weg offenes, nach dem Garten „aber ganz zugemauertes Häusgen, dessen sich „die Vorbeygehenden bey anstossender Noth„durft bedienen können. Dergleichen Häusgen „sind, nach Kämpfers Bericht, in Japan an „allen Landstrassen, den meisten Dünger aber „holt der Landmann aus der Stadt. Daselbst „werden alle faulende Materien mit der Sorg„falt aufbehalten, mit der man sonst die Lebens„mittel zu Rathe hält. Dieser gesammelte „Unrath wird verkauft und theuer bezahlt. Es „giebt Häuser, die jährlich 100 Lire und „darüber herausziehen. Der Eigenthümer des „Gartens, worin ich wohnte, hatte die Hälfte „des Unraths von dem Gefängnis der auf die „Galeeren verurtheilten Missethäter für 300 „Lire in jährlicher Pacht. Dieser Dünger wird „von dem Landvolk, vornehmlich von den Gärt„nern in kleine Tonnen gefaßt und auf Eseln „nach den Gärten gebracht. Damit wird, nicht „das noch unbestellte Land gedüngt, sondern „das schon gepflanzte Küchengewächs um die „Wurzel herum angegossen. Auch die junge „oder neugesetzte Orangebäume werden damit „begossen. Der Unrath, welcher in Berlin „täglich in die Spree geworfen wird,

„würde

„würde in Nizza jährlich gewiß mit 30000 „Rthaler bezahlt werden " ꝛc.

Ich weiß, daß des Königs Majestät zur Verschönerung Berlins alle Jahre eine grosse Summe verwenden, daß alte Gebäude niedergerissen und ansehnlichere dagegen aufgebauet werden. Was ist nun vortreflicher vor den Feldbau, als solcher Schutt, solcher Auswurf und Kehricht? Wäre es zu viel vor die Felder um Berlin, wie leicht könnte es mittelst der Spree und der Havel sonst wohin verführt und genutzt werden? —

Mir sind freilich mehrere Städte bekannt, wo dieß und anderes, sonderlich der Abgang in den Schlachthäusern, welches Dung ohne Gleichen ist, eben so wenig genutzt, und letzteres durch hergeleitete Bäche und Flüsse weggeschwemmt wird; dagegen aber weiß ich doch auch viele Städte, wo aller Schlamm aus den Stadtgräben ausgefischt, wo das Ochsen- und Kühblut sorgfältig aufbewahrt und nachher als der beste Dung an die Bauern verkauft, von ihnen ausgeführt und aufs beste genutzt wird. Seitdem man am Rhein fast nichts mehr als Reps und Tobak bauet, seitdem kauft man dergleichen Waare den Wagen voll zu 6 bis 7 Gr. und den Kübel Blut zu 24 kr., auch 30 kr. in den Städten, und führet es fern weg auf das Land.

Auf eine solche Operation müßte das von Natur armseligste Land in das fetteste in kurzem verkehrt werden; Versuche und Proben hievon hat man ja aller Orten.

Ich habe einen Freund, welcher vermittelst eines gestemmten und aufgeschwellten Baches, welcher allen Unrath einer Stadt in sich einnahm, ein sehr grosses Feld, auf dem der dürreste Sand von jeher gelegen war, auf welchem kaum ein Gräsgen wuchs, in kurzem in die fetteste Wiese verwandelte: er führte den Bach in vielen durch einander laufenden Gräben auf solches überall hin, bald bedeckte den Sand der Inhalt des Wassers, alles flog grün an und wirft jetzt alle Jahre mehr als 100 Wagen voll Heu und Grummet ab. Solche Experimente sichern wider alle Einwürfe hinlänglich, lassen jeden keck auf Gewinn folgen und laden dazu ein.

Und doch ist man nicht ohne Grund, aus so vielen Beispielen belehrt, besorgt, daß Lehre und fremder Vorgang bey dem Landvolk, so jenes niemal getrieben hat, auf eine freiwillige Folge versagen; was ist da zu thun? —

Da ist freilich kein Vorschlag passender, als der, den der Hr. Recensent mit diesen Worten gab: „Ein ökonomischer Generalfiskal in jeder „Provinz, der die Landwirthschaft daselbst und „die Edikte zugleich im Kopf hätte, und dem

„der

„der Edelmann sowohl, als der Bauer Rede „und Antwort über jede Vernachläßigung einer „königlichen Verordnung geben müßten, würde „ein ausserordentlich nützlicher Mann für das „gemeine Beste und die Aufnahme der Lands„wirthschaft seyn, zumal wenn er die Erlaubs„nis hätte, unter den Gutsbesitzern den guten „und schlechten Wirth dem König anzuzeigen, „oder ihn brevi manu selbst in Strafe zu neh„men.“

Mich wundert nur dieß, daß in diesem Vorschlag der Edelmann mit dem Bauer in eine Rubrik gesetzt und so angegeben wird, als widersetze sich einer wie der andere den weisen und gütigen königlichen Edikten, und bleibe wider eigenes Bestes an dem Schlendrian kleben. Ich entschuldige aus mehreren Ursachen den Bauern öfters gar gerne; wie man aber den Edelmann, der doch sonst mehr wissen, mehr empfindsam seyn, beflügelter denken will, als der Bauer, den er gemeiniglich als Koth achtet, der ihn anstinkt, da frey sprechen sollte, das verstehe ich ja nicht; übergiebt daher der Hr. Recensent dem aufgestellten Generalfiscal beede zugleich, was wüßte ich oder was wüßte ein anderer dagegen zu sagen? —

In der That! — wo die Anordnungen und Edikte, wenn sie auch noch so einleuchtend, noch so voll verheissener gewissester Vortheile unter Belohnungen und Strafen sprechen, ge-

than und ausgeführt werden sollen, da geschieht es wohl nicht, es sey denn, daß Männer als besonders dazu geordnete Aufseher und Handhaber, mit stracker Gewalt versehen, aufgestellt werden; man hat hievon mehr als viele Beweise überall vor sich. Ich weiß Fürstenthümer und Herrschaften, wo man schon vor vielen, vor mehr als zwanzig Jahren Männer auftretten sahe, die sich vor sich und mit der Autorität ihrer Fürsten bewafnet, alle Mühe gaben, die besten Vorschläge in einzeln abgedruckten Bögen, in Ausgaben eines periodischen Blattes, in Edikten zu geben, sie zu erklären und einzuschärfen, den Bauern aller Arten selbst mündlich und durch die Amtleute zu lehren, wo doch bis daher auf den Feldern der meisten Dörfer kein Blättgen Klee wächset, vielweniger Mergel aufgefahren, Gips gestreut oder eine Gülle ausgegraben und genutzt wird, wo alles noch ist, wie es bey den Zeiten der Groß- und Urväter war.

Man sehe dagegen aber auch auf wieder andere Länder und Staaten, wo man den Vorschlag des Hn. Recensenten im Voraus schon als nothwendig einsahe und ihn beliebte, da grünt alles in der Landwirthschaft ganz vollkommen auf. Ich nehme hier Baden-Durlach, wo unermüdeter Eifer des weisen und gütigen Marggrafens Durchlaucht eine neue Welt schuf; Pfalz, wo der Vater des Vaterlands, der Durchlauchtigste Churfürst, bald in dem,

in jenem Beamten dieß und jenes Feld umschuf, und wo die Güte bey den Bauern nichts verfangen wollte, unter der Ausrückung ganzer Executionscommando Soldaten der Ernst auf Ablassung gresser Sümpfe verfangen mußte. Darmstadt erhub unter vollester Weisheit und Güte seines Durchlauchtigsten Landgrafens sein Haupt; Einsicht bey dem patriotischen Ernst und der frömmsten Leitung des Ministers erwachte auf einmal, und schwung sich in seinen getroffenen Anstalten über alle andere vorherige Anstalten auf: eine eigene, auf nichts sonst, als auf die Landesverbesserung sich beschäftigende Commißion wurde geordnet, von welcher der in allem gleich weiseste und in wärmster Vaterlandsliebe wirksamste Minister bey unermeßlichen übrigen Geschäften die Richtung selbsten übernahm, wo ein Oberlandrath mit weisem, allezeit fertigem, feurigem Geist das Ruder ergrif, und drey Oberlandcommissarii, die mit Einsicht und Fleiß beflügelt das Land beständig durchreisen, überall aufsehen, anordnen, unterrichten, mit Güte und väterlicher Strenge den Landmann zu dem, was die Commißion anordnet, anhalten und antreiben; jederman konnte sich von einem so weise errichteten Institut, gleich bey seiner Errichtung alles Gute versprechen; es hat auch nicht nur dieser Vermuthung alsbald entsprochen, sondern sie auch sogar noch in kurzem übertroffen.

Wie konnte es anderst auch ausfallen, da man den Landmann hier mitten einstellte, ihn von der Sohle bis auf den Kopf auf allen Seiten besahe, wo es ihm fehlte, genaueſt bemerkte, und ihn nicht von einer, sondern auf allen Seiten auf seine Besserung bearbeitete; Ein mächtiger Fehler mancher solcher Institute, die zwar auf die Umschaffung des Landmanns bestimmt sind, ihn aber nur immer von einer Seite ansehen und bearbeiten und richten! —

Er soll Klee bauen, und man läßt ihn von den Hirschen und Schafen wieder abfressen (*); seine

(*) Bestes Zeugnis der landesväterlichsten Fürsorge, wo der Fürst eines Landes sein Wildpret in einen Park einschliesset, und dem Kleebau des Landmannes wider die Schafe so aufhilft, wie man da lieset!

Von Gottes Gnaden Ludwig, Landgraf zu Hessen 2c. 2c.

Bey genauerer Prüfung der Ursachen, warum bisher in Unsern fürstlichen Landen der Ackerbau als die erste und dauerhafteste Quelle des gemeinen Wohlseyns noch immer weit von dem zu wünschenden Grad der Vollkommenheit entfernt geblieben ist, ergiebt sich gar bald, daß solches aus Mangel hinlänglicher Winter- und Sommerfütterung zum Unterhalt eines dem Ackerbau angemessenen stärkern Viehstandes und des daher

zu

seine Aecker mit Mergel verbessern, ihnen Dung geben, und schaft doch die Waiden, die Frohnen nicht ab; er soll klüger werden, als seine Väter, und erleuchtet ihn nicht durch Verbes-

zu gewinnenden reichlichern Dunges hauptsächlich entsprungen sey.

Um nun diesem dreifachen Gebrechen werkthätiger abzuhelfen, verordnen Wir hiemit, landesväterlich wünschend und gesinnend

1) daß sich Unsere geliebte Unterthanen künftighin des Anbaues gedachter Futterkräuter, als des Luzerner und deutschen Klees, gleichwie der Esparsette mehreres, denn bisher, befleißigen, und sich dadurch in Stand setzen mögen, genugsames Vieh mit voller Nahrung zu versehen.

2) Zu dessen geschwinderer Beförderung soll der Kleebau von allem Schaf- und anderm Viehtrieb bey schwerer unnachlaßbarer Strafe gänzlich verschont und geheegt werden (*).

3) Dieser erbaute Klee soll von der Abgabe des Zehendens befreyt bleiben, wenn selbiger auf denen ordentlich im Bau stehenden Feldern, in die, nach vorhergegangener Bedüngung auszustellende letztere Fruchtsaat, es sey in Hirsen, Gersten, Sommerkorn oder Hafer eingesäet wird, und folglich

(*) Und die Schafe, die so zum Besten des Landmanns eingeschränkt werden, sind des Fürsten, der Zehnd nach Num. 3. und 7. gehört ebenfalls sein: Wo sind viele Fürsten, die so fürst-väterlich-groß denken!

ferung seiner Schulen; alles soll glücklich leben, und man dultet die Unterdrückung der Witwen, läßt der Waisen Gut rauben, die Landesvampiere alle Unterthanen aussaugen, giebt zu,

---

folglich in die nachherige Brache zu stehen kommt.

4) Da solchenfalls, wenn auch gleich bey einem ordentlich dreiflürig eingerichteten Ackerbau die Hälfte der Brache in Klee zu stehen käme, noch immer die andere Hälfte, oder ein Sechstheil der ganzen Gemarkung leer und als Brache in Dung und Bau zu setzen übrig bleibt, die mit denen Heerden bestrichen werden mag; So haben die Schäfer und andere Viehhirten bey Vermeidung obgedachter Strafe sich bis nach eingethaner Erndte und der dadurch erscheinden Stoppelwaide, mit ihren Heerden an sothanem ein Sechstel lediglich zu begnügen.

5) Dagegen sollen Unsere Unterthanen ihren Ackerbau besonders in grossen mit Schäfereyen versehenen Gemarkungen in ordentlichen Flurbau bringen, und darinnen dergestalt unterhalten, daß die Brache in ganzen, mit denen Heerden zu behütenden Gewanden, so wie der Frucht- und Klee-Bau, möglichstermassen zusammenhänge, und nicht Stückweise durcheinander laufe.

6) Sollte sich jedoch, wie öfters geschehen kan, ergeben, daß ein oder der andere Güter-Besitzer, entweder aus Mangel mehreren Gelän-

zu, daß die Gemeingüter verschwelgt werden, gestattet alle Ueppigkeiten als die Fallen, worin man die fänget, denen man durch Strafen das Ihrige gerne abzwacket, wodurch man ihnen

Geländes in anderen Fluren, oder seines sonstigen Vortheils halben, den Klee in dem vorherigen Brachfeld, noch ein Jahr länger stehen zu lassen genöthigt wäre, oder seines Nutzens wegen räthlich fände, so, daß selbiger in die Fruchtflur zu stehen käme: dann sollen zwar diese Stücke auch von allem Viehtrieb, wie Wir in diesem 2ten §. verordnet, gänzlich geheeget werden; aber in diesem Fall der oder die Eigenthümer gehalten seyn, den Zehenden von solchem Klee zu verabreichen, jedoch in der Maaße, daß dieser Zehende nur von der Hauptschur, gleichwie bey dem hin und wieder in natura fallenden Heuzehenden entrichtet werde.

7) Würden aber nach Unserm landesväterlichem innigstem Wunsch Unsere getreue Unterthanen ihr eigenes Bestes noch weiter beherzigen, und sich beeifern, besonders in gebürgigten Gegenden solche Strecken Landes in Bau zu nehmen, die bishero öde und wüst gelegen, und dahin die immerwährende Esparsette oder andere Futterkräuter anpflanzen; So verstatten Wir ihnen darauf während deren Fortdauer die gänzliche Zehendfreiheit als eine Belohnung ihres bezeigenden Fleises, mit dem gnädigsten Beifügen, daß alsdenn von solchem Gelände erst der Zehende erhoben

werden

die Kräfte nach und nach wegnimmt, mit denen sie sonst ihre Auslagen auf ihre Güter gethan, und auf reichern Ertrag ganz wohl bestellt und verbessert hätten.

Bey

---

werden solle, wenn eine Kulturveränderung vorgehen und solches zu einem Fruchtertrag gebracht werden würde.

Und weilen besonders bey der Esparsette (welche auch auf dem schlechtesten Boden gedeihet) gar vieles darauf ankommt, daß selbige in den erstern 2 bis 3 Jahren wohl Wurzel schlage und sich bestände, als worzu ein tief aufgelockertes und mürbe gemachtes Erdreich erfordert wird, und daß selbige in dieser Zeit von allem Viehtrieb gänzlich befreiet bleibe; So befehlen Wir auch gnädigst, daß bey solchen Anlagen die Schäfer und übrige Viehhirten sich mit ihren Heerden des Bewaidens dieser Districten 3 Jahre lang, von der Aussaat an gerechnet, gänzlich enthalten sollen; Nach deren Verlauf sie die Schafe, wie auf andern Wiesen die Winterwaide von *Martini* bis *Petri Cathedra* darauf genieſſen lassen können und mögen.

Wir befehlen demnach, daß über diese Unsere Verordnung scharf gehalten, auch die Uebertreter derselben nachdrücklichst bestraft, und des Endes selbige zu desto genauerer Nachachtung aller Orten behörig bekannt gemacht werden solle. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beigedruckten fürstlichen Geheimen-Insiegels. Darmstadt den 25. Nov. 1776.

Ludwig,
Landgraf zu Hessen.

Bey dem Darmstädtischen Institute nimmt man in allem das ganze Gegentheil wahr; Auf den grossen Zweck der allgemeinen Verbesserung des Landes gesehen, setzt man nicht nur hierauf die besten Mittel an, sondern räumt auch alle Ursachen, die diese Absicht noch mehr entfernen, weg, wirft auch aus dem Weg, auf dem man ihr näher kommen will, alle Hindernisse aus; hierauf befielt der Fürst, sinnt der Minister, arbeiten die andern, spricht der Prediger auf der Kanzel, unterrichtet der Lehrer in der Schule, wird der Landmann durch Liebe und Ernst und Beispiel nach und nach willig! —

Daß Sie, mein Freund! den ganzen Plan übersehen, schreibe ich Ihnen denselben aus meinem einzigen Exemplar ab; heben Sie ihn als ein seltenes Denkmal eines aufs Beste, väterlichst behandelten Landes auf spätere Zeit auf! Hier ist er:

Ankündigung ans Vaterland, die zu Berath- und Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes angeordnete Landcommißion betreffend. Darmstadt 1777.

Das gewöhnliche Schicksal des deutschen Unterthanen ist: daß ihm von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eine Stimme zuruft: Gieb! Gieb! —

Woher ers nehmen, wie ers erwerben solle? wird seinem Menschenverstand, ob ers mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe? seinem Kummer und Thränen überlassen; ob er seines Lebens froh werde? ob er seinen Fürsten segne, oder ihm den Tod wünsche? darüber setzt sich die Kameralphilosophie unserer Tage großmüthig hinaus. Genug, wenn er giebt, Beweis genug, daß ers hat.

Wohl dem! der keine Ursache hat, in diesen Zügen das Bild seines eigenen Vaterlandes zu erkennen.

Denn, gedankt sey es der erbarmenden Vorsehung! daß auch Deutschland Regenten aufzuweisen hat, die Pfleger ihres Volks sind, und mit Vaterherzen und Hirtentreue Mittel und Absicht zu einem Zweck gemeinschaftlicher Glückseligkeit geheiligt, dergestalt verbinden, um in der Wohlfahrt ihres Landes ihren größten Ruhm, und in dem frohen Blick vergnügter und zufriedener Unterthanen ihre eigene Ehre und Glückseligkeit zu suchen.

Von solch leuchtenden Beispielen aufgefordert und aus dem Trieb landesväterlicher Gesinnungen haben der Landgraf, unser gnädigster Fürst und Herr, Sichs zum Anliegen Ihres Herzens gemacht, diesen wichtigen Gegenstand der allgemeinen Berath- und Verbesserung des Wohl- und Nahrungsstandes

Ihrer treuen Unterthanen auf eine solche Weise zu umfassen, welche Sie Ihrer wohlthätigen Absicht am sichersten entsprechend zu seyn geglaubt, indem Sie hierzu unter dem Namen einer Landcommißion ein von Ihnen selbst und Ihrem Ministerio unmittelbar abhangendes eigenes Kollegium errichtet haben.

Die Oberaufsicht im Ganzen ist in die Hände des fürstlichen Präsidentens und Canzlars, Freyherrn von Moser gelegt, die besondere Direction der Anstalt aber dem dazu eigens verordneten Landkammerrath Eymes übertragen, und die von drey Oberlandcommissarien zu besorgende Geschäfte dieses Instituts überhaupt solchen Männern anvertraut, von deren Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe, Einsicht und Erfahrung der Fürst Beweis und Zeugnis vor sich hatte.

Da nie so sehr, als zu unsern Tagen mit Menschenliebe und Patriotismus gepralt, nie den Fürsten der Völker mehr Lob ins Gesicht gelogen, und ihnen gleichwohl die Welt noch nie so eng und das väterliche Erbe so klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen so angestrengt, und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter seine Menschenwürde erniedrigt, nie Zeit zur Ruhe, Besinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heucheley von landesväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie so sehr als Ma-

schine

schine betrachtet und behandelt worden: So wird hiemit im Angesicht des ganzen Vaterlands die theure und feierliche Zusage niedergelegt: daß die Absicht dieser neuen Anstalt nicht sey, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbesserungen in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Belästigung der Unterthanen zu bahnen. Nein! so laut als es durchs ganze Land schallen kan! Nein! der Wille des Fürsten und die ganze Summe der Rathschläge und Bemühungen dieser Landcommißion ist gerad und einzig dahin gerichtet, dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst, und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen.

Den Zweck dieses weit umfassenden Plans in seinen mannigfaltigen Beziehungen mit Geduld und Muth allmählig zu erreichen, wird namentlich die Bemühung und das Augenmerk dahin gerichtet seyn:

1) Bey den Städten und Dörfern eine bessere und fruchtbarere Einrichtung der gemeinen Haushaltung im Ganzen, mittelst treuerer Verwaltung und nützlicherer Anwendung der gemeinen Einkünfte, auch mehrerer Ordnung und Pünktlichkeit in dem gemeinen Rechnungswesen einzuführen.

2) Plan

2) Plan und Mittel zu Tilgung der die mehreste Communen drückenden, von Eltern auf Kinder fortgewälzten Schulden zu finden, und den öffentlichen Credit jeden Orts herzustellen und zu begründen.

3) Ueber die so sehr verfallene Vormundschaften der minderjährigen Unterthanen mittelst schleuniger und gewissenhafter Bevormundung, richtiger Verwaltung ihres Vermögens und genauer Ablegung der Rechnungen zu wachen.

4) Die durchgängige jeden Orts Verfassung und Lage sorgfältig angemessene Verbesserung und erleichterte Hülfsmittel beim Ackerbau und Viehzucht, als der wahren unzerstörlichen Quelle des Viehstands und Reichthums fleißiger und vernünftiger Landleute wird eine der wichtigsten Beschäftigungen und das vorzüglichste Augenmerk dahin gerichtet seyn, durch Ausdehnung und Verbesserung der Kultur jeder Gattung, das besondere Vermögen jeder Stadt und Orts zu erhöhen, und das allgemeine Wohlhaben und den Wohlstand dadurch zu befördern.

Ohngeachtet der Bauer Bauer bleiben und nie aus der Mode kommen, vielmehr den Ruhm: dieß ist das Land,

wo

wo gute Bauern sind, erwerben soll; so wird doch in unzertrennlicher Verbindung der Stadt: und Landwirthschaft

5) auf die Vermehrung und bequeme Verschaffung wohlfeiler Lebensmittel,

6) auf die möglichste Begünstigung und Erleichterung des in: und ausländischen Handels, auf Unterstützung und Ermunterung nützlicher und den Unterthanen beschäftigender Manufakturen und Fabriken, auf den daraus fliessenden mehrern Umlauf und stärkern Zulauf des Gelds, vergrössernden Bevölkerungsstand und leichten Versorgung der Armen sorgfältiger Bedacht genommen, und nichts, was das Beste des Landes vom reichsten Bürger an bis zur niedrigsten Hütte, von nahem oder fernem, im Ganzen oder in seinen Theilen berühren kan, mit Wissen und Willen ausser Acht gelassen werden. Insbesondere wird auch

7) eine zärtliche und gewissenhafte Sorgfalt auf die Verbesserung des allgemeinen Erziehungswesens im Lande gerichtet, vor die Bestellung und verhältnismäßige Belohnung tüchtiger und würdiger Schulmänner und einen damit bezielenden angemessenen Unterricht der Landjugend,

als

als der künftigen Hausväter und Vorsteher ihrer Mitunterthanen gesorgt, und mit der zu diesem dringenden Anliegen bereits besonders angeordneten Erziehungscommißion Hand in Hand gearbeitet werden.

Das ganze Geschäfte der Landcommißion soll beharrlich das Wahrzeichen ihres Ursprungs tragen; so wie sie selbst ein Werk der Liebe ihres Fürstens ist; so soll auch jenes nur ein Werk der Ueberzeugung und probhaltiger Erfahrungen seyn. Der Fürst wird nicht als Herr, sondern nur als Vater erscheinen, und der Bauer soll erst sehen und dann glauben. Befehle und Zwangsmittel werden nur allein alsdenn statt finden, wo Gewissen, Treue und Pflicht zu Abstellung eingerissener Mißbräuche, und um den Bösen ausser Stand zum Schaden, Betrügen und Verführen zu setzen, obrigkeitlichen Ernst nothwendig macht.

Wer guten Rath und Hülfe haben will, dem ist nun die Gelegenheit dazu gemacht, er wird bey allen und jeden Mitgliedern der landcommißion ein stets offenes Ohr, ein empfindungsvolles, von dem Werth, der Freund und Wohlthäter seiner Brüder zu seyn, belebt- und durchdrungenes Herz und den warmen Eifer finden, jeden, so viel nur möglich, vergnügt und glücklich zu machen. Wer nicht will; wem seine Vourtheile, alte Gewohnheiten und ein

saures Leben lieber, als ein vergnügtes, weil dieses was neues ist, seyn sollte; der suche dann immer die Schuld bey sich selbst und nicht bey seinem Land, noch dem Fürsten.

Bey dieser ernsten und reinen Gesinnung hält sich gleichwohl die Landcommißion vollkommen überzeugt, daß sie keinen Himmel auf Erden erschaffen, nicht alle Hügel und Berge eben machen, am wenigsten mit dem Zauberstab in der Hand eine Wüste schnell in ein Paradies verwandeln werde. Man müßte den Menschen, und insbesondere die Menschen dieses Landes, ihre petrificirte Denkungsart, ihren eisernen Hartsinn gegen alles Neue und Ungewohnte, die schadenfrohe Freude so vieler, denen aus Unwissenheit, Faulheit und Eigennutz der Untergang jeden guten Gedankens allemal lieber, als dessen Gedeihen ist, die Taglöhnermäßige Gesinnung so vieler andern, denen vor allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte, schon im voraus grauet; man müßte endlich die fühllose Härte und Gleichgültigkeit so vieler Menschen, gegen ihr eigenes und noch mehr das Beste ihrer Nebenmenschen nicht kennen (derer in der Verfassung eines Landes und den Localumständen liegenden vielen Schwürigkeiten nicht zu gedenken) wenn man nicht bey dem thätigsten und wirksamsten Eifer Hindernisse ohne Zahl voraus sähe. Felsen zu sprengen hat die Landcommißion weder Instruktion, noch Beruf, sie mit Gedult, gleich Eßig, durchzubeizen,

darf

darf und wird sie sich erlauben, nie ermüden, stets neuen Muth fassen, und nicht aufhören auf Hofnung zu säen, damit die nach uns Kommende mit Freuden erndten.

Vereinigte Kräfte sind aber Dankenswerth und unter solchen Umständen (denn, was vermag der beste Wille von fünf Männern gegenüber einem ganzen Lande?) nöthig und unentbehrlich. Daher noch ein Wort an die Geistliche und an die Beamten und Unterobrigkeiten des Landes.

Nie wird den Geistlichen zugemuthet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten, und anstatt ihrer Gemeindskinder die Seidenwürme zu besuchen; da sie aber die erste Klasse der Diener des Staats sind; so erwartet dieser Staat, der sie bestellt und ernährt, von ihnen, daß sie in ihren öffentlichen Vorträgen nebst anderen heilsamen Wahrheiten, ihren Gemeinen die Pflichten gegen sich selbst, gegen ihre Nebenmenschen, gegen ihr Vaterland, gegen ihren Landesherrn, die Glückseligkeit, unter einer gelinden Regierung ein ruhiges und zufriedenes Leben zu führen, die Mittel, durch Ordnung und Folgsamkeit solches zu erhalten und zu vermehren, und andere dergleichen, den Begriffen und Bedürfnissen des gemeinen Mannes angemessene populäre Wahrheiten öfter, als bishero geschehen, einprägen, Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Landesherrn, Vertrauen und Folgsamkeit gegen Rath und Verordnungen ihrer Obrigkeit inspi-

riren, das Schul- und Erziehungswesen ihrer anvertrauten Gemeinen sich ernstlicher, als leider! bishero an vielen Orten geschehen, angelegen seyn lassen, sich nicht erniedriget zu seyn achten, wenn sie sich um die häusliche Bedürfnisse, Fehler und Verbesserung des Nahrungsstands ihrer Nebenmenschen bekümmern, ihnen mit Rath und That beistehen, sondern vielmehr sich selbst die frohe Erfahrung verschaffen, daß der Mensch, der in ihnen einen Freund und Berather seiner häuslichen Umstände gefunden hat, den grossen Wahrheiten der Religion sein Herz nur um so williger und mit einem weit gesegneterm Eindruck ihrer sonst so oft wie Wasser von Felsen ablaufenden Ermahnungen öfnen, und dardurch ihr verehrungswürdiges, das Beste der Menschheit so unmittelbar bezielendes Amt mit gedoppeltem Segen werde bekrönt werden.

Die Beamte des Landes haben es hie und da so weit gebracht, daß der Landmann sie als seine gebohrne Erbfeinde betrachtet, welche darzu erschaffen und von dem Fürsten besoldet seyen, um nur die Bauern zu procesßiren, zu sportuliren, zu exequiren, und, wenn nichts mehr zu holen ist, zu inventiren, und zum Land hinaus zu vexiren. Wie sehr und oft der Fürst über ein seiner Gesinnung so stracks entgegen laufendes Betragen geeifert, und welche Exempel des Ernstes an ein und andern so gearteten Dienern bereits gestiftet worden, ist ohne weitere Wiederholung dem ganzen Land bekannt.

Das Nichtplagen ist aber der allerunterste Grad der Dienstreue, ja der Menschenliebe selbst, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende Rath, der gutherzige Vertraute jeden Unterthanens in der anvertrauten Stelle zu seyn, welch ein Glück und Segen vor ein solches Land? Und so ists, wie unser Fürst es zu sehen wünschte.

Er wirds nie ganz erleben und vielleicht auch keiner nach ihm, weil sich Tugend, Großmuth, Menschenliebe und Erbarmung zwar auf Universitäten doceiren, aber nicht inokuliren, noch mit Titeln und Besoldungen erkaufen, sondern nur suchen, und, wenn Gott einem Land gnädig ist, finden läßt. Doch gedankt seys der Vorsehung! Auch wir haben Väter und Hirten, und werden unter Gottes Segen immer noch mehrere bekommen.

Man kan und wird den vors gemeine Beste Trägen und Unempfindlichen lassen, wo er ist, bis er sich selbst zu todt lebt; er ist beschimpft und gestraft genug, indem er sich mit dem Nachklang auszeichnet: **der Mann hat nichts gethan!**

Den guten Männern jeder Gattung aber, den Menschenfreunden, die nicht nach dem Maaßstab ihres Solds und Accidentien, sondern aus Lust, Gutes zu thun, aus der edelsten Ehrbegierde, Wohlthäter des Landes zu seyn, mit Rath und That helfen, die gute Absichten zu befördern und zu beschleunigen, denen wird im Namen des Fürsten vor seinem treuen Land

das Versprechen angelobet: daß jede ihrer guten Handlungen mit Empfindung und Dank erkennt, ihre Bemühungen unterstützt, jede edle That dem Fürsten kenntbar gemacht, und die durch Eifer und Wohlthätigkeit sich Auszeichnende, durch vorzügliche Beförderungen ihrer selbst, vorzügliche Versorgung wohlerzogener Söhne, und auf jede andere, nach der Verfassung des Landes nur immer mögliche Weise thätig belohnt, auch ihre dem Vaterland werth gewordene Namen zum Dank der Jetztlebenden und der Nachkommen öffentlich aufbewahret werden sollen.

Schließlich wird hiemit bezeugt, daß alle in obbeschriebene Absichten einschlagende Bemerkungen, Verbesserungsvorschläge, gute Gedanken und Wünsche, auch, wo es nöthig, Beschwerden, Klagen und Anliegen der Landcommißion mit aller derjenigen Offenherzigkeit, Zutrauen und Freimüthigkeit, die ein Freund dem andern schenkt, entdecket werden können, und mit Dank willkommen seyn werden; es mögen solche das Beste des Landes im Ganzen, oder die Bedürfnisse und Angelegenheiten einzelner Distrikte, Städte, Dörfer und Familien betreffen; nur mit der einigen Einschränkung, daß alles dieses schriftlich und zwar mit dem jedesmals darunter gesetzten wahren Namen des Anzeigenden und dem Ort dessen Aufenthalts geschehe, welches entweder unter der Ueberschrift an den fürstlichen Präsidenten unmittelbar, oder an den Direktor der Anstalt

stalt, fürstlichen Landkammerrath Eymes ergehen und dabey bemerkt werden kan: ob der Verfasser lieber überhaupt unbekannt, oder wenigstens noch vor der Hand verborgen bleiben wolle?

Da aufrichtige Menschenliebe der Grund und die das ganze freundschaftliche Geschäfte in Bewegung setzende Triebfeder ist; so wird es auf einer Seite zur Pflicht, jede wohlgemeinte Gesinnung und wohlthätige Handlung nicht unbemerkt und unbelohnt zu lassen; anderer Seits aber der Bosheit, Neid und Selbstrache den Weg zu verlegen, heimliche falsche Insinuationen, Abwürdigung und Anschwärzung rechtschaffener Männer sich nicht so leicht ungeahndet und ungestraft zu erlauben.

Wird also approbirt. Pirmasens, den 17ten Jan. 1777.

Ludwig,
Landgraf zu Hessen.

Sie haben gelesen! das vollkommenste Meisterstück gelesen! — Wüßten Sie dann je mit mehr Wärme vor's Vaterland zu sprechen, als da der Fürst spricht? — Welcher Unterthan, sagen Sie, so väterlich behandelt, preißt sich da nicht selig? — folget nicht willig? — trägt nicht mit vollen Kräften, allezeit dazu fertig, nicht alles dazu bey, diese

grosse Absicht vor's allgemeine Beste recht früh und recht ganz zu gewinnen? —

Alles beantwortet Ihnen Ihre Fragen mit ja; auch schon viele der Unterthanen dieses Landes selbst; — und doch muß ich Ihnen dabey sagen: — auch viele derselben sogleich nicht, bis sich endlich nach und nach ihre Augen aufhellten, sahen, und Thatsachen, ohne ihren eigenen Erfahrungen zu widersprechen, zu läugnen, ausser Stand kamen. Bei'm Neuen, wenn es auch das Beste ist, horcht der Widerspruch auf der ganzen Gränze auf, und weicht öfters nicht ehe ab, bis er mit Kriegsmacht verjagt wird; so überall, warum denn nun nicht auch da! — Natürliche Schüchternheit, Mißtrauen aus vorherigen Zufällen eingeschränkt, Mangel dabey nöthiger Einsicht entschuldigen den guten Landmann: — machen aber billig und um so weniger den ihn auf sein Bestes bearbeitenden Menschenfreund ja nie müde oder verdrossen; zuletzt bekrönt seinen Fleiß und seine Liebe doch allgemeiner Landdank und Wohl! —

Ich kan Ihnen alles dieß von einem so weise abgefaßten Plan, der sich nun so auf allen Seiten des Landes glücklichst zu rechtfertigen in Riesenschritten eilet, erzehlen, da ich diese Wollust empfinde, daß einer meiner Söhne das schätzbarste Glück hat, ein Censor agrarius nach Römischer Verfassung, oder welches eben das ist, Oberland: Commissair bey dem Institut zu seyn;

Aus

Aus dessen Mund und Erfahrungen noch eins! Sie werden etwa wohl wissen, daß das Darmstädtische, sonderlich die Gegend um Darmstadt herum, mit Flugsand, auf welchem von jeher gar nichts erbaut wurde, und vor sich auch gar nichts erwuchs, bedeckt ist, oder den Urstoff seiner Felder ausmachet.

Man hat nun angefangen, diese Felder umzubrechen, mit Klee, Erbsen, Wicken, Saubohnen und dergleichen zu besäen; man bestreut die aufgekaimte Früchte mit Gips und auch 1778, wo doch auch in andern nicht so hitzigen Feldern sehr viele Erdgewächse von der starken lange anhaltenden Hitze ganz vertrockneten und umkamen, erhielten sich die da nicht nur vortreflich, sondern erwuchsen auch zu einer ausserordentlichen Grösse auf, und zeitigten vollkommenst gut aus. Man stellte die Versuche so an, daß man ein Land, welches mit Saubohnen, ein anders, so mit Klee angesäet war, halb begipsete, halb nicht; Saubohnen und Klee, die nicht begipst waren, vergiengen, und die begipst waren, wuchsen zu ihrer Grösse und Reife aufs vortreflichste an.

Wäre nun also der Gips von dem Brandenburgischen Flugsand, sonderlich vor den um Berlin her nicht auch das erwünschteste Mittel, ihn zu befruchten, das unfruchtbare Feld in ein nützliches Grün zu verwandeln, um damit neben der Schönheit viele Tonnen zu gewinnen? Ich denke allerdings! —

Aber woher denn den Gips? — Ich weiß es, mein verehrungswürdigster Freund! daß der Gips auf den Sandländern gar nicht zu Hause ist; so ist es auch in den Darmstädtischen Landen; allein von seiner Güte nun überzeugt wird er aus der Ferne auf dem Neckar, Rhein und Mayn in dieselben verführt; das löbliche Landcommißionsinstitut erbaute Häuser, in solchen ist die Niederlage errichtet, nach dem Accord, der mit den Schiffern gemacht ist, wird der Centner vor 16 Kreuzer geliefert, und da dem Bauern wieder ausgewogen und ohne Aufschlag gegeben, diesen führen sie noch auf mehrere Meilen zu sich in's Land, und nutzen ihn mit dem besten Gewinn.

Die Spree, die Havel, die Oder und andere Flüsse in Brandenburg dienen zu dem nemlichen, und man würde, wie ich es wohl weiß, hin und her Gegenden genug auffinden, wo man den Gips in Menge ausgraben und nach Brandenburg zu bringen vermögte.

Lassen Sie mich dabey nun schliessen und mir die Wonne vor mein Herz weissagen, daß ich zu dem Besten der Preußischen Staaten, Ihnen zum Vergnügen einiges Gutes gesagt habe; Wunsch ist allerdings dieß, und daß ich forthin die Ehre geniessen möge, daß Sie mein Freund seyen, wie ich von Herzen

Ihr

Kupferzell den 4. Jenner 1779.

gehorsamtreuester Diener.

LIV.

LIV.

Glücklicher Erfolg
einer
Unterpflügung
des
am 1 August 1777
durch einen totalen Wetterschlag
ausgeschlagenen Getraides
auf dem
Hochfürstl. Hohenlohe-Ingelfingischen Kameralgut
Rotach-Hof.

Es ist allerdings von Wichtigkeit, einem Schaden, den man selbst nicht abhalten oder wieder abändern kan, so zu entgehen, daß man ihn durch irgend einen Handgriff wieder ersetzet oder ihn in Gewinn verwandelt.

Der kluge und umsehende Landwirth wird dieß allemal bey allen Zufällen können, wenn er nur keck genug auf mögliche Einsichten etwas gewisser massen waget; der von stumpfen Augen, der bei'm Anfall des Unglückes sogleich allen Muth verlieret, gewiß niemal. Sätze, wozu mich der Gedanke: daß Gott als ein Vater die Menschen nicht mit zu ihrer Wohlfart unzulänglichen Kräften in die Fremde, da ihr Glück zu machen und zu bauen, ausgeschickt habe, verleitet; Kan ich mir doch wohl meinen Gott so als den Vater vorstellen, der sein Kind erziehet, es auf sein Glück unterrichtet, ihm das benöthigte Geld in die Tasche steckt, es damit in die Fremde fortschickt, und bei'm Abschied ihm sagt: siehe Sohn, du bist nun unterrichtet, hast Vermögen bey dir; gehe hin, suche dein Wohl auf; siehe dich in der Welt um, sey arbeitsam, redlich und klug, und mache dein Glück nunmehr denn selbsten!

In gar sehr wenigen Unglücksfällen ist der Mensch ausser Schuld; die allermeisten bereitet er sich selbsten, und aus den meisten, die er sich gemacht hat, hebt er sich, wo er nur will, wieder heraus; nehme ich den Missethäter selbst in den Ketten an, und sehe auf die Zukunft seine Seligkeit, zu der er sich auch am Todte noch verhelfen kan, als sein Wohl an; so bleibt wohl kein unglücklicher Fall, aus dem er sich nicht wieder heraus zu reissen im Stand ist, übrig.

Man spüre auf die nahe und entfernte Gründe des Zustandes des Menschen: sein Zustand sey Wohl oder Weh, so wird man mir in meiner behaupteten Meinung allerdings beistimmen. Wahr ist es allemal, daß Zufälle sich eräugnen, bey denen man die Ursachen ganz fern vom Menschen in der Natur, oder besser! in der weisen Regierung und Bestimmung der Gottheit ganz allein vorfindet, z. Ex. das Hagelwetter schlägt ein ganzes Kornfeld zu Boden; der Landmann sieht da seine Wohlfart zu einem guten Theil ruinirt; alle menschliche Klugheit und Stärke hätte ihn darwider nicht geschützt; folgt es aber alsdenn, wenn er sich nicht sogleich wieder erholet, daß auch dieß nicht in seiner Macht war? Ich sage wohl mit Grunde, nein; denn, ob er gleich kein Mittel nirgendswo fürfand, dem verderbenden Hagelwetter Einhalt zu thun, ihm Gränzen

zu stecken; so hat er hier doch vielleicht Hülfe in sich selbsten, den verursachten Schaden sich wieder in kurzem zu ersetzen; thut er es nicht; so kommt er bey seinem Verderben erst in die Schuld, und hat es vor der Vorsicht zu verantworten, vor der einst zu verantworten, die ihm Mittel darwider, deren er sich aber faul nicht bediente, an die Hand gab.

Ich könnte mich hier auf allerhand Fälle ausdehnen, ich thue es aber nicht, und bleibe bey dem Fall eines verderbenden Hagelwetters stehen, und das um so lieber, als es Sache von Wichtigkeit ist und schon gar viele gewünscht, sich auch schon mit mir vor dem darauf bemüht haben, ein Mittel zu erfinden, durch welches so ein Schade des Landmanns hinlänglich und gewiß ersetzt werden mögte.

Die königliche Societät der Wissenschaften in Göttingen gab hierauf eine Preisfrage, wie diese beantwortet wurde, weiß ich bisher noch nicht: daß sie aber vor so eine so respektable Gesellschaft sehr rühmlich seyn müsse, wird wohl jederman zugeben, und jedweder wird den Mann ehren, der sie hinlänglich beantwortet.

In vorhergehenden Theilen dieser meiner Beiträge habe ich dazu Beiträge gegeben; ich habe mich auch bisher bemühet, mehrere zu finden und sie zu den vorigen zu stellen.

Theorie will ich hierbey gar nicht verwerfen; man kan dabey aus Ideen mehreres schliessen;

allein

allein ich bitte um Erlaubnis, wenn ich sage, daß ich sie doch als zulänglich weder angebe, noch erkenne, daß ich hier Erfahrungen und einzelne Fälle ihr allemal als lehrreicher vorziehe. Das ist auch die Ursache, warum ich mich in jene nur wie im Vorbeigehen bis daher einliesse; destomehr aber Erfahrungen zu sammlen und vorzulegen trachtete, hier denn wieder also gethan habe.

Vielleicht ist man bey mehreren vorgelegten Fällen etwa zuletzt noch im Stand, aus ihnen die nöthigen Regeln, durch deren Beobachtung man sich wieder hilfet, zu abstrahiren und so ein Ganzes zu machen.

Im Jahr 1777. traf am 1. August, also an der Ernde, das sich so weit ausbreitende Hagelwetter auch wieder einen Theil der Hohenlohischen Lande, und besonders den Hohenlohe-Ingelfingischen Kameralhof Rotach, es schlug auf solchem die ganze dastehende Ernde nieder und zwar so total, daß man kaum noch im Stand war, das Geströh vom Felde zu bringen; die meisten Körner lagen da unnütze auf dem Boden; Ein anderer Kameraliste eines vielleicht nicht so klugen und weise denkenden Fürstens, als des hohen Herrn Senioris Hochfürstliche Durchlaucht Sich im hohen Alter noch darstellen; ein anderer Oekonom, als der würdige, einsichtige, aktiveste Herr Hofkammerrath Braun, hätte dieses zwar vielleicht unwillig

auf

auf die Vorsicht bemerkt, wäre weggegangen, hätte weiter darüber nicht gedacht, etwa nur noch gesagt: Treibt Gänse, Hüner, Schweine hin und nutzt's so gut, als ihr könnet! — er hätte wohl alles aus den angefüllten Kästen ersetzt; nicht aber darauf gesonnen, das Unglück seiner Herrschaft aus sich selbst wieder in Gewinn zu verwandeln, den Schaden aus dem Schaden selbst Ihr wieder zu ersetzen. Welch' ein Unterschied unter den Dienern! — Jener rechtschaffene Mann that hier also ganz anderst: Nicht unnöthig weitläuftig zu werden, lege ich sein Schreiben an mich, und dabey auch seine Erzehlung dessen, was geschah, und was er that, hier ohne Zusatz oder Weglassung an.

P. P.

„Vermög meiner Euer Hochwohlehrwür-
„den gegebenen Versicherung ertheile in
„dem angeschlossenen Pro memoria mit,
„wie sich die untergeackerte Frucht nach
„dem totalen Wetterschlag den 1. Aug.
„1777. auf dem hiesigen herrschaftlichen
„Hof Rotach ergeben habe. Wäre das
„Frühjahr vor die Saamen besser gewe-
„sen; so würde der Ertrag an Schobern
„und Früchten auch reichlicher ausgefallen
„seyn. Immittelst hat diese untergeackerte
„Feldung keinen Saamen gekostet, und
„doch mehr ertragen, als wenn sie mit
„Haber besäet worden wäre. Die zur

„Nach-

„Nachfolge zu solchem Unteracken ani-
„mirte Unterthanen wollte darum nicht
„anführen, weil einige damit nicht ganz
„zufrieden gewesen, welches hergekommen,
„weil sie das Umackern nicht gleich gethan,
„sondern erst die Schafe darüber laufen,
„und den Saamen durch Ungeziefer guten
„Theils verziehen lassen, worzu die dem
„Saamen nicht anständig gewesene Früh-
„lingswitterung gekommen, welche, wo
„nicht genug Saamen gestanden, solchen
„ausgemerzt hat. Ich hoffe damit mein
„Engagement zu erfüllen und verharre mit
„wahrer Hochachtung

Euer Hochwohlehrwürden

Ingelfingen
den 9ten Jan. 1779.

Braun.

Pro memoria.

„Es ist bekannt, daß durch ein den 1. Aug.
„1777. ausgebrochenes schweres Hagel-
„wetter die Früchte des Hofs Rotach
„totaliter und so geschlagen worden, daß,
„wenn die Unterthanen sich nicht freiwillig
„und aus unterthänigster Devotion ver-
„standen hätten, das Geströhe umsonst
„herunter zu nehmen, man mehrere Kösten
„hätte anwenden müssen, als es werth
„gewes

„gewesen ist. Es wurden zwar noch 128
„Schober verworrene Bündel von dem
„geschlagenen Winterfeld herunter ge-
„bracht, welche aber um einen fast den
„Werth der noch erhaltenen Frucht von
„der schlechtesten Qualität überstiegenen
„Geldlohn ausgedroschen werden müssen,
„da der Schober kaum ½ Malter ausge-
„geben hat.

„Sobald diese zerschlagene Frucht abgenom-
„men gewesen; so wurde auf Ser^mi clem.
„nostri Senioris gnädigsten Befehl zum
„Unterackern der abgeschlagenen Frucht
„Anstalt gemacht, und aus einer Besorg-
„nis, es möchte das Feld zu trocken wer-
„den, wie auch wirklich geschehen wäre,
„jeder mit Anspann versehener Unterthan
„in 2 Orten animiret, daß selbige darzu
„geholfen, wie denn den 12 Aug. 52
„Pflüge ohne die Eggen auf solchem Feld
„gegangen, und im Spätjahr der Saa-
„men schöner gesehen, als der von der
„ordentlichen Saat. Doch sind von dem
„ganzen Flur, der 90 bis 100 Schober
„sonsten erträget, ungefehr nur 2 Theile
„umgeackert worden, weilen sich eine
„Dürre eingestellet, man auch es mit
„dem ganzen Flur nicht auf eine Probe
„ankommen lassen wollen.

„Des vor den Saamen mißlich ausgefalle-
„nen Frühjahrs ohngeachtet sind von

„solch untergeackerter Frucht und Feldung
„eingeerndet worden

—. 59 Schober, 27 Garben Korn und Gemischts,

„wovon man nach nun vollbrachtem Aus-
„dreschen erhalten

—. 27 Mltr. 1 Sri. Korn
116 Mltr. 3 Sri. Dinkel und Spitzen.

„Welches Euer Hochwohlehrwürden nach
„Dero geäussertem Verlangen ergebenst
„nicht verhalten wollen, Dero Gutbefin-
„den anheimstellend, ob und was Diesel-
„ben Gott zum Preiß und dem Neben-
„menschen zum Nutzen vor einen Gebrauch
„davon machen wollen.

Ingelfingen den 9ten Jan.
1779.

J. B. Braun.

Was mir in diesem Schreiben so sehr wieder auffällt, und allerdings meinen Lesern, wie mir auffallen wird, ist die Stelle: — Die zur Nachfolge zu solchem Umackern animirte Unterthanen wollte drum nicht anführen, weil einige damit nicht ganz zufrieden gewesen, welches hergekommen, weil sie das Umackern nicht gleich gethan, sondern erst die Schafe drüber laufen

und

und den Saamen durchs Ungeziefer guten Theils verziehen lassen, wozu die dem Saamen nicht anständige Frühlingswitterung gekommen, welche, wo nicht genug Saamen gestanden, solchen ausgemerzet hat ꝛc. ꝛc.

Es ist doch ein Elend unter der Sonne, daß auch wahre Väter des Vaterlands, wie der verehrungswürdige Herr Hofkammerrath, der doch schon so viel gute Vorgänge gemacht hat, noch so unglücklich bey dem Landmann sind, daß er auch ihnen nicht folget, oder, wenn er auch etwas befolget, es doch zu träge, mit Zusatz oder Wegnahme befolget, und damit allezeit den Fleck, wie das Sprüchwort sagt, neben das Loch setzet, und alsdann, wenn es nicht geräth, die Schuld auf den Vorschlag, oder gar auf die Vorsicht, nicht aber, wie er doch sollte, auf sein Versehen dabey leget, auch damit andere auf ein jedes dergleichen muthlos, zaghaft macht, und von der Annahme und Befolgung zum lautern Schaden des Vaterlandes zurückhält.

Meinem Leser bin ich, um ihn in Stand zu setzen, die so glückliche Unternehmung und den noch glücklichern Ausfall desselben recht verstehen und berechnen zu können, schuldig, einige Erläuterungen in Ansehung des Pro memoria zu geben! — Hie sind sie: der Schober Garben hält 60 Garben; aus dem Schober hatte

man heuer kaum zwey Malter, an vielen kaum 1½ Malter Körner zu dreschen; von vielem Getraide hatte man kaum ein und ein halb Malter. Das Malter Roggen oder Korn hält acht kleine Simri oder Metzen; das Malter Dinkel oder Spelzen neun grosse Metzen oder Simri. Die zween Theile, die vom ganzen Feld umgeackert wurden, waren zwey Drittel; ein Drittel blieb unumgeackert zur Sommerfrucht auf folgenden Frühling 1778 liegen. Der ausgeschlagene Saame blieb vom 1 August bis auf den 12ten auf dem Acker oben auf; am 12 August ackerte man ihn nicht gar tief unter, und fuhr mit der Egge oben drüber hin, die Erdflöhe zu zerstossen, um dem aufkaimenden Saamen die Hindernisse des Aufkaimens zu heben.

Hält man nun alles nach diesem zusammen; so wird man finden, daß man sich durch diesen klugen Handgriff aus dem ganzen Verlust vollkommenst heraus hub; Sage ich, daß man noch 128 Schober verworrener Garben von den zerschlagenen Früchten heimführte, und von jedem noch ½ Malter, also in allem noch 64 Malter, obwohl schlechtes Getraide, gewann; so werden doch diese den durch das Umackern der ⅔ Feld sonst darauf 1778. gewonnenen Haber, zumal wenn ich den Saamenhaber abziehe, ersetzt haben; ich darf allerdings annehmen, daß auf dem Felde, auf dem 60 Schober Wintergetraide gesammlet wird, kaum 20 Schober Haber erhalten werden; den Schober zu zwey

Malter Haber gerechnet, macht das ganze 40 Malter, die allerdings durch die 64 Malter Getraide ersetzt wurden.

Hat das Feld sonst nicht mehr, als 90 bis 100 Schober Winterfrucht ertragen, und man hat von $\frac{2}{3}$ dieses Feldes 59 Schober 27 Garben gewonnen; so hat an dem sonstigen Ertrag von 90 Schobern nicht mehr, als 33 Garben gefehlt; man hatte noch überdies den Aussaatsaamen gewonnen, und man hätte noch mehr gewonnen, wenn die Frühlingswitterung besser gewesen wäre und nicht versagt hätte.

Ich glaube, so ein Beispiel einer klugen Aufsicht in der Landesökonomie sey aller Achtung und Nachahmung werth, und man würde nie fehlen, wenn man ihr folgte. Ein klarer Beweis, daß man zwar ausser Stand sey, allem Unglück zu wehren; daß man aber vermöge, das größte Unglück wieder in Glück zu verkehren, und es also nur an uns liege, ob wir die uns von Gott verliehene Kräfte hierauf zu verwenden gedenken, und dazu Muth genug haben.

Was man mich dabey zuletzt etwa noch fraget:

1) wie tief wurde gepflügt?
2) wie ist das Feld beschaffen?

Ich antworte: bey uns wird durchaus zwischen drey und vier Zoll tief gepflügt; das Feld ist Mittelfeld; nicht zu schwer, nicht zu leicht, gelbliches Erdreich; von Natur mehr mager, als fett.

Gott lege auch hierauf seinen Segen und lasse es zum Besten der Unglücklichen gesagt seyn! — Ihm sey Lob vor Ersatz des Unglückes; vor seine Lehre auf Glück in dem Unglück!

LV.

Woher kommt es, daß in manchem Lande der Unterthan weit mehr zahlen muß, als ein anderer in einem andern Lande, und doch jener dabey wohl stehet und dieser verdirbt?

Wirkliche Erfahrungen werden von niemand geleugnet; eine solche allgemeine wirkliche Erfahrung ist es, daß es arme, dürftige, und reichere und wohlhabende Landleute, Bauern und Unterthanen gibt, noch mehr! daß man sie in so verschiedenen Vermögensumständen bei'm Besitz gleicher Feldgüter antrift, noch überdies! da sie gleiche Abgaben bezahlen, und noch weiter! daß die, welche viele zahlen, wohlhabend, und die, so weniger an ihre Obrigkeiten zahlen, dürftig und arm sind.

Ich habe die Unterthanen so verschieden auf meinen Reisen, bey meinen landwirthschaftlichen Untersuchungen, selbst alsdann auch da, wie ich als Diener der Religion mit ihnen sprach, in Ansehung ihrer irdischen Umstände gefunden, und hundert mal stellte ich meine Betrachtungen in dieser Aussicht über ihnen an, suchte auf die Gründe, fand sie so, wie ich glaubte, öfters, und öfters fand ich sie, als gar zu versteckt, nicht: ich errieth sie bey einzelnen Haushaltungen, selten aber da, wenn ein ganzes Dorf, ein ganzes Ländgen im Elend seufzte, seinen Aufschwung wünschte, darauf alles willigst annahm und that, und dabey doch nicht empor kam, beständig im Elend darbte, und der Inwohner so kümmerlich da hinkroch.

Auf meines Mitmenschen Wohl denkend, wurde ich, je mehr sich die Ursachen vor mir verdeckten, immer begieriger, sie zu erforschen, weil ich überzeugt war, nie oder nie eher vor sie hierinnen was Gutes sagen, oder Vorschläge thun zu können, heilen zu können, bis ich den Grund eines bisher unheilbaren Uebels entdeckt hätte;

Ich war hierauf endlich, wie ich glaube, ganz glücklich und fand ihn; vielen meiner hohen Gönner und Korrespondenten, die mich auf diese Stelle der Landwirthschaft führten, und so, wie nur im Vorbeigehen, Gelegenheit gaben, hievon zu sprechen, habe ich ihn schon in kurzen und wenigen Worten gesagt, meine Gedanken davon auch nachmals in ganz kurzen Worten dem Druck überlassen; weil mir aber immer die ganze Sache sehr wichtig und groß, vor viele Länder, die nicht wissen, wo es ihnen fehlet, sich dabey immer vergebens alle Mühe zum Aufstehen geben, und also wieder zurück und noch tiefer ins Elend verfallen, unentbehrlich schiene; so habe ich mich entschlossen, hier in einer besondern Abhandlung mich auf diesen Gegenstand insbesondere einzuschliessen, und das, was ich ausgemacht zu haben vermeyne, zu sagen.

Die Erfahrung also voraus zugestanden:

Es gibt Länder, deren Bewohner an die Landesobrigkeiten weit mehr

zahlen müssen, als andere, und doch sind und bleiben jene bemittelter, als diese.

Man kan hier allerley Ursachen denken und glauben, damit alles zu erschöpfen; wenn man aber recht auf den Grund hinsieht; so wird man bald wahrnehmen, daß man noch gar weit von der wahren Ursache ab ist. Man bildet sich gemeiniglich den Grund in der Unart des Feldbodens, und mögte gerne fragen: Wie ist es auch möglich, daß der Inwohner eines Landes, dessen Boden Fels, Sand, Sumpf, überhaupt ganz und gar zum Anbau nicht tauglich ist, auch bey der geringsten Abgabe bestehe? — und warum sollte dann der bey vielen Abgaben nicht wohlhabend bleiben, der das Glück hat, ein von Natur fruchtbares oder zum guten Anbau fähiges Erdreich zu bearbeiten? —

Wie ist es aber, wenn man siehet, daß diese letztere dennoch verarmen, auch da verarmt sind, wo ihre und jener Abgaben noch gleich stunden, und jene sich über sie empor schwingen? Diese Erscheinung eräugnet sich doch wohl nicht selten, und läßt sich bald allenthalben sehen; ich wüßte im Kleinen einige dergleichen Länder, die in den Abgaben und in der Güte ihrer Feldböden einander ganz gleich sind; ich weiß andere, deren Felder einerley

Güte

Güte haben, worinnen aber die Abgaben sehr ungleich sind, wo doch die Unterthanen ungleich am Vermögen sind, und die, so die meisten Abgaben zahlen müssen, noch mehr an Geld besitzen, überhaupt wohlhabender sind, als die andern. Wenn ich nicht glauben müßte, daß ich wider die Gedanken einiger, die ich nicht gerne beleidige, anstiesse; so wollte ich sie nennen; nenne ich statt deren denn einige andere: Holland, die Schweiz, das vormalige Jüdische Land! — Holland war Sumpf, die Schweiz und das Vaterland der alten Israeliten Fels und Klippe, Berg, Stein ohne Erde. — Es ist also auf dem Erdboden keine Gegend so ganz unfähig zur Fruchtbarkeit und Kultur, die nicht, gut bearbeitet, ganz fruchtbar gemacht werden könnte; Holland ist nicht mehr Sumpf, die Schweiz nicht mehr Fels, und der Fels der Altväter der Juden ward Canaan, ein Land, so eine unglaubliche Menge Leute im Vollauf ernährte, und andere Völker lüstern gemacht hat, es zu erobern und seine unermeßliche Reichthümer zu erbeuten. Böhmen, Ungarn und noch mehr andere Länder haben gewiß von Natur besseres Erdreich, als jene; wer wird aber sagen, daß er da den glücklichen Inwohner vor Jahren gefunden, den man jetzt nicht einzeln, sondern allgemein in Holland und in der Schweiz antrift?

In den Abgaben an Geld stehen sie gewiß einander gleich, vielleicht — ja gewiß, zahlt

der Ungar noch weit weniger, als der Holländer und der Schweizer! — und doch sind diese jenem an baarem Vermögen bey weitem und unzuberechnend überlegen.

Andere klagen die Unwissenheit, den Mangel der Einsicht in die Arbeiten bey der Landwirthschaft an; sie sagen: kein Wunder, daß einige bey mehreren Abgaben dennoch besser bestehen, als einige andere bey wenigeren; Einsicht und Wissenschaft thut hiebey alles; was ist Arbeit, die mit Unverstand angefangen und hingeführt wird? mehr Verlust als Gewinn; Arbeit, und die Arbeit vergeblich; aufgesetzter Aufwand und der verlohren; statt Nutzens also Schaden; wie werden so sich Unterthanen aufrecht erhalten und ihre Abgaben bezahlen? Ganz gewiß also: schlechtes Land, viele Abgaben, und nur dabey Einsicht in die Geschäfte; so mag der Landwirth immer vor jenem bey den besten Fluren bestehen, und am Wohlstand über ihn herfürstechen! —

Ist alles ganz gut gesagt! Ich weiß selbsten solche Länder, wo die Einsicht des Bauern auf den von Natur schlechtesten Feldungen mitten im Krieg, in der Theurung, bey Seuchen alles vermogte und sich nicht niederdrücken ließ; gebe ich hier die Landleute meiner eigenen Pfarre selbst als überzeugendesten Beweis an; diese erhalten sich immerhin aufrecht; aber dieß ihren Einsichten, die ihnen freilich kein Mensch

auf

auf Erden abzusprechen im Stand ist, alleine zuschreiben zu wollen, wäre zu viel gewagt;

Andere Landleute, die wohl eben so viele Einsichten haben, als sie haben, würden solche Vermessenheit durch ihr Erliegen unter dem Druck alsobald widerlegen; Ich wollte Leute, Unterthanen von der Art hier nennen; allein ich müßte dabey besorgen, daß ich ihren Obern mißfiele, denn ich würde sie durch das folgende eines Fehlers beschuldigen, das will ich nun nicht thun, es ist auch so gar nöthig wohl nicht, indeme man, so man sich hier und da nur selbsten ein klein wenig umsiehet, gar bald dergleichen Unterthanen bemerken, die auch bey allem dem, daß sie ihre Köpfe nicht vergebens auf ihren Schultern aufhaben, die auch in allem ganz licht sind, von der ganzen Landwirthschaft recht einsichtig sprechen, dennoch verarmen und wie mit Ketten an Armuth und Kummer unauflösbar angebunden zu seyn scheinen.

Ich erkenne die Einsicht in die Bauerngeschäfte vor alle die nothwendig, die sich erheben sollen; ich leugne aber, daß sie das einzige sey, wodurch sie es können, oder dessen Mangel der einzige Grund sey, warum sie verarmen. Ich weiß nicht, sagte mir einst ein Landwirth, ich kan andern wohl rathen, und wenn sie meinem Rath folgen, so gelingt er, und wenn ich ihn selbst annehme und ausrichte, so versagt er; damals, als er so sprach, wußte ich ihm keine

Aus-

Auskunft zu geben; ich gebe sie aber jetzt darauf jedem in der Folge.

Vielleicht, sagt man, haben die Landleute, die sich bey grössern Geldabgaben von ihren Gütern nicht zu erhalten verstehen, zu wenige Felder an Aeckern und Wiesen, zehren Jahrs ein alles auf, und daher bleibt ihnen nichs übrig; oder

vielleicht haben sie der Güter zu viel, bearbeiten sie bey vieler Mühe und zu wenigen Knechten nicht hinlänglich genug, haben also grosse Ausgaben und schlechtes Einkommen; oder

vielleicht haben sie diese viele oder wenige Güter nicht recht nach einem nöthigen Verhältnis unter sich getheilet: sie haben wohl zu viele Aecker, zu wenige, und dabey sumpfigte, schlechte Wiesen? also einen zu geringen Viehstand, wenigen Dung, geringen Ertrag. —

Ich muß bey dem ersten Vielleicht sagen, daß ich den Verfall des Wohlstands der Landwirthe ehe und öfter bey vielen, als bey wenigern Gütern bemerkt habe; ob ich gleich es nicht leugnen kan, daß auch Landwirthe bey wenigen verarmten, woraus ich allerdings zu schliessen haben werde, daß die Vielheit und die Wenigkeit an der Seuche der Armuth des Landvolkes der alleinige Grund keinesweges seyn könne.

Es

Es ist gewiß, zu viele Güter werden gemeiniglich nachläßiger gebauet, als wenige und zu wenige; jedoch wenn sie der Fleiß und die Einsicht bearbeitet, schaden weniger, als sie nutzen; sie mögen aber auch öfters mit tiefster Einsicht und äusserstem Fleisse gebaut werden; so kommt der Landwirth dennoch dabey weniger gut fort.

Es ist nichts so schädlich, als eine unregelmäßige Ab- und Eintheilung der Landgüter unter sich: wenn der Bauer von seinen Feldern zu vieles zum Ackerbau und zu weniges zu Wiesen und zum Futterbau bestimmt, etwa nur die Sumpfplatten, wie es in sehr vielen Ländern der Gebrauch ist, zu den Wiesen oder zum Grasbau auswirft; aber zu sagen, daß ihn dieses allein zurückwerfe, ist zu viel gesagt; weil man mehrere Länder vorfindet, wo alles Feld zu Ackerfeld gemacht ist, und gar kein Stückgen Wiesen gesehen werden kan, und wo die Landleute dennoch bestehen; da im Gegentheil die noch verarmen, wo das Verhältnis zwischen Aeckern und Wiesen ganz gut getroffen und erhalten wird. Beweise zu geben ist da, wo man so gar viele Gegenden von diesem Schlag vorfindet, ja wohl ganz unnöthig.

Also ist's wohl der Mangel des Fleisses! —

Auch der Mangel des Fleisses nicht bey allen möglichen Einsichten! — denn ich sehe so gar oft Leute, die in ihren Geschäften früh auf

und spat nieder sind, die Tag und Nacht arbeiten, und dabey dennoch nicht fortkommen oder wohl auf sind; die doch darüber verarmen; kan ich mir elendere Leute, als ich in manchen Ländern gesehen habe, denken, die so bey ihrem Schweisse verarmten, oder in der Armuth, wie im Koth krochen, und sich aufzurichten niemalen in Stand kamen.

Also mangeln die Auslagen! — wer nicht setzen kan, kan nicht gewinnen! —

Diese Wahrheit will ich nicht leugnen, und doch fande ich Leute, die mit leerer Hand eine Einöde zu ihrem Ansatz zugetheilt erhielten, im Anfang nichts als die Arbeit, Einsicht und Fleiß dran zu setzen wußten, und dennoch nach und nach aufkamen, ihre Güterchen so anbauten, daß sie zuletzt auch mit dem besten Bauern im Lande nimmermehr tauschten; solche wüßte ich in der Nähe zu zeigen. Es kommt nur darauf an, daß man sich seiner Naturgaben bedienet; so kan man sich auch ohne Auslagen, aus der Hand des Glückes entlehnt, dennoch auch nach und nach aufrichten. Auslagen — hinlängliche Auslagen haben und machen, richten das Ding gewißlich alleine nicht aus; sonst könnte der Sohn eines reichen Vaters niemalen verarmen, — wie viele dergleichen sehen wir doch nicht verarmet?

Doch muß in der Schuld seyn, wenn dem Landmann ohne Unterlaß so viel ab-

genommen wird, daß ihm von reinem Gewinn — sogar von seiner alljährlich gemachten Auslage nichts in der Hand bleibt, nichts mehr auf neu zu machende nöthige Auslagen zurückkommt! — Wie ist es möglich, dabey bey aller Klugheit und allem Fleisse und sonst allen möglich-glücklichen Umständen lange zu bestehen, hier muß das Verderben unaufhaltsam zum Ruin bis auf den Boden hereinbrechen! —

Fast bin ich mit diesem da eins! — Es ist wahr, wenn je etwas ist, das den Landmann ganz ausmarket, so ist es allerdings das. Wie will doch je der arme Mann bestehen, wo er bis aufs Hemde ausgezogen ist: bis auf ein kümmerliches Stück hartes Brod ausgemagert wird? — wenn er alle Jahre so bestohlen und ganz kraftlos wünscht und doch nichts ausführen kan? — das heißt, ihm Füsse und Hände abhacken, und dann sagen: auf! gehe hin, arbeite und gewinne! —

Unterdessen versichere ich heilig, ich habe Unterthanen gefunden, die auch bey dieser letzten und criantesten Ungerechtigkeit noch ganz wohl bestunden, und ihre Peiniger, die unter der Ueberredung, daß sie dabey unter gewissen vor sich schändlichen, sich selbst aber eingebildeten heiligsten Absichten recht und wohl thäten, darauf aus waren, sie zu verderben, verlachten. Rom hatte doch noch reiche, begüterte Landleute,

leute, obschon der stinkende Kameraliste diese Maxime: ex qualibet re bonus odor, adoptirte. Ist es dem Landmann nicht möglich, neue Auslagen von dem Ertrag und dem weggeraubten reinen Gewinn seiner Feldgüter zu machen; so sucht er sonst woher so viel, z. E. durch Handel und andere Nebenarbeiten zu gewinnen, sie zu thun, und erhält sich öfters noch lange. So kan dann auch dies der wahre Grund nicht seyn, warum so manches Land so gar sehr im Wohlstand hinabsinkt, und nicht mehr aufzusteigen vermag.

Der *Luxus* unter dem Bauersvolk! — —

Nimmermehr der Luxus unter dem Bauersvolk! — Ich leugne es nicht, daß der Luxus unter den Landleuten sehr eingerissen sey, und daß ich ihn zu tausendmalen wegwünsche; allein ein jeder wird mir auch gestehen, daß es von Epoken zu Epoken von je her so war; daß alle Weichlichkeiten, welche die Höhern eine zeitlang vor den Augen des Pöbels trieben, zuletzt auch, wenn sie sie schon wieder abzulegen anfiengen, und eine andere Art des Luxus ergriffen, unter dem Pöbel auch einkrochen; der Hut ändert sich auch da ab; wie der Herr, so der Bauer, einer wie der andere, trägt die Krempe bald rund, unaufgeschlagen, bald auf einer, auf zwo, auf allen drey Seiten aufgestutzt. —

Bey allem dem aber, daß der Bauer nun Kaffee trinket, und dagegen den Brandewein seiner Väter aufgibt; Toback, wie vormals der Stutzer, schnupfet, sich nicht mehr in die Wolle seiner eigenen Schafe durch die Hand seines Weibes kleidet, sondern fremdes Tuch dazu einkaufet, nach Carlinern, nicht mehr nach Batzen und Kreuzern handelt, sich schämt um Pfennige zu knausen; so sehe ich doch, daß sein Wohlstand dabey nicht nur nicht welket, sondern immer noch weiter aufblühet; es ist nun einmal so und nicht anderst, daß der Luxe den Landmann wie den Bürger, in der Stadt aufeifert, auf alles zu rafiniren, zu calculiren, um sich durch mehrere Einnahme die Mittel zu verschaffen, seinem Götzen zu opfern. In der That findet man mitten unter dem zunehmenden Luxe, wo er nur nicht in sündliches Laster ausartet, daß der Landmann mehr Geld hat, als sein einfacher lebender Vater und Grosvater nicht hatte. Ein Bauer, der vor dreißig Jahren seiner Tochter 500 fl. zu geben vermogte, konnte sie schon auf den größten Hof des Landes verheirathen; heutiges Tages reichen kaum 1000, bis 1500 fl. mehr zu; Ich weiß viele Bauern, die ihren Kindern zur Heirath 2000 bis 3000 fl. auszahlen, deren Väter ihnen selbst kaum 200 fl. darzu zusteckten.

Man weiß heute noch Länder, wo man sich in Zwillig kleidet, nur Haberbrod und Kar-

toffeln

toffeln isset, keinen Kaffee kennt, einen Schluck Korubrandewein als Festtagsgetränke verehret, wo der Landmann ohne Mittel, dürftig und arm bleibt; wäre der Luxe der Grund des Verderbens; so könnte beedes: der Wohlstand jener und der Uebelstand dieser wohl nicht seyn.

Faulheit in der Arbeit und Verschwendung! — —

Ich gestehe es, wenn man nicht arbeiten, nur verschwenden will; so muß letztens die äusserste Armuth auf den größten Reichthum erfolgen; allein ich sehe diese beede Haushaltungslaster nicht sowohl als Grund, sondern vielmehr als Folgen des Ruins, oder wenigstens als beedes zugleich an.

Ich kan nicht leugnen, daß der, der nicht arbeitet, nur verschwendet, bey Königsgütern verderben müsse; ich sehe aber das schon voraus, daß die Bewohner der Länder, von denen ich rede und die Frage aufgeworfen haben, gleichen Fleiß haben, und dabey doch ein Theil verarmet und der andere begütert und wohl stehet.

Es deucht mich überdies immerhin, der Mensch, welcher die Anlage zur Arbeit, zur Sparsamkeit in seiner Natur habe, (wer fühlt dann den Ruf hiezu nicht in sich? — — wie mag er denken, ohne sie zu bestehen, da ihn doch alles reizt zu bestehen? —) werde nie ehe nachläßig, faul und verschwenderisch, als wenn sich der Ruin schon nach und nach ein-

stellet, und der mißtrauische Gedanke erwachet: hilft dich doch weder Arbeit, noch Sparen! — diesem Gedanken aber muß schon ein anderes, so ihn erwecket, vorangehen, und das ist eben das, was ich da aufsuche und auch bald nenne.

Man könnte mit seinen Muthmassungen noch auf allerley übriges fallen, und doch würde ich auch bey allem solchem zu erweisen vermögen, daß es den wahren und eigentlichen Grund des Ruines der Landleute nicht ausmache; so versteckt sind vielmalen die eigentliche Urquellen einer Erscheinung! — Kein Wunder also, wenn in so vielen Ländern immer geflickt, niemalen geheilt wird, das Flickwerk immer wieder aufschwüret, bis endlich die Wunde auf einen unheilbaren Beinfras sich ausartet; denn kein Schade wird je, ehe man den Grund seines Entstehens entdeckt und aufgehoben hat, recht vollkommen geheilt.

Wie leicht ist es bey so Mancherley in der Landwirthschaft möglich, daß man eben das, so der Grund des Verderbens nicht ist, davor ansieht und wegschaft, und durch ein anders, so man Heilungsmittel zu seyn glaubet, einführet, eben den Schaden noch grösser und unheilbarer machet? —

Will man glücklich hier fahren; so müssen mehrere Versuche gemacht, jede Sache muß auf allen Seiten mehrmalen angesehen werden,

man muß weg- und zuthun, versetzen und umwenden; bleibt eine Sache unter allen Umständen schädlich oder nützlich, dann kan man sie erst entweder verwerfen, beibehalten oder hinzuthun. Man bedient sich eines Dings unter den, eines andern unter jenen Umständen, und verwirft es auch so; keines ausser dem Wesentlichen, oder dem, so sich aus der Natur herleitet, behauptet stets seinen Platz.

Sage ich denn nun also meine eigene Meinung, und nenne die Ursache, aus der ich die Ohnmöglichkeit, sich in einen guten Vermögenszustand zu setzen, oder darinnen zu erhalten, ableite!

Das allgemeine unauslöschliche Naturgesetz: — Liebe dich selbst! — ist dem Landsmann so eigen auf sein Herz geschrieben, als uns übrigen allen; wenn er Erkenntnisse hat, daß, begütert zu seyn, neben der Zufriedenheit sein ganzes irdisches Glück ausmachet, und er nicht so gar Thor ist, daß er glaubet, es sey vor ihn besser, Nichts zu besitzen, als zu arbeiten und zu sparen, um etwas zu haben; so wird er sich durch Arbeiten und Sparen bereichern, wenigstens so gut begütern, als es ihm seine Umstände erlauben. Es kommt alles darauf an, daß er irdischen Besitz an Geld und Gut, den er allemal vor sich als gut ansiehet, höher achtet, als seine Arbeit, und er der Arbeit so gewohnt worden ist, daß ihm solche mehr Lust

und Freude, als Mühe und Last ist, und er also, wenn er Güter, arbeiten und sparen mit und gegen einander abwieget und misset, allezeit findet und empfindet, daß es vor ihn gut, besser und leichter ist, zu arbeiten und zu sparen, um etwas zu besitzen; als nicht zu arbeiten und nicht zu sparen und nichts zu besitzen, zu darben, arm und dürftig zu seyn. Durch nichts wird ihm die Arbeit leicht, ja Lust; ja eine solche Sache, deren er so wenig zu entbehren weiß, als seines täglichen Brods, als durch die Gewohnheit, die ihm schon von Kindesbeinen an durch anhaltende Arbeit eigen geworden ist; denke ich mir nun meine Landleute so, und die meisten sind ja auch so; so muß ganz nothwendig folgen: so lange der Landmann nur kan, so lange wird er auf den Besitz irdischer Güter ausseyn, arbeiten und sparen; er wird seine Hand nie ehe in den Schoos legen, zu arbeiten aufhören, als da, wo er siehet, daß ihm alle seine Arbeit gar nichts mehr einträgt, nichts mehr eintragen kan, oder es ihm verwehrt ist, unübersteigliche Hindernisse, etwas erhalten zu können, in Weg gelegt werden.

Man darf ihm immerhin nehmen, vieles, alles nehmen, hat er nur Möglichkeit vor sich, durch seine Hände und seinen Kopf wieder etwas erwerben zu können, künftig wieder zu besitzen; so wird ihn der Raub des Seinen nicht so zurückdrücken oder verdrossen machen, daß er nicht von neuem darauf aus ist und losgehet.

Ich

Ich sehe ihn oft so, daß ihm so viel und so oft so viel von dem Seinen abgefordert wird, daß ich oft denke, wie ist es möglich, daß du noch etwas besitzest, oder, daß du noch arbeiten magst, und doch sehe ich ihn wieder froh arbeiten, erwerben und in kurzem wieder gewinnen und besitzen.

Gewiß, wie eine Biene, wie eine Ameise im Sommer! böse Buben mögen dieser ihren Haufen so oft aus einander werfen, als sie nur können, wird sie nur nicht erdruckt, gefangen, oder ihr nur nicht der Auslauf, das wieder Zusammentragen verwehrt; so wimmelt sie mit ihren Gesellen eine kurze Zeit gekränkt und betroffen auf ihrem zerstreuten, mühsam und künstlich vorher aufgebautem Hause herum, die ganze Gesellschaft zertheilt sich, jedes Glied der Republik trägt etwas wieder herbey, und in kurzem steht ihr Bau wieder da.

Man schneide der Biene, so oft, als man will, von ihren Tafeln aus; man raube sie ihr alle; thue das aber nur zu der Zeit, da es ihr durch Frost und Eis nicht verwehrt wird, neue Nahrung zu sammlen; lasse sie nur da, dort, im dritten, vierten, im hundertsten Ort noch etwas zum Wiederersatz vorfinden; so wird sie nie verdrossen, nie müde hinzufliegen, aufzuladen, heimzutragen, aufzubewahren, um von neuem und immer wieder von neuem zu besetzen.

Warlich! so ist der Unterthan, der Bauer! eine fleißige, nie verdrossene, arbeitsame Ameise und eine Biene! Er mag so mißhandelt werden, als man will, oder er mißhandelt werden kan; so sieht man ihn doch immer wieder in der Arbeit. Nachdem er unter Mühe und Schweis die Erndezeit erlebt, sein Getraide niedergehauen und aufgebunden hat; so nimmt man ihm schon auf dem Acker den zehenden Theil seiner Arbeit hinweg; hat er ausgedroschen; so misset man ihm unter allerhand Titeln und Rubriken verschiedener Gülten so oder so viel wieder weg; führt er Korn aus; so zahlt er Accis, in der Mühle die Mitze, das Waggeld; ist das Meel zu Brod gebacken; so kommt der unnütze Haufe der Bettler, der Lumpen und der Streuner, die frey laufen dürfen, pocht und frisset ihm Tags ein mehr ab, als ihn sein ganzes Hausgesinde kostet. Nun bleibt denn noch etwas zum Verkauf übrig, er verkauft's, löset etwas Geld, davon zahlt er seine Schatzung, sein Dienstgeld, seine Kriegssteuer, Wachtgeld, seinen Knecht, seine Magd, die Taufe seines Kindes, den Schulmeister, den Prediger, den Beamten, den Büttel, mancherley Handwerksleute, und denn noch gar vieles andere, was bleibt dem armen Mann denn nun noch übrig? — weniger öfters als nichts; ich meyne: der jährliche Ertrag reicht nicht einmal zu, damit die jährliche nöthige laufende Ausgaben zu bestreiten; er muß von dem, so er etwa ererbte, erheirathete, noch zusetzen, und dennoch arbeitet

und

und mühet er sich fort, auf der und jener Seite, Auswege zu seinem Bestehen zu finden, sich zu öfnen, solche zu gehen, um wieder von neuem was zu sammlen, um aufs folgende Jahr die vorigen Auslagen wieder machen und etwa bestehen zu können; ist er denn nicht wahre Ameise und Biene: — die sich nur das Leben erhält, um andern zu leben? —

Was wird den Landmann also abhalten, ferner emsig zu seyn, zu gewinnen, gut zu bestehen? — Was ist die Ursache, daß einige gut fortkommen; andere nicht, da doch in allen gleicher Trieb ist, gleiche Arbeitsamkeit von allen gesehen wird! Gewiß ist es, daß es der harte Druck nicht ist; man bemerkt Landleute unter eisernen Ruthen, und dennoch bestehen sie besser, als andere.

Nichts, nichts sonst ist es, als die Wegnahme der Freiheit, — der Freiheit, da ihnen, wenn ihnen alles genommen ist, zugleich verwehret wird, wieder etwas zu gewinnen: Hindernis, die ihnen gerade zu im Wege liegt, etwas zu gewinnen, irgend wodurch zu gewinnen.

So auf beeden Seiten beleidigt, wer sollte denn da nicht allen Muth hinlegen, nicht verdrossen werden, und nicht lieber jetzt im Hunger sterben, als fortleben wollen, um doch endlich zu sterben? wenn man alles verliert und nichts

mehr

mehr gewinnen kan, wer kan dann besitzen, Hofnung haben und noch auf Hofnungen arbeiten? Wer wird ohne Hofnungen arbeiten, arbeiten wollen, arbeiten können? — Setze man so die Biene ohne Flügel auf Schnee und Eis hin, wie wird sie wollen oder können was einsammlen, so fleißig sie auch sonst beflügelt im warmen Frühling seyn würde, ihre Armuth in Reichthum an Nahrung und Ausbeute, an Honig und Wachs zu verwandeln? —

Bestimme ich also die Art, wie man dem Landmann alle Hofnungen und alle Freiheit zum Gewinn wegnimmt, und ihn so mit faul und verdrossen macht, und ihn in die Ohnmöglichkeit, je sich empor zu halten, versetzet, in eine Tiefe des Verderbens hinabstößt, aus der er sich nie wieder erhebet oder zu irgend einer Art des Wohlstands mehr aufklettert! —

Ich habe fünferley Arten da vor mir.

Die erste: Wenn man ihn nicht mehr auf sein eigenes Bestes auf seinen Feldern arbeiten lässet.

Die zwote: Wenn er gezwungen wird, die liederlichsten Arbeiten derer, die er zu seinen Geschäften bedarf, hoch und theuer zu bezahlen, wenn er auf die und eine andere Weise unter Monopolien seufzen muß.

Die dritte: Wenn er angehalten ist, den Ertrag seiner Arbeiten um wenig oder nichts hinzugeben.

Die

Die vierte: die beste Bauart mit einer schlechtern umwechseln muß.

Die fünfte: nicht zu der Einerndung des Ertrags gelassen werden will.

Von der ersten Art der Wegnahme der Freiheit, etwas zu gewinnen und zu sammlen zu reden! Niemand wird leugnen, daß ein Landgut, so etwas Gewinn abwerfen soll, wohl und tüchtig bearbeitet und gedungt, auch sonsten auf allerley Art gut besorgt werden müsse; wo das auf solchem nicht geschiehet, nur halb, nicht ganz geschiehet, da ist nicht nur die Arbeit verlohren, kein Gewinn, sondern überdies noch gewisser unausbleiblicher grosser Schade. Ein Bauer von einem mäßig-grossen Landgute ist ausser Stand allein das zu thun, seine beste und erwünschteste Beistände sind hiebey seine eigene Kinder, deren Interesse mit dem seinigen eins ist.

Man setze nun den Fall, daß man den Bauern in den Umstand hineinwirft, daß weder er, noch seine Kinder vermögend sind, ihre Güter recht und tüchtig zu bauen und zu pflegen, wird ihm dadurch dann nicht alle Freiheit genommen, etwas zu erwerben! — Ich glaube, allerdings;

Und das geschiehet ja offenbar dadurch, wenn der Landmann mit Frohndiensten, sie geschehen nun mit der Hand, mit den Füssen oder mit dem Vieh, beschwert ist. Vater, Sohn,

Pferde,

Pferde, Ochsen, Dung, alles, was zu dem Feldbau erfordert wird, entgeht da dem Acker, der Wiese, dem Weinberg; wie will da jemals was errungen und aufgesammlet werden? Solche Felder müssen veröden, und der Landmann muß da der Kraft und des Willens beraubt seyn, guter Landwirth zu seyn oder zu werden. Wie gerecht klagt nicht der Ungar und der Böhme seinem geliebtesten Joseph: sechs Tage frohnen, den siebenten Gott dienen, wie können wir denn je auch uns dienen? — Gerecht und göttlich-schön hat ihr als Vater grosser Kaiser die Klage erhört, und den Druck von seinen Kindern gehoben! — Man sehe auf alle die Länder, wo Frohndienste bestehen und die Landleute drücken, und sage, ob man da jemals die Landfelder so gebaut, die Viehzucht, die Mastung, den Wohl- oder guten Vermögenszustand so bemerkt habe, als da, wo die nicht sind, wenn auch die Abgaben noch einzwei- dreimal mehr sind, als dort! In Ungarn, Böhmen, in Pommern gibt und gab der Bauer weniges oder gar nichts; er zahlte alles durch Frohnen, wo aber hat er auch Baarschaften oder nur den Schein eines Wohlstandes? — Ich entsinne mich hier eines Freundes, der von diesen armseligen Leuten sagte, und mir es beschwur: so wahr Gott ist, sieben Jahre war ich, wo ich solche arme Sklaven sah, niemal habe ich die Mine eines Lachens je an ihnen sehen können; ich glaube nicht, daß sie wissen, was froh seyn heisset, oder wie man lachet oder

Freude

Freude haben kan. Menschen und dem Vieh gehen auf den Frohnen die Zeit zur Arbeit auf eigenen Gütern, zusamt dem Dung, der auf den Wegen und auf fremden Gütern verschleppt wird, verlohren; das Heu, der Haber, der von eigenen Gütern verfüttert wird, sollte dahin im Dung wieder zurück gebracht werden; das geschieht nun aber nicht; was kan man nun da denn auch erwarten? Wohl nichts. — Der Landwirth gewinnet sein Vermögen nicht alles so, daß er es nur unmittelbar vom Acker und der Viehzucht erwartet —; er hat andere Auswege, Mittel und Gewerbe, solches zu gewinnen; dahin rechnet man billig den Handel mit Getraide, Vieh, u. d. gl. Er muß sich umsehen, wie er es auch gut an den Mann bringt, hoch verkaufet, wohlfeil einkaufet, klug umtauschet, wie er sich sein benöthigtes Allerley in's Haushalten gut und um geringere Preise verschaffet, u. s. f. Wie will er das alles bewerkstelligen, so er, an den fremden Pflug geschlossen, in der Nacht kaum eine Stunde hat, auf dieses ausgehen zu können? wo er am Tage seinem Herrn frohnt und in den Nächten bei'm Mondschein die Arbeit auf seinen eigenen Feldern schlecht und nur so obenhin besorget? Die Frohnen sind's gewiß, die den wahren Grund inhaben, warum der Landmann weniger besteht, wenn er auch kaum etwas an Baarschaft bezahlet, als ein anderer, der viel zahlet, aber doch von allen Frohnen frey ist. — Frohn fordern, das heißt, dem Bauern Arme

und

und Beine abhacken, und ihn ganz untüchtig zur Arbeit auf seinem Eigenthum machen, ihm Handel und Gewerbe gänzlich versagen.

Die zwote Weise, den Unterthan, wenn er auch an seine Obrigkeit unmittelbar weniger zahlt, als ein anderer, in den grundlosesten Abgrund des Verderbens zu stürzen, ist diese, wenn er nicht Freiheit hat, das, was er zu seiner Wirthschaft bedarf, frey einzukaufen, zu erhandeln, sich anzuschaffen. Ist er da einem Zwang unterworfen, seine Bedürfnisse sind ihm hoch angeschlagen, und werden überdies noch schlecht abgeliefert; so verliert er dadurch mehr, als er je einem Tirannen bezahlt, denn dieses ist mehr, als nur ein Tirann über ihm. Ich sehe dabey auf den Bann in einem Lande, auf die Monopolien. Wenn es ihm nicht frey stehet, sein Bauerngeschirr da, wo es ihm beliebet, verfertigen lassen zu dürfen; wenn er zum Exempel bey diesem und keinem andern Schmidt, bey keinem andern, als diesem Wagner, Sailer, Schneider, Schumacher, u. s. f. sein Benöthigtes arbeiten lassen und hernehmen muß; wenn er nichts ausser Landes, nur gerade bey diesem Krämer im Lande einkaufen muß, und wenn es über dieses diesen Monopolisten ganz frey stehet, zu arbeiten und vor die Arbeit zu fordern, was sie wollen, wie kan es da anderst seyn, als daß er durch verfertigte liederliche, schlechte Arbeiten, die immer wieder reparirt oder neu gekauft werden müssen, und

denn durch hohen Ansatz derselben ganz ausgesogen wird? Was ist schädlicher vor den Landmann, als dieses? Vampiern überlassen, bekommt er nothwendig die schleichende Schwindsucht, von der er sich niemalen wieder erholet. In ein Land, wo solche Monopolien ein Kram sind, die kaufen kan, wer Geld hat, schleichen sich gemeiniglich die schlechteste Handwerker, die niederträchtigst-denkende Krämer nach und nach ein, zahlen vieles hin, um wieder vieles zu rauben, und man sieht ihrem Raub, an dem man im Voraus schon Antheil genommen hat, wider alle Klagen des Landmanns, so wie erkauft, froh über seinem guten Markte unabhelfend zu. Engelland, Hollands Bürger und Unterthanen sind bey der Freiheit, nach der jeder kaufen und verkaufen kan, was er hat, was er will und wie er nur will, von aller Monopolienseuche frey, aber wohlhabend, arbeitsam beglückt, und ihrer Arbeit allzeit froh. Sehe man das Gegentheil da, wo man von jenem das Widerspiel irgendwo vorfindet!

Die dritte Art, wenn der Unterthan, nachdem er unter vieler Arbeit durch seine viele Auslagen etwas auf seinen Feldern errungen hat und zu besitzen glaubet, angehalten wird, solches unter dem allgemeinen Preis nach einer gesetzten Tax da oder dorthin zu verkaufen und abzugeben, so, daß ihm, wenn er's gethan hat, wenig oder gar nichts zurückbleibt, oder so viel um wohlfeile Preise abzuliefern, daß

er zuletzt selbst darbet, und das Benöthigte um hohen Preis wieder einzukaufen sich genöthigt siehet. Wie will da Klugheit oder Muth und Freude anrathen, die Arbeiten so, wie angefangen, fortzusetzen oder zu wiederholen? Man klagt hin und her, daß der Seidenbau gar nicht recht fort will; aber müßte denn der Landmann nicht über demselben verarmen, da er in einigen Gegenden, wo er ihn einige Jahre frey trieb, nach solchem, da er eben in's Grosse übergehen wollte, taxirt, in den Zwang genommen und angehalten wurde, seine Seide um die niedrigste Preise, dabey er kaum einen Kreuzer hatte, als unterdessen seine freye Nachbaren die beste Ernde hielten, in die Niederlage oder verpachtete Fabriken abgeben mußte? Entweder aufhören oder verarmen, das Dritte gibts nicht! — ist dabey der Ausgang.

Die vierte: wenn man den Unterthan zwinget, eine widrige Bauart zu befolgen; So schadhaft es ist, wenn der Unterthan den Unterricht zu einer verbesserten Landwirthschaft nicht annehmen und auf seinem Schlendrian beharren will; so schädlich, ja noch schädlicher ist es, wenn er eine gute auswählet und gehindert wird, dieselbe zu treiben. Ist's möglich, daß letzteres geschiehet? — Frage man da nur nicht mehr nach Möglichkeiten, wo es in manchen Gegenden schon wirklich so ist: wo die bessere Behandlung der Landwirthschaft zurückgehalten, die schlechtere gehandhabt und eine noch schlechtere

tere nun eingeführt wird. Solche Länder kenne ich, und ich glaube, andere kennen sie, wie ich selbst auch; Man hat Gegenden, wo die Waidgänge, wo die Brache gehalten werden müssen; wo die Ausreutung überflüßiger Hölzer, Büsche und Hecken untersagt ist, oder über die Maasen erschwert wird; wo der Mergel, der Gips als schädlich verbotten wird, u. s. f.

Die fünfte: Wenn der Landmann auch auf seine Arbeit und Mühe einen Ertrag seiner Güter vor Augen hätte, und er würde gehindert, solchen zu ernden; das kan geschehen, wenn er durch das in Menge gehaltene Wildpret, durch eine übermäßige Schafhaltung, die Waiden derselben, durch verderbliche Jagden in den Nothstand gesetzt wird, indem ihm durch jenes oder mehreres andere alles abgefressen, vertreten, zu Botten geritten oder sonst auf eine Art ruinirt wird.

Nehme man diese fünferley Dinge, Behandlungen und Umstände zusammen und sage mir alsdenn, auf welch: irgend eine Art es alsdenn nur möglich sey, daß sich der Landmann da aufrecht in gutem Wohlstand erhalte, oder wie es möglich sey, daß er so gefesselt ausser aller menschlichen Freiheit im Stand sey, sich vor'm Unglück zu verwahren, sich in glückliche Umstände zu setzen und sich in solchen zu erhalten?

Ich habe noch nirgendwo ein Land gesehen, wo diese Hindernisse eines guten Aufkommens und Bestehens, entweder alle oder auch nur zum Theil mit dem Frohnzwang sich vorfanden, daß Landleute im Wohlstand sich vorfanden, wo sie nicht an der Schwindsucht ihres Vermögens schmachteten, und endlich nicht ganz und gar hinfielen.

Alles, was nicht unmittelbar hierauf wirket, kan immer noch umgangen und durch andere Auswege ersetzt werden; wo aber einer Sache Wirkung, wie die Wirkung dieser, so unmittelbar auf den Ruin zwecket. und ihre ganze Natur diesen enthält, und alles andere, so noch zur Hülfe darwider ergriffen werden könnte, zurückdruckt, da ist der Untergang ja allerdings schlechterdings nothwendig, und niemand weicht ihm auf irgend einem Weg mehr aus.

Man kan von dem Unterthan sehr vieles fordern, ihm immer wieder neue Abgaben abdringen, hat er nur unumgränzte Freiheit, sie zusammen zu bringen; so bringt er sie auf irgend einem Weg zusammen; Abgaben sind immer angesetzte Sporen, die ihn antreiben, feiner zu denken, immer noch arbeitsamer, sparsamer zu seyn, und es wird ihm so immer noch glücken: der Auswege zum Bestehen gibts in fast unzehlbarer Menge, man sucht sie, man entdeckt sie im Suchen, man geht sie.

Es ist manchem im Schlaf liegenden Land gut, wenn es so aufgeweckt wird, und nicht gut, wenn es bey wenigen Abgaben stets denkt: ich bedarf keiner Arbeiten, ich bestehe ja doch!

Da ich dieß schreibe, so schreibt Elbingen von sich:

„Wenn es gewiß ist, daß eine sich mehrende Handlung zugleich die Aufnahme „eines Orts zu bewirken pflegt; so kan „sich Elbingen vorzüglich dieses Vortheils „seit der Zeit erfreuen, als es unter dem „Preußischen Scepter stehet. Vor wenigen Jahren bedeutete unser Handel fast „gar nichts, und nunmehr ist er so blühend „geworden, daß in dem letzt beschlossenen „1778 Jahr, laut der hieselbst im „Druck erschienenen Designation, 45 Seeschiffe, 208 Boordinge, 453 Pohlnische „Gefässe eingegangen, und 45 Seeschiffe, „350 Boordinge, wie auch 420 Pohlnische Gefässe ausgegangen sind, die eine „Menge Waaren von allerhand Arten ein„und ausgebracht haben.

Dieß that gewiß nicht die verminderte Abgabe — aber gewiß die grössere und weisestertheilte, erweiterte Freiheit; aufgeweckt, umgesehen und Freiheit wirkt alles!

Es ist gewiß kein Staat, wo mehr Millionen abgegeben werden, wo 300 Millionen in etwa drey Jahren auf den Krieg gezahlt werden,

und doch noch reich und muthig, — als in England; es ist aber auch kein Staat, wo der Bürger in solcher Freiheit wieder handelt und gewinnet, als die Freiheit des Bürgers in England ist.

Was die Freiheit da thut im Handel, das thut sie auch auf dem Acker! — sie hat unmittelbaren Einfluß auf Reichthum und unmittelbaren Einfluß auf die Armuth.

LVI.

Die

Milchkuh.

LVE

Die Milchkuh hat in der Landwirthschaft ihren Platz, und ist in einem jeden Haushalten von einem sonderlichen Werth, fast unentbehrlich; daher allerdings der Aufsicht des Landswirthes würdig, zumal aus diesem Gesichtspunkt, da immer eine Kuh milchreicher ist, als die andere: eine fettere Milch hat, als die andere, und erstere eine jede Landwirthin vor sich in ihre Küche herein wünschet.

Den Werth des Ertrags einer Milchkuh überhaupt zu bestimmen, ist wohl nicht möglich, indem derselbe gar sehr von dem Ort, von der Zeit, von noch vielen anderen Umständen abhänget, sich nach solchen erhöhet und erniedriget; der Werth des Ertrags einer Milchkuh in einer Stadt ist grösser, als der von solcher auf dem Lande, fern von den Städten; die Milch der Kuh, welche man zu der Zeit hat, da es sonst wenige melkende Kühe gibt, wird höher bezahlt, als sonsten; — Zu sagen aber, wie groß der Ertrag der Milch von einer Kuh gemeiniglich sey, gehet eher noch an, und kan aber doch so gar genau auch nicht bestimmt werden, weßwegen man auch ausser Stand ist und bleibet, angeben zu können, wie hoch eine Kuh verpachtet werden könne; man thut sie hie vor 5 Thlr., dort

vor 6 Thlr., vor mehr oder weniger Geld aus; bey allem dem sieht man doch als unumstößlich wahr ein, daß die Milchkuh allemal ihren ganz guten innerlichen Werth habe, und zu der Landwirthschaft mit allem Recht gezehlt werde.

Die beste Milchkuh ist die, welche viele und fette, wohlschmäckende, gesunde Milch, ohne daß man nöthig hat, ihr viele der besten Fütterungen zu geben, oder sie mit grossem Aufwand zu erhalten, eine möglichlange Zeit willig abgibt. — Man hat also bey ihr weder auf Grösse, noch Farbe, noch Fettigkeit, Wuchs, Schönheit, noch darauf, daß sie schöne Kälber wirft, zu sehen; dabey aber auch nicht geleugnet, daß sie, wo sie mit der oder jener oder allen diesen Vollkommenheiten begabt ist, vorzüglicher vollkommen gepriesen werden könne.

Man hat von jeher glauben wollen, daß die Kühe eines Landes mehrere und bessere Milch hätten, als die Kühe eines andern: dieß glaubte man von den Schweizer, den Friesischen Kühen; andere glaubten es von den Heßischen, den Oberpfälzischen und von noch andren Kühen, daher der pruritus, daß der eine Schweizer, der andere eine Friesische, der dritte Büffel, der vierte Heßische, der fünfte Oberpfälzische, und der sechste noch die sechste Nation von Kühen erkaufte, in seinen Stall einführte und damit groß that. — Ich wundere hier nicht; alles Fremde ziehet an und daher, was

ist es besonders, wenn man auch Kühmoden in der Landwirthschaft vorfindet?

Ich vor mich aber habe die Anmerkung gemacht, daß sich diese Modelandwirthe gemeiniglich gar sehr betrügen; ich sahe Schweizerkühe von gar schönem Wuchs, von denen sah ich einige, die viele und magere, jene wenige und fette, die dritte wässerigte und wenige, die vierte, die aber hier in Teutschland sehr rar ist, viele und gute Milch abgab, so, daß ich gar deutlich und überzeugend erkannte, daß unsere Franken- oder Schwabenkühe, wenn sie auch nicht so viel an Fleisch und Knochen Gewicht haben, ihnen in der Milch schlechtweg nicht nur nichts nachgeben, sondern sie vielmal noch übertreffen; dabey aber doch auch gar nicht geleugnet, daß man von der Schweizerkuh in der Schweiz mehr Milch, als in Franken von ihr ausmelket, weil die Fütterung dort auf Bergen, in fetten Thälern fetter seyn muß, als bey uns; der Schluß ist ja falsch oder wenigstens gewagt: was die Kuh in der Schweiz ist, das ist sie auch bey uns; Umstände verändern ja vieles, warum denn auch dieß nicht? — — Man hat also gar keinen Grund in der Auswahl der Milchkühe oder der Kühe in Absicht auf die Milch auf ihr Vaterland zu sehen; wenn man sagen wollte: es ist doch die Friesische Kuh grösser als die Franken und Heßische Kuh nicht ist; folglich kan sie auch in einem grössern Körper mehr Milchsäfte haben, als diese in dem

kleinern!

kleinern! — so gestehe ich es zu; allein vom Können aufs Seyn gilt doch auch kein Schluß; es kan ja auch seyn, daß sich in ihr die Säfte mehr in's Blut, Fleisch und Fett, als in Milch umsetzen, und die ganze Struktur der Milchadern und des Euters eben so seyn, daß sie doch weniger Milchreich wird, als die kleinere, die anderst gebaut ist; ist es ja doch allen erprobt: daß manche kleinere Kuh weit mehr Milch abgibt, als eine viel grössere, die auch durch die allerbeste Pflege jener in Absicht auf die Milch nie gleich gestellt wird. Man muß also, dieß erwogen, auf ganz andere Dinge achten, wenn man in der Auswahl der Milchkühe glücklich zu seyn wünschet.

Rechtfertige ich, ehe ich dortvon rede, vorher meine Beschreibung der Milchkuh! — viele Milch von einer Kuh, und die fett, gesund, wäre allezeit in aller Absicht sehr gut; allein nicht alle Kühe geben diese, und die, so viele Milch geben, geben darum selten mehr Fett, als die, von welchen man wenige ausmelket; in der Aussicht also auf den Butter verdient jene gegen diese gar keinen Vorzug; das, so an Milch mehr da zu seyn scheinet, ist Wasser; wollte man aber solche, ohne daraus zu buttern, verkaufen; so länge sie zwar mehrere Maase, sie würde sich aber niemand zum Ankauf empfehlen; Man kan also nicht sagen: die Kuh gibt viel Milch, also ist sie die beste; man hat die viele Milch vorher zu untersuchen

und

und zu sehen, ob sie auch verhältnismäßig Fettigkeit oder Rum gegen die wenige, so eine andere Kuh gibt, inne und aufhat; selten hat die viele Milch mehr Rum, als die wenige, welche beede zwo verschiedene Kühe aus sich herausmelken lassen; Wäre es aber, daß die viele Milch auch mehreren Rum hätte, als die wenige; so würde die Kuh, die jene gibt, vor der, die diese gibt, den Namen der guten Milchkuh vorzüglich verdienen.

Man will sagen, daß einige Kühe bittere, bocklendschmäckende, gaisenartige Milch gäben, und daß sie solche von Natur, nicht durch die Fütterungsarten hätten; sie mögten fressen, saufen, was sie wollten, so sey ihre Milch bitter, übelschmäckend im Genuß: wäre es nun so; so müßte eine solche Kuh vor nichts weniger, als vor eine gute Milchkuh geachtet werden können; ich denke aber, daß man sich hiebey ehe irre, als ganz richtig denke: mich deucht immer, daß die Bitterkeit, der üble Geschmack der Milch mehr von den äusseren, als inneren Umständen einer Kuh abhänge; daß es darauf ankomme, was die Kuh frißt und sauft; gewiß ist es, frißt sie lauter Stroh; so ist die Milch bitter, wenn sie auch sonst bey Grasheu oder Grummet die süsseste gab; mir ist aus der eigenen Erfahrung bekannt, daß eine Kuh bocklendstinkende Milch gab; die Milch stank wirklich; da man aber auf den Grund räumte, fand es sich, daß neben ihr im Stall

ein

ein Paar stinkende Böcke gehalten wurden, deren Gestank sich der frisch gemolkenen Milch allezeit so insinuirte, daß man glaubte, ob käme der Gestank von ihrer innern Anlage selbst her; so bald man die Böcke wegthat; so bald verlohr sich auch der Gestank der Milch. Lasse ich jedoch meine Forderung stehen: die Milch einer guten Milchkuh muß nicht bitter, nicht bocklend schmäcken.

Die Milch sey gesund! — daß von einer ungesunden Kuh ungesunde Milch komme, wird wohl niemand leugnen, und solche ungesunde Milch ist allerdings schädlich, das versteht sich vor sich, und es kan wirklich seyn und kommen, daß eine Kuh viele, fette, dem äusserlichen Schein nach süsse, wohlschmäckende, gesunde Milch gibt, die aber doch ungesund ist. Eine lungenfaule Kuh gibt Milch, bricht an der Vielheit kaum etwas ab, bis sie umfällt und krepiret; man sieht der Milch gar nichts Böses an: wer wird aber nicht glauben, daß sie vor den Menschen ungesund seyn müsse? Gerechte Auforderung also: einer guten Milchkuh Milch muß auch gesund seyn!

Es gibt Kühe, welche bey mäßiger Fütterung mit schlechteren Fütterungssorten mehr und fettere Milch geben, als andere bey vieler und der fettesten Fütterung, das ist allgemeine Erfahrung, die gar wohl aus den verschiedenen Naturen erklärt werden mag; bekannt ist ja,

daß

daß immer eine Kreatur der andern in den inneren Gefässen ihres Leibes ungleich ist; daß die eine besser verdauet, als die andere, eine mehr Milchsaft zeuget, als die andere; aus diesem muß ganz natürlich das, was ich behaupte, erwachsen; ist es nun aber so; so muß die Kuh, die bey wenigerm Aufwand und bey schlechteren Fütterungen eben so viel oder mehr und fettere Milch gibt, Vorrang haben vor der, die nur so viel oder wenigere Milch bey der besten Fütterung zeugt, und bey der schlechtern noch mehr versagen würde.

Man hat Kühe, welche eine lange Zeit, nachdem sie wieder zugekommen sind, oder gerindert haben, gemolken werden können, und immerhin mehrere und bessere Milch bis nahe, ja wenn man sie fortmelken wollte, bis zum Werfen abgeben, da andere, nachdem sie wieder geritten sind, solche bald versagen; man wird die ersteren allerdings den letzteren weit vorzusetzen haben.

Die beste Milchkuh, die alle vorbenannte Eigenschaften hätte, aber ihre Milch nicht gerne abgäbe, oder die abgegebene aus dem Kübel in den Stall schlüge, also sich nicht melken liesse, unbändig thäte, ausschlüge, stiesse und dergleichen thäte, verdiente den Namen einer guten Milchkuh durchaus nicht; dergleichen Kühe gibt es nun allerdings, die, ich weiß nicht wie, im Stand sind, ihre Milch zurück

zu

zu halten, und solche nicht ehe, als bis die melkende Person vorher lange an den Strichen der Euter gezupft hat, fahren lassen; der Bauer peitscht und schlägt sie wirklich vorher, ehe er melket, herum, und glaubt, daß er dadurch die Bosheit der Kuh, durch die sie die Milch zurückhalte, hebe; man sieht aber gar wohl ein, wenn man hier denken und auf die Natur sehen will, daß nicht Bosheit oder Eigenwille hier statt finde, sondern daß es in der Natur liege; das vorhergehende viele Zupfen, das Springen der Kuh bey den Schlägen, verursacht Friktionen, Erhitzungen, starke Bewegungen der Gefässe, folglich Oefnungen der Milchgefässe, und eben dadurch den Abgang der Milch; sey es nun, wie es will, so eine Kuh verliert viel von ihrem Werth, und die, so muthwillig springt, ausschlägt, wenn sie gemolken wird, allen; und dergleichen Kühe gibt es nicht wenige.

Daß man bey einer Milchkuh als Milchkuh nicht auf andere Nebenabsichten, die daher nicht gehören, nicht sehen müsse, und da alles andere: Farb, Grösse, Schönheit, Wuchs, Gehörn, daß sie schöne Kälber gebe, nicht in Ansatz oder in die Rechnung gebracht werden müsse, das versteht sich von selbsten, und ist um so ehe so zu denken, als es gewiß ist, daß öfters die ungestalteste Kühe die beste Milchkühe sind, und gemeiniglich die beste Milchkuh das kleinste Kalb wirft; — Natürlich allerdings so, da sie die

meiste Nahrung vor das Kalb in ihrem Leib in den Melkkübel hingibt, und das Kalb so natürlich Mangel an Nahrung und Hinderniße am Wuchs hat; doch, da nachher auch dieß kleine Kalb, wenn es einmal geworfen ist, von seiner milchreichen Mutter viele und gute Milch hat; so kan es das auch öfters am Wuchs wieder einbringen, wovon man es vorher durchs Melken zurückhielte.

Dem Landwirth, wie gesagt, ist die gute Milchkuh von besonderm Werth; ist er in einer guten Lage, ich will sagen: liegt sein Landgut so, daß er die Milch frisch weg allezeit wohl anbringen und verkaufen kan; so ist er im Stand, sie sehr hoch zu nutzen: Ich will annehmen, daß er die Maas Milch von der Kuh weg um vier Kreuzer verkaufet, und ihm solche drey Vierteljahre lang im Durchschnitt alle Tage vier Maas Milch, die Maas zu drey Pfunden gerechnet, abgibt; so hat er von derselben vier und siebenzig Gulden, vierzig Kreuzer; die Berechnung drauf habender Kosten, da eine Magd wohl zehn, bis zwölf Kühe pflegen, und der abfallende Dung, das Kalb, die Fütterung beinahem wieder bezahlen können, wird vom Gewinn gar nicht viel wegnehmen, und der reine Gewinn allerdings in funfzig oder vierzig Gulden bestehen.

Aus diesem gedacht, kan man wohl glauben, daß sich der Landwirth, der Bauer, und

Bayerische Staatsbibliothek München

ein jeder, der eine Milchkuh suchet, sich alle Mühe geben wird und soll, solche von der besten Güte zu erhalten. Das ist ihnen aber Arbeit und Mühe von der letzten oder ersten Grösse: die Frau im Hause wünscht so sehr nichts, als gute Milchkühe, und da fehlt's nun an ganz gewissen äusserlichen Kennzeichen; das gewisseste unter allen ist betrüglich; der Bauer kaufet lieber zehn Paar Ochsen, als eine einzige Kuh vor die Hausfrau; er mag öfters einkaufen wie er will; so hat er dabey doch den Unwillen dieser im Stall.

Die Kennzeichen, die dem Bauern eine gute Milchkuh verrathen sollen und nach welchen er einkaufet, sind verschieden.

Mancher kauft nach der Nation: Schweizer, Friesische, Heßische, Oberpfälzer, u. d. gl. Kühe.

Ein anderer nach den Müttern; ist die Mutter eine gute Milchkuh; so vermuthet er die auch in der, die von ihr geworfen ist.

Der dritte sieht auf das Land, auf den Stall, in welchem sie bis daher stand; er will sie nicht aus gutem, fettem Land, aus einem Stall, wo gut gefüttert worden, sondern aus einem dürren Land, aus einem hungrigen Stall in sein besseres Land, an seine besser-fütternde Krippe.

Der vierte bemerkt die Farbe, und glaubt, daß ihm die falchichte oder falbe, fahle, die licht-

lichtbraune, die dunkelbraune Farbe, oder die vermischte Farbe, da die fahle, die braune Kuh einen weissen bunten Strich über dem Rücken weg hat, die beste Milchkuh verrathe.

Alle sehen sie bey der Kuh auf einen langen dürren Hals, schlackende grosse Ohren, auf einen recht langen Schwanz, auf ein grosses Euter, auf viele und grosse Milchadern, welche unten am Bauch gegen das Euter hinliegen.

Wie man ein oder anderes, oder alle diese Kennzeichen von der Natur dafür erklärt, darstellen und erweisen soll, das verstehe ich nicht, dazu bin ich zu unweise; ich wünschte, daß ein anderer das mögte thun können, und ich im Stand seyn mögte, probhaltendere angeben zu können, ich bin aber leider! auch dazu, wie alle andere, zu schwach.

Der Bauer sieht die Unzulänglichkeit aller dieser Kennzeichen wohl selbst ein, doch handelt er so hin nach väterlichen Sitten, und das um so mehr, da ihm keine andere Regeln oder Verfahrungsarten bekannt sind. Er sieht, und ich sehe es selbst oft, daß die Kuh der gepriesendesten Nation, die von der besten Mutter, die aus dem schlechtesten Stall, die von der ausgesuchtesten Farbe, die mit dem dürresten längsten Hals, mit ganz grossen, schlackenden Ohren, mit dem längsten Schwanz, dem größten Euter, den meisten und größten Milchadern,

so gar die, welche bey dem Verkäufer die meiste und beste Milch gab, in seinem Stall versagte und auf allezeit versagte, und so auch die vom ganzen Gegentheil vollkommenst seinen Wünschen entsprach.

Sage ich hier die Ursachen, aus welchen dergleichen Eräugnisse kommen: daß die beste Kuh schlecht und die schlechteste milchreich und gut wird! —

Fehlte mir nur nicht Anatomie! — wage ich etwas, vielleicht treffe ich es doch! — ist's ja doch nicht Frevel; — Effekt meiner besten Wünsche! —

Ich stelle mir den Leib aller lebendigen Geschöpfe so vor, daß ich den Magen als den die Speise kochenden Theil ansehe, auf dessen Gedärmen unendlich viele Haarröhrgen die besten Säfte aus solchen anziehen, die hernach, je nachdem er es bedarf, in Blut, Milch, Fett, Fleisch und andere Säfte übergehen oder sich verwandeln. Der Lauf aller dieser Theilgen muß in Kanälen, Adern oder Haarröhrgen geschehen; bey einem mütterlichen Leib, der Blut und Milch bedarf; Blut zur Nahrung des Jungen im Leib; Milch zur Nahrung des Gebohrnen; In den Empfängnis- und Geburtsgliedern, wie in dem Euter, vermuthe ich eine Menge Haarröhrgen, die da zusammen laufen und einen gleichsam schwammigten Klumpen aus-

ausmachen, aus welchen nach Nothdurft Blut oder Milch ausschwitzt, herausbricht oder ausgedruckt werden kan; diese Haarröhrgen müssen an ihren Extremitäten mit Fallen versehen seyn, die sich auf- und zuschließen, je nachdem es nöthig ist, daß sich Blut oder Milch ausgießt, je nachdem sie gereizt oder gedruckt werden. Bedarf die Mutter Blut und keine Milch; Milch und kein Blut zur Nahrung ihres Jungen; so wirkt die Natur also; bedarf sie beedes zugleich; so schaft sie im benöthigten Maas eins wie das andere an; so würde sie freiwillig wirken, sie läßt sich aber auch zwingen, und dann entsteht öfters eine schädliche Unordnung, auch bey der Natur wirkt viel die Gewohnheit, oder vermag viel die Schlaffigkeit aus der Gewohnheit der Haarröhrgen, oder der auf solchen befindlichen Fallen; oder dieß, so diese adstringiret, daß sich entweder die Milch oder das Blut häufig oder über die natürliche Gebühr ausgiesset. Wo die Haarröhrgen weit sind, die Fallen schlaff sind, da giessen sich die Säfte in vollerem Maas hin; wo sie enge sind, feste zu sind, da weichen sie zurück, fallen auf eine andere Seite, nehmen einen andern Lauf, eine andere Natur an, und suchen da ihren Austritt; man weiß, daß Bewegung, Reiben, Anziehen, Saugen, Drücken, solche Gefässe erweitern, die Fallen öfnen, daß dadurch die Flüßigkeiten häufiger anlaufen und austretten, und beim Gegentheil gegentheilig wirken. Dieß alles vorausgesetzt, gehe ich weiter.

Die Milch bestehet aus Fett oder Oel, Wasser, Salz und etwas Erde; alle diese vier Theile kan man mit blosem Aug wahrnehmen, und alle nur allzuleicht von einander absondern; fast jede Hausmutter wird solches bejahen und bezeugen. Der Hauptttheil ist das Oel; dieß mit dem Wasser zu mischen bedarf die Natur Salz und bedient sich erdigter Theilgen; also keines von diesen vieren allein macht die Milch aus; aus allen vieren aber zusammen genommen entsteht sie und nimmt die weisse Farbe an. Man nehme Oel, Wasser, Salz, etwas Erde, reibe alles zusammen ab; so bekommt man ein flüßiges Weisses oder Milch.

Nimmt man noch dazu an, daß eine allzuheftige Bewegung eines Körpers alle seine Theile so heftig reibet und verfeinert, daß von den Flüßigkeiten und feinen Theilgen an Oel und Salz durch seine Schweislöcher eine grosse Menge noch ehe, als sie sich in das, in was sie sich sonst bei'm Gegentheil verwandeln würden, umsetzen, verflüchten, und dann noch dieß: daß alle Fettigkeiten, Salz, Wasser, Erde, durch Fressen und Saufen in den Leib eingehen; so kan man sich's erklären, worin die Ursachen liegen, oder welches die Ursachen sind, daß so viele Kühe keine gute Milchkühe werden oder sind.

Im Voraus aber zugestanden, daß eine manche Kuh gar wenig abgeändert, auf die

Milch verbessert oder verschlimmert werden kan, deren innere Disposition ihrer Theile so ist, daß sie entweder einen unveränderlichen Hang zum Milchgeben oder zum Fleisch und Fett auflegen, oder zu keinem von beeden hat, und immerhin dürre und elend bleibet, also entweder nicht hinlänglich frisset, saufet, alle Fütterung nebst dem eingesoffenen Wasser, ohne davon was anzuziehen, durch die natürliche Abgänge wieder weggibt, oder durch allzuheftige Ausdünstungen wieder verflüchtet, will ich aus jenem die Ursachen herausziehen und ansetzen: also können folgende Ursachen, eine, mehrere, alle seyn, warum eine Kuh die Milch versagt, nicht viele, nicht fette, nicht gesunde, nicht wohlschmäckende, nicht willig, nicht lange abgibt;

1) Wenn die Kuh innerliche Fehler, Mängel oder Krankheiten hat; — so bald dieß ist; so nimmt sie an der Milch ab, oder gibt sie auch ganz wässerig, eiterig, röthlig, wie Blut von sich.

2) Wenn man ihr nicht satt zu fressen oder schlechte Fütterungen vorleget; wo kan da Milch seyn, wo wenig Oel, wenig Salz, nur Erde eingefressen wird?

3) Wenn man ihr zwar die besten Fütterungen gibt, ihr aber keine Ruhe läßt, sie nicht in der Ruhe hält, oder ihr keine

verschaffet; wenn man sie zur Arbeit braucht, auf dem Feld und der Waide herumlaufen läßt; wenn man sie nicht durch den Striegel und die Bürste alltäglich sattsam reiniget, sie dem sie beunruhigenden Staub und Ungeziefer Preis gibt.

4) Wenn man sie nicht genugsam saufen lässet, und ihr das Wasser auf die oder jene Weisse, auch die Salzungen versaget.

5) Wenn man sie selten melken, nicht hurtig, nicht ganz ausmelken, auch da nicht ganz ausmelken würde, wenn das saugende Kalb noch etwas übrig gelassen hat, da sich die Milchkanäle nicht genug ausdehnen, die Fallen nicht aufgehen, folglich erstarren; da dann die Milch zurücktritt, sich in Blut umsetzet, und nur einige Milchkanäle sich zu öfnen geschickt bleiben. Ein mächtiger und gewöhnlicher Fehler, der von faulen Melkenden öfters gemacht wird!

6) Wenn die Fütterung zu kalt vorgelegt, das Wasser zu kalt eingesoffen wird; wenn beedes zu adstringirend ist, und die innere Theile zu sehr zusammengezogen und verhärtet werden: dreiblätteriger rother Klee ist viel adstringirender, als Espar-

set und Habersaamen; man koche beede Kleearten und versuche sie! — aber eben daher wird man auch sehen, daß eine Kuh, wenn sie auch bey ersterm Klee viele Milch gibt, doch bey dem zweiten mehr und bei'm dritten noch mehr geben wird.

Man erkaufe sich nun die beste, die belobteste Kuh, von der man gewiß weiß, daß sie die beste Milch in grosser Vielheit abgegeben hat, und mache mit ihr einen, oder mehrere, oder alle diese Fehler; so wird sie in kurzem in die schlechteste ausarten. Ich habe mehrere Bauern so klagen gehört: ich habe die beste Kuh erkauft; aber in meinem Stall ist sie die schlechteste, sie gab 2. 3. 8 Tage viele Milch, jetzt aber ist's vorbey, sie gibt nun sehr wenig Milch, ich muß sie wieder hinwegthun. Ich fragte sie, wer melkt? was ist euer Gesind? — Faul, verdrossen, die Magd, das Kind melkt, einmal, zweimal des Tags; ist es dann Wunder, daß eure Kuh schlecht ist? — Seht nach, laßt eure Frau melken, öfter melken, schnell, hurtig die Strichen zupfen! Es geschah — und die Kuh wurde wieder nach und nach milchreicher! — so nach frisch geworfenem und abgewöhntem Kalb die Kuh behandelt, werden wenige versagen.

Wäre es nun nicht möglich zu sagen, wie eine Kuh behandelt werden müsse, wenn sie eine gute Milchkuh seyn sollte? Ich denke es doch! —

Der Landmann ist ebenfalls von der Möglichkeit dessen überzeugt; nur schade! daß er so oft die Sache übertreibt oder zu verkehrt angreift. Er siehet ganz wohl ein, daß öligte Fütterungen Milch geben, aus der Ursache gibt er sie auch seinen Kühen vorweg; wenn er das nicht im Uebermaas oder nicht zu unschicklicher Zeit gäbe; so mögte es immerhin geschehen; allein da er hiebey das Gegentheil thut; so ist er oft Schuld daran, daß die Milch mit den Kühen vergehet. Mancher unverständige Landwirth gibt seiner Kuh etliche Wochen vor dem Werfen oder Kalben so viele körnigte Fütterung, und zwar von der besten: Roggen, Wicken, Linsen, Dinkel, als sie nur zu fressen vermag; sie wird so allerdings fett und nur zu fett, und denn, wenn die Werfzeit herbey kommt; so verursachet die übermäßige Fettigkeit eine schwere Arbeit, öfters eine Ohnmöglichkeit zu werfen, verursachet es nicht den Tod; so verursachet es doch innerliche Hitze, die noch im Leib sich aufhaltende körnigte Fütterung vermehrt sie zu Entzündungen, erhebt sie bis zur Krankheit, statt dem, daß die Milch einschiessen sollte, bleibt sie aus, und da so die Milchkanäle und Fallen zufallen, sich verengern und verhärten, kommt die Milch künftig, wo sie auch wieder gesund wird, doch entweder gar nicht mehr, oder in sehr geringem Maas herfür. Eine solche Behandlung einer tragenden Kuh auf viele Milch ist also sehr widersinnisch und gegen die Natur.

Sage ich also hier, was ich theils aus der Erwegung der ganzen Sache nach vorausgesetzten Grundsätzen und der Beschreibung der Natur einer Milchkuh, und dem, was ich von prüfenden und erfahrnen einsichtigen Landwirthen erforscht, theils selbst auch aus Erfahrungen in meiner eigenen Haushaltung hiebey erlernt und aufgesammlet habe.

Erstlich: Eine Kuh willig zu machen, ihre Milch abzugeben, sich dessen nicht äusserlich durch Stossen, Ausschlagen zu weigern, ist nöthig, daß man das Kalb schon und dann so fort, wenn es weiter erwächst, endlich tragend wird, bey jeder Gelegenheit und Zeit begreift, überall und besonders am Euter betastet, daß die Magd, die Hausmutter öfters an den Strichen des Euters gelinde zupfet, und so damit thut, als ob sie sie ausmelke, das Vieh also zahm mache, an sich gewöhne, und wenn es so geduldig alles erträgt, öfters mit einer gesalzenen Schnitte Brod dafür belohne.

Eine manche Kuh, die von Jugend an eine üble Zucht hatte, durch Unterlassung des eben gesagten, oder durchs Nachgeben verwöhnt worden ist, schlägt und stösset, wenn sie gemolken werden soll; hier muß Ernst, heftiges Anfahren, Schlagen und Stossen, bis zu ihrem Erzittern, dann ein gleich drauf folgendes unverzagtes, rasches Ausmelken, und so sie es ruhig ausgehalten hat, ein Streicheln und dann eine gesalzene Schnitte Brod alles ausrichten.

Ob eine Kuh durch eine innerliche gewisse muthwillige Zurückhaltung das Melken vereiteln könne, wollen einige behaupten, andere leugnen; gewiß ist es, daß man öfters eine gute Zeit die Striche vorher vergeblich zupfen muß, ehe die Milch her und herauskommt, welches nun wohl Anlaß geben könnte, so was muthwilliges zu vermuthen; allein ich glaube, wie ich bereits schon einmal gesagt habe, daß so etwas wohl nicht sey, und eine andere Ursache, wo nichts eigenwilliges dabey ist, zu Grund liege: starke, feste Gefässe, Fallen auf den Haar- oder Milchröhrgen können es ja gar wohl verursachen; wie man denn bemerken wird, daß die Milch einer Kuh, deren Euter schlapp oder hautig ist, weit ehe auslauft, als die Milch deren, so ein hartes fleischigtes Euter nach dem Ausmelken behält, ausgemolken wird: gemeiniglich muß hier lange vergeblich an den Strichen gezupft werden. Kommt's da offenbar auf das Reiben und Saugen an, wenn die Milch ausgehen soll, da sich durchs Reiben die Gefässe ausdehnen, die Fallen sich öfnen, und offenbar ist, daß ein fester Körper sich nicht so bald ausdehnt oder erweichen läßt; so muß ein fester Euter vorher, ehe er die Milch ausläßt, lange gerieben und hurtig gezupft werden. — Ein anderes Mittel dagegen wird hier wohl nicht seyn, als das, dessen man sich bisher bediente; das anhaltende Erwärmen und Erweichen der Milchkanäle durch festeres, hurtigeres Reiben und Zupfen.

Zweitens: wie zu verfahren, daß eine Kuh viele und fette Milch erhält? — Es ist natürlich gedacht und gesagt: wenn eine Kuh viele von allen den Theilen, aus welchen die Milch bestehet oder wird, erhält; so muß sie auch viele Milch überkommen und in sich haben; wie es denn im Gegentheil auch gewiß seyn muß, daß sie wenige, oder schlechte, oder gar keine Milch haben muß, wenn ihr entweder ein Theil, mehrere oder alle Theile, woraus die Milch kommt, entgehen oder entzogen werden sollten. Oeligte, fette Fütterung, Wasser, Salz, erdigte wenige Theilgen machen die Milch aus; würde man der Kuh schlecht Futter geben; so würde sie bey vielem Saufen und bey genugsamer Salzung viel, aber ganz rumlose Milch geben; würde man ihr viel öligtes und viel Wasser oder gar kein Salz geben; so würde sie, weil sich erstere zwey Stücke nicht mischen könnten, die Milch dennoch versagen.

Also wenn man viele gute Milch haben will; so füttere man mit der Kuh öligtes: geschrotene Körner, fettes Gras, gutes Heu oder Grummet, lasse sie viel saufen, versäume niemal, ihr viel Salz zu geben; — allein die Kuh will nicht saufen! — sie gibt gute Milch, aber nicht viel! — Wenn sie viel saufen soll; so gebe man ihr nur trockene Fütterungen und vieles Salz und lasse ihr zum Saufen Zeit; so wird sie bald mehr saufen, als sonsten! — man melke sie nicht

ehe,

ehe, als bis sie vorher über der Tränke gewesen und sich wohl angesoffen hat.

Fettes Gras, gutes Heu, Grummet soll man mit der Milchkuh füttern! — Man muß hier wohl anmerken, daß zween einerley Gras füttern können und doch verschiedenen Effekt auf ihre Milchkühe bemerken werden. — Das fetteste Gras auf leichtem, weissem oder gelbem Leimenfeld ist bey weitem nicht so gut, als das auf ungedungtem, schwerem, kiesigtem Lettenfeld gewachsen; Es ist aber auch nicht eine Grasart so gut, als die andere; der dreiblätterigte Klee ist gut; aber bey weitem nicht so gut, als der Esparset. Das Kraut von gewöhnlichen Kartoffeln ist weit besser, als das von den englischen, oder den Yam-battatos; wenn man den Haber, unter den man Klee gesäet hat, grün abschneidet und verfüttert; so gibt man damit den Kühen die beste Fütterung auf viele und gute Milch.

Drittens: man weiß, daß eine Kuh die beste Fütterungen bekommen kan, also viele Nahrungen zur Milch hat, und doch wenige, schlechte Milch abgibt, woher das und wie ist es zu verhindern, anderst zu schaffen? — Das erste geschieht durchs häufige Ausdünsten und Verflüchten; dieß dadurch, daß man alle Unruhe und heftige, anhaltende Bewegung von der Kuh, gerade so, wie von allem Mastvieh, dem Vieh, so gemästet werden soll, durchaus und schlechtweg verbannet und abhält. So wenig

das

das Mastvieh bey der besten Fütterung, wenn es stets hart bewegt wird, fett wird; so wenig wird die Kuh bey je einer Fütterung, so sie stets unruhig ist oder umlauft, milchreich; alle die Theilgen der Milch werden sich durch die beständige Friktion verfeinern, ausdünsten und weggehen. — Wer viele und gute Milch zum Ausmelken in der Kuh aufbehalten will, der muß sie in vollkommene beständige Ruhe setzen und darinnen erhalten; sie vom Staub, Ungeziefer und Unflat rein halten, nicht auf die Waide lassen, im Stall füttern, sie nicht unter das Joch nehmen, u. s. f.

Viertens: wie von einer Kuh, welche wohl gefüttert und besorgt ist, viele Milch auf lange Zeit zu melken? — Die beste Milchkuh gibt nicht immerhin gleichviele Milch; wenn sie gekalbt hat; so gibt sie ein halb Jahr viele, nachher bis zum Wiederkalben wenigere; daraus folget, man muß die Milchkuh alle Jahre tragend werden lassen; geschiehet es, daß sie aussetzet; so versagt sie beinahem ganz; so sie aber alle Jahre kalbet; so vermehret sich ihre Milch allemal wieder auf's neue.

Im Sprüchwort sagt man: junge Hennen und alte Kühe sind der Küche das beste; die gar junge Kuh gibt weniger, als die ältere; das beste Alter ist das Alter von 6 Jahren, sie hält an, gute und viele Milch bis in's zehnde zu geben, denn nimmt sie ab; die Zähne werden

stumpf,

stumpf, fallen aus, das Futter wird nicht mehr recht gekäut, weniger recht verdaut, so muß also die Milch abnehmen; so ist der Stand ihrer Natur, und nach diesem hat man von ihr wenige oder viele Milch zu empfangen.

Durch Vernachläßigung der nöthigen Handgriffe kan die milchreichste Kuh in kurzem versagen und durch das Anbringen desselben sehr lange bestehen. Die Handgriffe:

a) Nach dem Werfen muß man, da man das Kalb nicht sogleich viel saufen lassen darf, das Euter recht rein ausmelken; auch wehrend dem Saugen des Kalbs allezeit wohl nachsehen, ob das Euter ganz ausgesogen ist oder nicht; ist es nicht; so muß es rein ausgemolken werden.

b) Man muß darauf sehen, daß das Kalb im Saugen bey den Strichen des Euters abwechsle und nicht immer an einem oder zween Strichen, oder an einem oder dem andern mehr, als an den übrigen sauge.

Nichts gewissers ist, als dieß, daß die Kuh mehr und länger Milch gibt, wenn hierinnen nichts versäumt wird, und den Milchkanälen nicht Zeit oder Raum gelassen wird, sich zu verengern oder gar zusammen zu fallen; wenn ein Schwein 12 Zizen hat und nur 6 Junge, die sich einmal auf allezeit 6 Zizen und jedes die

seinige, bey der es stets bleibt, ausgewehlt hat; so verfallen die übrigen ganz; so auch wird der Strich der Kuh, der nicht stets gemolken wird, in kurzem wenig oder gar keine Milch mehr abgeben. Schliesse man von einem aufs andere! — man schließt hier billig vom Kleinern zum Grössern; eine Kuh, die etliche Tage gar nicht gemolken wird, versagt ganz, warum nicht ein Strich, der weniger als der andere, oder etliche Tage gar nicht gezupft wird? —

c) Man muß im Melken Ordnung halten: man melkt die Kuh die erstere zwey Vierteljahre nach dem Werfen alle Tag dreimal, und zwar von acht Stunden zu acht Stunden; im dritten Vierteljahr alle Tag zweimal: Morgens und Abends. Jenes geschieht gemeiniglich im Frühling und Sommer, dieses im Herbst, da die Kühe, wenn Ordnung gehalten wird, allezeit im ausgehenden Winter werfen oder kalben.

d) Bey jedwedem Melken muß das Euter und zwar durch jedwede Striche rein ausgemolken werden.

e) Wehrend dem Melken muß an den Strichen stets umgewechselt gezogen werden, und weil der oder jener Strich, an dem das Kalb mehr und öfter gesogen hat,

mehr Milch abgibt, als die übrigen; so muß auch dieser öfters ergriffen und anhaltender ausgemolken werden.

f) Je fertiger, je behender gemolken, mit den Strichen im Melken umgewechselt wird, je mehr also die Friktion oder das Reiben, folglich die Erwärmung der Milchkanäle zunimmt, je mehr nimmt auch ihre Ausdehnung und Erweiterung zu, und die Milch schießt mehr und häufiger ein und dringt auch in grösserer Menge aus; man muß also sehr darauf sehen, daß die melkende Person nicht langsam, sondern schnell melke.

Von diesem meinem Gegenstand hab ich etwa, wie ich denke, alles gesagt; wird nach solchem Acker und Wiese das Seinige und die ganze Verfassung eines Landgutes das Ihrige beitragen; so wird der Nutzen aus demselben allerdings ansehnlich, und mich reuet es nicht, von verschiedenen Leuten das, was ich sagte, zum Besten anderer aufgenommen, angemerkt und hier geschrieben zu haben.

LVII.

Irrige Begriffe von den Lehren der wahren Religion sind der Oekonomie eines Landes so nachtheilig, als eine irrige Religion selbsten.

Das Heiligste unter allem ist dem Mißbrauch unterworfen, und gereicht so unverschuldet zum Schaden; da es, recht gebraucht, nichts als lauterer Gewinn seyn könnte und müßte; zwo Wahrheiten, die wir von der weisesten Einrichtung Gottes bey den Dingen dieser Welt erwarten, und alle Tage bey vielen Begebenheiten mit Augen wahrnehmen und sehen. Wie könnte Gott etwas schaffen, so nicht hinlänglich zu seinem Zweck wäre? und wie könnten wir es darauf anwenden und ihn damit nicht erreichen? — Sey aber eine Sache mit allen den Kräften und der Geschicklichkeit auf seine ihr von Gott bestimmte Absicht begabt, und der Mensch setze ihr eine andere und gebrauche sie dazu; so wird er sie nicht nur nicht gewinnen, sondern sie davon noch mehr entfernen. Dieser Fehler kan nur da gemacht werden, wo man seinen Zweck und das, wodurch man ihn erreichen will, nicht hinlänglich kennet, wo man zwey Dinge zusammen verbindet, die sich nicht als Zweck und Mittel zusammen reimen oder vertragen; solche Fehler sind also so lang möglich, als man seinen Verstand nicht von falschen Begriffen reiniget, noch mit richtigern bereichert; da ist es also auch möglich, daß die äussersten Vergehungen wider sich und sein Glück zu Schulden gebracht werden: so kan sich eine

ganze Familie in Londen erhängen, da sie einen mit eigener Hand sich zugefügten gewaltsamen Tod als eine Befreyung ihrer Seelen von des Leibes Kerker, von aller Unvollkommenheit und als ein Mittel zur ewigen Ruhe ansiehet, und so kan ein Landwirth, der von der Natur des Mergels falsch denket und ihn verwirft, wenn ein anderer, der ihn besser kennet, und von ihm Summen seines Nutzens einziehet, in seinen Absichten auf Gewinn bis auf die Armuth zurückbleiben.

Daß sich in allen Ständen, Aemtern, Gewerben und Verhältnissen des Menschen so widrige Zufälle aus so irrigen Begriffen eräugnen können, ist gewiß; daß in landwirthschaftlichen Wissenschaften solche irrige Begriffe bey vielen sind, und, aus ihnen gehandelt, solche schädliche Erfolge gesehen werden, ist wohl nicht zu leugnen; ich sage aber da mehr und behaupte:

daß so gar irrige Begriffe in den Lehren der Religion einen so starken Einfluß auf die ganze Oekonomie haben, daß aus ihr nicht nur kein Gewinn kommt, sondern vielmehr der empfindlichste Schaden erwächset.

Ich erlaube mir hier gleich bei'm Anfang meiner Demonstration eine Ausschweifung; die mich aber von meinem Zweck nicht nur nicht abführet, sondern auf denselben geraden Weges hinbringet.

Gott hat den Menschen zum Besitz aller seiner Natur angemessenen möglichsten Glückseligkeiten bestimmt; das Ende der Kette und Reihe derselben reichet in Ewigkeiten über, und ihr Anfang ist der Anfang seines Werdens; nach und nach von da an soll sich eine Freude auf die andere über seiner Vollkommenheit in ihm erheben, und immer die grössere die geringere von Zeitstufen zu Zeitstufen bis zu Ewigkeiten, und da von einer Ewigkeit zur andern Ewigkeit ablösen.

Anderst kan ich mir die Aussprüche des besten Herzens unsers Vaters im Himmel über dem Menschen nicht denken, und ich halte beedes vor einen gewaltigen Verstoß, wenn man die Zeit und die Ewigkeit in Absicht auf die Seligkeit des Menschens entzwey schneidet; wenn man glauben will, Gott habe den Menschen in der Zeit zum Leiden verdammt, um dort nur erst seinen Himmel zu gewinnen; wie verirrt muß man nicht denken, so bald man Willen und Zulassung; so bald man das, was aus Gott ist, und das, was vom Menschen kommt, nicht scheidet? Mag es immerhin seyn, daß diese Erde vielen eine Hölle wird, weil sie sich solche selbsten dazu bereiten; so könnte und würde sie ihnen doch alsobald Himmel werden, wenn sie sie nur annähmen und so nützten, wie und worauf sie ihnen der Höchste übergab und erhält. Gott will nicht nur, daß wir hier schon das Gute zu unserm Glück besitzen; er weißt uns auch so gar,

wie wir die Fälle, die vielen unverschuldet Unglücksfälle werden, zu unserm Glück verkehren; Es ist gar nichts auf Erden, so nicht denen, die Gott lieben (ich kan es so umschreiben: die den Regeln ihrer göttlichen Beistimmung getreu bleiben) zum Besten dienen sollte und müßte. Nicht also nach Gottes Vorherbestimmung, sondern nach des Menschen Verhalten wird ihm die Erde eine Hölle; fühlt man denn da nicht, daß man die ganze Güte Gottes verleugnete, so bald man leugnen würde, daß diese Welt schon von Gott als der Vorhof des Himmels möglichst schön ausgeziert, mit allem Guten angefüllt sey? —

So voll Güte ist Gottes Endzweck an uns; und kan ich mich dann auch überreden, daß Gott versäumt, vergessen habe, nicht gewollt, es auch nicht gethan habe, dem Menschen so viele Kräfte zu schenken, als er zu der Erreichung göttlicher Absichten, zu der Erfüllung seiner Wünsche bedurfte? Wer unter uns schickt sein Kind in die Fremde, da sein Glück zu suchen, ohne es vorher darauf zu unterrichten, es vorher zu gesetzterm Alter kommen zu lassen, oder, welches eben das ist, ohne es vorher haben erstarken zu lassen, so viel Einsicht, so viele Stärke zu besitzen, sich des Glückes bemeistern, und sich in dessen Besitz schwingen und erhalten zu können? — Wie sollte uns Gott in eine Welt, die so leicht durch Mißbrauch Hölle werden, als durch rechten Gebrauch Himmel

bleiben

bleiben und seyn kan, ausgesetzt haben, ohne uns auf solche mit allen hinlänglichen Kräften ausgerüstet zu haben? — Zum Himmel fähig erschaffen, nachher darauf nicht unterrichtet, geleitet, noch den Inhalt des Himmels zum Besitz vorgelegt haben?

Diese Lehren, diese Pflichten, Theorie und Praxis — inliegende oder vorgepredigte heisse ich Religion; die Religion hat sonst nichts zum Zweck, als unsern Himmel, den Inhalt göttlichen Lobes. Wie natürlich also gedacht und gesagt: die ganze göttliche Religion muß auf den ganzen Himmel des Menschen, also auf sein zeitliches und ewiges, auf sein ewiges und zeitliches Glück so passen und so eingepaßt seyn, daß sie keinen Theil vom Anfang bis in die Ewigkeiten fort zurückhält, mindert, zernichtet oder wegnimmt: alle ihre Lehren müssen darauf abzwecken, den Menschen hie schon im Irdischen, wie dorten im Ewigen himmelfroh zu machen; sie kan ohnmöglich anrathen: machet euch hier unglücklich, um dadurch dort erst recht glücklich zu werden; das kan Gott nicht wollen, wie sollte die Religion denn es lehren? — Und wenn sie auch scheinen sollte, so zu predigen; so lehret sie nur so viel: das kleinere Uebel von dem grössern, das ungewissere vor dem gewissern zu wehlen, durch das geduldige Ertragen eines scheinenden Uebels grössere Glückseligkeiten zu gewinnen; sich kein Uebel anzuthun, sondern nur das uns überfallende mit Muth zu er-

dulten, und sich aus solchem selbst das Gute zu bilden; sie empfiehlt uns also das, so wahres Glück wirklich ist, welches wir aber nur als Uebel irrig ansehen, erkennen und glauben. Denn es gibt solche Seiten der Welt, in die solche Erscheinungen auf's Vollkommene des Ganzen eingewebt sind, die einzeln auffallend als Unvollkommenheiten auffallen; nimmermehr aber wird Gott vom Menschen forden: daß er sich selbst in diesem Leben auf irgend einem Weg in's Verderben, in die Hölle herabstürze, um sich durch einen andern in den Himmel wieder zu erheben.

Eine Religion also, oder diejenige Lehre unter die übrigen eingemischt, welche den Menschen dahin unterrichten und dahin verpflichten wollte, sein eigenes Glück hier auf Erden zu untergraben, sich vorsetzlich in's Unglück zu stürzen, wäre nicht göttlich, diese Religion wäre nicht die Religion Jesu Christi, und auch nicht die meine. Die dieß Zeichen an der Stirn trägt, erklärt sich dadurch selbst, was sie ist: ungöttlich. Der wahre Nachfolger Jesu verliert nicht, um zu verlieren, sondern er verliert, um zu gewinnen; es gibt sehr wenige Fälle, wo irdische und ewige Seligkeit so mit einander contrastiren, daß man jene missen muß, wo man diese gewinnen will, und so stellten sie Jesus und die Nachfolger Jesu wenigstens nie selbst gegen einander: diesen Contrast schaffet ihr Feind, dessen Feindschaft man, ohne muthlos

zu

zu werden, geduldig und auch freudig, ohne sich im frohen Genuß der Welt stören zu lassen, erträgt.

Eine irrige Religion also passet nicht zu dem Wohl der Menschen auf dieser Erden, sie wird es auf die und jene Weise immerhin kränken, und manche, wo nicht alle ihre Lehren, werden auf dessen Ruin abzwecken. Man wende dies um; so hat man ein klares und ganz einfaches Kennzeichen der Religion, die ich vor die irrigste erkläre.

Mich deucht immer, das Charakteristische einer Religion lege sich durch nichts so sehr an den Tag, als durch das Wohl oder Weh des Volks, so sie annimmt und ausübet: Das Wohl des Volks ist der Beweis der Göttlichkeit seiner Religion, und sein Weh der Beweis der Ungöttlichkeit der Religion, zu der es sich bekennet. Eine Volksreligion ist mehr als die andere vom Ungöttlichen gereinigt, und eben darum sind die irdischen Glückseligkeiten eines Volks grösser, als die des andern. Ist ein Volk, dessen Religion ganz göttlich ist, und es übet dieselbe, vollkommen: Haupt und Glieder stimmen da zusammen; so muß es ihm nicht im Irdischen, in gar keinem Stück mangeln; wie das Volk, so sich zu ihr bekennete, aber gar nicht übte, oder eine ganz irrige annähme und nach ihr thäte, ganz unglücklich seyn müßte.

Wie ich dieses von einem ganzen Volk sage; so behaupte ich es auch von Gemeinden, von einzelnen Häusern, Familien und einzelnen Menschen.

Ich setze die Glückseligkeit dieser Erden nicht in den Besitz Goldes, Silbers, Edelgesteine, irdischem Vermögen allein; ich suche sie in mehrerem: in innerlicher und äusserlicher Ruhe, Freude, Wonne und in dem wirklichen Genuß alles des Guten, so man besitzt; in einer vergnügten Seele unter einem ganz blauen Himmel. Ist beedes beisammen; so ist alles recht so, wie es seyn soll; mangelt eines und es ersetzt es ein anderes; so ist es doch ganz. Ich verehre den Mann, der durch die göttliche Kraft seiner Religion ist, wie er spricht: Ich habe gelernt, mir genügen zu lassen, ich kan niedrig seyn und kan hoch seyn. Ich bin in allen Dingen und bey allen geschickt, beede satt seyn und hungern, übrig haben und Mangel leiden; ich vermag alles! —

Bey dieser Auseinandersetzung glaube ich, es wagen zu dürfen, mich auf jedes Weltalter, auf alle Länder dieser Erden berufen, und in ihnen den Beweis zu dem, was ich bisher behauptete, finden zu können. Man hat von jeher Länder, Städte, Gemeinden, einzelne Häuser gefunden, in denen sich das Glück bis zu seinen höchsten Graden hinaufschwung; aber, aber auch

bald

bald wieder bis zu den gräßlichsten Tiefen herabstürzte; wo vorher die Künste, der Ackerbau, die Wissenschaften, überhaupt das ganze Wohl blühte, wo jetzt nun nichts, als Grausen alle Fluren deckt, wo die Künste geflohen sind und gänzlich exuliren.

Man hat im Gegentheil Beobachtungen, die uns ganze Reiche gegeben haben, wo vor Jahren in der Blindheit in allem und jedem alles wider die Wand anlief, und immer mehr von einer Tiefe des Verderbens zu der andern hinabstürzte; wo gleich nachher in geschwindem Lauf das Licht auf- und heraufbrach; wo auf einmal alle sahen; wo der Künstler, der dort floh, jetzt einkehrte, sich ansetzte; wo die Pflüge jetzt auf den Feldern gehen, und alles sich an Produkten und Wohlstand bereichert.

Solche theils schnelle, theils grosse Veränderungen haben doch wohl ihre Quellen, aus denen sie entspringen: ohne Grund geschiehet auf Erden wohl nichts; was kan ich aber da auch vor andere Gründe, als die Abänderungen, auf welche diese Abänderungen folgten, wohl angeben? —

Ich hatte unter allen diesen Betrachtungen den Orient und den Occident, und da alle einzelne Länder vor meinen Augen, und fand, wie in Norden, so in Süden alles, was ich muthmaßte und glaubte. Wie doch in allem so schön war

nicht

nicht vormals Orient und Süden? Wie rauh und wild nicht Occident und Norden? — Wie so ganz und schnell umgewandt? — Dort alles — vormals und jetzt — Noch? Nein; hier nichts und — jetzt noch? — Nein — alles! — und die einzelne Länder wieder dort und da gegen einzelne Länder gehalten! wie übertrift nicht auch da und dort immer eines das andere im Wohlstand und Wehe! —

So, wie die Reinigkeit der Religion abnimmt: Lappen menschlicher, irriger Einfälle angeflickt werden; oder wie dieser Bettlermantel wieder mit dem reinen, guten Kleid der natürlichen Einfalt, göttlicher Schönheit der Religion umgetauscht wird; so flieht Wohlstand und stellt sich Wohlstand in allem wieder ein.

Aber, sagt man, war denn nicht Griechenland, das Latium in seinen Städten und auf allen seinen Ländereyen auch bey der verwerflichen heidnischen Religion beglückt? —

Allerdings! — die heidnische Religion, wenn sie Naturreligion ist, kan so weit, als Naturreligion vom Irthum entfernt seyn, als die geoffenbarte Religion ihm nahegeruckt werden kan; ich erkläre mich mehr: die Naturreligion nimmt einen einzigen Gott an, und leitet ihre Lehren und ihre Pflichten alle aus dieser einzigen Quelle ganz allein her; daher finden wir unter den Heiden die Lehre, daß Gott der Schö-

pfer,

pfer, Erhalter und Regierer der Welt sey; wir finden die Lehre der Unsterblichkeit der Seele; den ewigen Richter und Vergelter des Guten und Bösen nach dem Tod; den Unterricht auf eine der Natur Gottes und des Menschen angemessene Verehrungsart des göttlichen Wesens, und die Aufnahme aller der Tugenden, deren sich auch das Christenthum rühmet. Pythagoras, Sokrates, Cicero und mit diesen noch viele andere Männer des Alterthums haben alles jenes, wie gar nicht geleugnet werden kan, erkannt und öffentlich gelehrt.

So lang sich diese Naturreligion unter den Heiden erhielt, wenn sie sich auch viele ihrer Lehren oder Tugenden emblematisch empfahlen, sich deren erinnerten und vor die Augen stellten, sich also die Volksreligion anheftete; so lang sah man sie glücklich im blühendesten Wohlstand; so bald sich aber an diese Grillen, Chimären, mit dem Wohlstand unvertragbare, irrige schädliche Lehren anhängten; so bald verflog auch ihr Glück und alles zerfiel; jenes geschah nicht auf einmal, und dieß also auch nur nach und nach; der Intolerantismus, als den auch die Römer endlich zuletzt in ihre Religion einmischten und die Christen verfolgten, vollendete alles und schuf den ganzen Zerfall ihres Reichs geschwind: zwo Partheyen eines Reichs, deren die eine verfolgte und deren die andere verfolgt wurde, gebahren die Gährung innerlicher Feindschaft, Zertheilung, den Eifer, sich

über

über einander zu erheben, — und diese zerrissen die Eingeweide des Körpers, die Glieder mußten ohne Unterhaltung nothwendig modern und wegfallen, das Ganze zerfiel! —

Lang vorher flickten sie zu der sie segnenden Religion Verderbliches: minder und mehr Schädliches an; doch immer noch so mit dem Guten und Wahren erhielten sie ihren Staat aufrecht, bis endlich das Schädliche so anwuchs, daß es das Gute unterdrückte, und dann noch das letzte: die Verfolgung der Bürger um ihres dem Staat ganz unschädlichen Glaubens willen dazu — so war das Ende ihres Wohlstandes beinahem schon da.

Da sie aber auch dem Bacchus soffen, wie sie der Ceres Freßfeste anstellten, der Venus zu Ehren Schandthaten trieben; da die Religion so den viehischen Luxus nicht mehr verwehrte, sondern heiligte, der Ländergeitz sie gegen alle Reiche empörte, ganze Provinzen ausleerte, und ihre Inwohner durch Sklaverey zum Vieh herabwürdigte, die Ackergesetze durch den Geitz umgestossen wurden, und die Grossen die Ländereyen nicht mehr selbst, noch durch ihre Bürger bauen wollten, sondern durch Sklaven pflügten, und so nach auch alle die Gesetze der Naturreligion verachtet wurden, was war noch übrig, als der ganze Verfall? — so geschah's! —

Das sind alte Geschichte! — aber die neuere Reiche, welche zu der geoffenbarten Gottesreligion Menschenaufsätze neben anflicken, erfuhren ja und erfahren noch das nemliche auch. Ich sehe Reiche, die vormals im höchsten Glanz aller irdischen Glückseligkeiten dalagen, die der durch die Religion geheiligte Intolerantismus endlich bis auf die Verachtung hinabstieß, das Land entvölkerte, die besten Künstler, die ihm allein eigen waren, auspeitschte, die ihre Künste in andern Staaten ansetzten, und sie zum Aufblühen in jedweder Glückseligkeit erhuben. Was war nicht der ganze Orient und was ist er nun jetzt? Was war Süden und was wurde nicht Norden? Viele Länder steigen zu ihrem Glück auf, fallen wieder zurück, tretten nochmal hervür, und klettern wider irrige Meinungen, die sie nach und nach wegheben, wie auf Felsen wieder, doch langsam empor. Ich mag diese alle nicht nennen; darum nenne ich gar keines von allen; denn es ist bey einigen Nationen so weit gekommen, und einige sind vom Schwung aus den Tiefen abermals so weit wieder im Rückfall, daß sie den anfeinden, der sagt: ihr seyd blind! Wer wird es je wagen, ihnen die Binde zu lösen, sie ihnen zu nehmen, auf daß sie wieder aufsähen! —

Das alles schreibt man der Religion zu! Hm! sollte es nicht die Staatsverfassung, — sollten es nicht die in einem Staat eingeführte

Gesetze, — sollte es ihre Vernachläßigung oder ihre Beobachtung nicht allein wirken, daß das Land sich im Glück entweder erhebt oder sinkt? —

Diesen Einwurf machte ich mir selbsten, und es ist auch gewiß, daß die Staatsverfassung und die Gesetze, nach denen sie eingerichtet und gehandhabet wird, hierbey sehr vieles vermögen. Allein ich frage: Kan denn da auch eine gute Staatsverfassung gedacht, eingeführt, gehandhabt werden, wo sie die Religion machtvoll verwehrt, ihr in den Weg tritt, sie aufhält, ihr widerspricht und sie zurückstösset? Ich denke, nein, und ich glaube, dieses durch das Land eines jeden Fürstens der ganzen bekannten Welt erweisen zu können; Es wird nicht ein Land seyn, wo nicht irgend einmal ein Fürst oder ein Minister von Einsicht und gutem Willen gewesen ist, dem nicht das oder jene gute Projekt von dem Irrthum so lang balancirt wurde, bis es scheiterte, entweder der Fürst seinen Stul, oder der Minister sein Amt, sein Ansehen, oder gar sein Leben verlohr; thut das nicht der Mufti in Konstantinopel; so gibt es allemal noch einen andern Mufti da oder dort, der den Irrthum nähret und sich als Religion den besten Staatsprojekten auf die heillosesten Absichten widersetzt. Wenn also der Religion das, was der besten Staatsverfassung widerspricht, angeheftet ist; so wird diese wider jene weniges

oder gar nichts gewinnen; ich berufe mich dabey auf in vielen Reichen bekannte und heutige Beispiele; wenn also die Staatsverfassung nicht so mächtig ist, Irrthümer zu heben; so heben die Irrthümer sie; unterstützt aber keines das andere: diese jene und jene diese nicht, dann ist es mit jedwedem Reich gar aus; siegt aber die Staatsverfassung über den Irrthum, dann mag es ganz gut gehen, und wenn denn die gereinigte Religion die Staatsverfassung und diese die Religion hält, also beede einander aufs Beste eines Landes unterstützen, dann muß sich alle Wohlfart sogleich paaren, und sich hoch über alles Unglück erheben.

Wenn ich nicht glauben dürfte, daß sich jedweder, der dieses lieset, die Beweise aus der Geschichte, auch aus der Geschichte unsrer Tage sogleich sammlen könnte; so müßte es mich grämen, daß ich zu schüchtern gewesen bin, sie in Teutschland, Frankreich, Spanien, Portugall und in Italien selbst aufgesucht, genannt und vorgelegt zu haben! —

So weit gekommen, und daß Irrthümer in der Religion, Fehler in der Staatsverfassung und in der ganzen Oekonomie zuwegen bringen und den Staat selbsten verderben, gezeigt und erwiesen zu haben, ist es nun ein leichtes auch zu behaupten und darzuthun, daß irrige Begriffe von den sonst richtigsten Lehren und

Gesetzen der Religion das nemliche zu wirken vermögen (*).

Irrige Begriffe von wahren Lehrsätzen und irrige Lehrsätze selbst sind ja wohl eins; denn die irrige Begriffe von Lehrsätzen sind nichts anders, als neue irrige, selbständige Lehrsätze, folglich sind auch diese und jene in ihren Wirkungen einander ganz gleich. Ob der Heide das Gesetz hätte: Du sollst deine Feinde hassen, oder der Jud würde das Gesetz: Du sollst nicht rachgierig seyn gegen die Kinder deines Volks, du sollst deinen Nächsten lieben — so erklären, wie es einige der Juden erklärten: Du sollst nur deinen Freund lieben und deinen Feind hassen; so thut beedes bey beeden einerley Effekt, und eines schadet im gemeinen Wesen oder in der menschlichen Gesellschaft so gut, als das andere.

Der Jud und der Christ haben in den Lehren der Schrift und so auch der bloße Heide in den Lehren der sich selbst überlassenen Vernunft durchaus keine andere, als solche Lehren, welche auf die menschliche Glückseligkeit in Zeit und Ewig-

(*) Also dabey auch gedacht: daß gute Begriffe bey irrigen Lehren so viel Gutes stiften können, als gute, richtige Lehren selbsten; so mag auch bey gepredigtem Irrthum, Privatrechtglaube einem Lande nutzen. So siehts wirklich in manchem Lande her.

Ewigkeit abgezweckt waren und darauf angepaßt sind; würden sie die nicht durch falsche Erklärungen verdrehen, sie nach ihrem wahren innern Sinn auslegen und darnach thun; so würde es ihnen in der Bewirkung ihres zeitlichen Glückes wenigstens niemal mißlingen, allezeit glücken; es müßte so geschehen, wie gesagt ist: Thue das, so wirst du leben!

Allein hier verderbt man durch falsche Auslegungen; durch aufgenommene irrige Begriffe von den Gesetzen und den vorgetragenen Wahrheiten, nach welchen man nachher handelt, sein Glück und versinkt in das Unglück; Leider! legt man alsdann die Schuld auf die Religion, welche doch davon schlechtweg ganz befreit ist.

Daß man von den vielen deutlichst vorgetragenen Religionssätzen hie und da durch falsche Auslegungen irrige Begriffe erhalte, bey sich ernähre und darnach handle, ist so gewiß, daß es keine Religionsparthey leugnet, und immer die eine die andere dieses Fehlers beschuldiget.

So hat man falsche Begriffe von Sätzen, die überhaupt in die Sitten einfliessen, von Sätzen, die ihren Einfluß in dieß und jenes Besondere des menschlichen Lebens, in der Menschen verschiedene Stände und Aemter haben, und in Ansehung derselben viele Unordnung, Verlust und Verderben gebähren oder herfür

bringen; auch in Ansehung der ganzen Oekonomie und aller ihrer Theile kan dieß gesagt werden und ist so: die Religion heißt manches ein Laster; man lobt es aber als Tugend; sie preißt manche Tugend und man verwirft sie als Laster — und aus eben so verkehrten Begriffen in der Religion entsteht die verkehrteste Haushaltung. — Es geht da, wie dort bey dem Knecht, welcher einen Centner bekommen hatte, damit zu wuchern, der sich aber einen üblen Begrif von seinem Herrn gemacht hatte, wie er selbst gegen ihn bekannte und sagte: Herr! ich wußte, daß du ein harter Mann bist, du schneidest, wo du nicht gesäet hast, und sammlest, wo du nicht gestreuet hast, — und eben durch diesen falschen Begrif bewogen, wie er selbst eingestehet, that er, wie er sagte: — und furchte mich, gieng hin, und verbarg deinen Centner in der Erde. Siehe! da hast du das Deine! — und also seines Herrn Willen zuwider gar nichts erwucherte oder gewann.

Ein so falscher Begrif eines Knechts von den Eigenschaften seines Herrn hat auf seine Handlungen allemal das größte Gewicht; wie sollte sich jemand von Gott oder seinem Willen falsche Begriffe machen, ohne hievon das schwerste Gewicht, den fortstossenden Sporn auf eben so widersinnische, verderbliche, daraus fliessende Unternehmungen zu fühlen? — Hat sich jener Vater seinen Gott so gebildet, daß er den

Vollzug des ungerechtesten Gelübdes verlange; so opfert er auch sein Liebstes: seine weinende Tochter wider Willen in Thränen zerfliessend wohl auf. Falsche Begriffe also von Lehrsätzen der Religion sind die gefährlichste Begriffe! — Man hat alle Ursache darwider zu eifern, sie in ihrem Ungrund zu zeigen, sie zu zerrotten! —

Tadelt ihr Einsichtige unter dem unrichtigen Gedanken: daß falsche Begriffe von Religionssätzen nicht schaden!, meine Aussprüche; so sagt mir ja doch: warum will es dann bey solchen, bey allen euren guten Anschlägen nicht fort? —

Ich schreibe als Oekonom und als Oekonom schliesse ich mich in die Oekonomie ein, und nenne da einige üble, irrige, falsche, verderbliche Begriffe, die sich der Landmann, der Hausvater, und die, die diesen verwandt sind, von einigen Dingen der Religion zu ihrem größten Schaden wider den Sinn derselben von je her, hin und her gemacht haben, und sich heute noch bilden und erhalten; wär es mir doch möglich, so glücklich zu seyn, sie ganz zu zerstreuen, oder die wider sie zu gewinnen, die sie auszurotten alles vermögen! — —

Von der Feyer, der Arbeit, dem Gebet, vom Besitz zeitlicher Güter, von der Armuth, von der ganzen Vorsorge Gottes hat man hier und da ganz falsche Begriffe, woraus dann das irrigste und schädlichste Verhalten in der ganzen Oekonomie nothwendig

erfolget; Ich will sagen wie, und dann meine Aussage erweisen! —

Die Feyer! Gottes Güte und Weisheit hat im Gesetz von den sieben Tagen der Woche einen Tag zur Feyer ausgehalten und bestimmt; gleich damals hatten und haben jetzt noch viele diesen irrigen Begrif: daß Gott zu seiner Ehre und zu sonst nichts; zum Frohndienst der Menschen; keineswegs zum Unterricht der Menschen auf ihre ganze Glückseligkeit ihn ausersehen und eingesetzt habe; daher, wie die Menschen ihren Tirännen gezwungen frohnten; so feyerten viele auch unwillig: erzwungen war bey vielen Kirchgang, Gebet, Gesang und die ganze Ceremonie. — Das, so im Vorbeigehen! — zur Sache gehört es eigentlich nicht! — doch als Quelle eines weiter irrigen Begriffes: — Gott kan nie genug, nie zu viel geehrt, gelobt, öffentlich gepriesen werden, allerdings Wahrheit! — also kein Dienst ist zu viel — je mehr man ihm dienet — je besser hat man gedienet; — hieraus dann der Entschluß: — lasset uns von freyem Willen, ohne Zwang der Feyertage, der Frohndienste noch mehr machen, uns selbst auflegen und ausrichten — so entstund dann jetzt ein Heer der Feyer- oder Frohntäge und manche ganze Woche, oder sehr viele Täge wurden von ihnen verschlungen — zur Arbeit blieb vom ganzen Jahr weniges oder nichts; denn auch das wenige, so noch blieb; mußte doch noch verstümmelt, und konnte oder durfte nicht ganz

zur Arbeit genutzt, sondern mußte zur Frohn vor die Gottheit gefeyert werden.

Daß das Heer der Feyertäge neben den Sabbathtägen oder den Sonntägen entstand, leugnet wider den Augenschein niemand; daß es aber aus jenem ersten irrigen Begrif sich anhäufte, ist zu erweisen.

Ist aber der Erweis einer Sache da auch noch nöthig, wo man sie heute noch unter dem Pöbel allenthalben vorfindet? — Der Pöbel glaubet fast durchaus, daß Gott so eifersüchtig, so frohngeizig sey, daß er die Sabbathe, seinen Frohn- und Ehrgeiz zu befriedigen, angeordnet habe; so sieht er sie an, der Erweis: daher lauft er zur Kirche, nicht, daß er da aufhorche, sondern, daß er nur da sey; so steht er etliche Minuten da, bückt sich vor dem Altar, geht wieder ab . .; oder kommt nur an die Schwelle der Kirchthüre, zeigt seine Person an, und nach etlichen Sekunden tritt er wieder ab. Kein Gedanke, da die heiligen Vorschläge Gottes auf seine Glückseligkeit zu erlernen, zu behalten oder zu vollführen.

So, wie man die Sabbather als Frohntäge der Gottheit betrachtet; so sind aus diesem üblen Begrif die Frohntäge der Heiligen, die Feyertage erwachsen. Der Pöbel gaft da auf sie, und vergißt Gottes, seines Glückes, und der Prediger lermt eine Stunde von ihren Wundern

und Thaten, so, daß er den Weihrauch ihnen auf dem Altar anzündet, der doch billigst in dem Hause des Herrn nur der Gottheit verrauchet und verglüet.

Der Sabbath sey der Tag des Herrn, den ich, wenn auch seine göttliche Einsetzung nicht vorläge, doch wenigstens als eine dieser ähnliche Einrichtung als moralisch nothwendig erkenne und beschwöre; denn seine Absicht ist göttlich, ganz heilig von Gott selbsten erlesen: unser Bestes; die allgemeine Absicht aller seiner Gesetze, die er uns gab! das Resultat dabey zuletzt allemal seine Ehre; seine Ehre aus dem Glück und dem Gedanken und dem Mund der Beglückten. Der Sabbath ist so der Tag der Unterweisung in dem, so uns Menschen auf Zeit und Ewigkeit gut ist, und unser ganzes Glück ausmacht; der Tag, an dem wir uns mit Erkenntnissen von Gott und seinem Willen, unsern Pflichten hierauf bereichern, um nach dem unser Leben, unsern Wandel zu richten. Hätte man diesen Begrif von dem Sabbath von jeher beherziget und geglaubt, daß Gott wüßte: daß ein Tag in der Woche genug sey, jene Absicht: die Unterweisung auf unsre Wohlfart, erreichen und gewinnen zu können; so hätte man auch bedacht, daß es so sündlich sey ein Gebot nicht zu beobachten: Sechs Tage sollst du arbeiten, als ein Verbot: da sollst du keine Arbeit thun, zu übertretten, und so würde man nie auf diesen Einfall: die Feyertäge anzuordnen und sie

zu vermehren, verfallen seyn; wie würde man sich beredet und geglaubt haben: Gott mit Uebertrettung seines Gebotes: sechs Tage sollt du arbeiten, verehren und ihm dienen zu können (*).

Macht man unter der Freiheit der Christen eine Ausnahme und überläßt so was ihrem Willkühr; so hätte sie doch hierwider der richtige Begrif von den Sabbathern eben so geschützt, als sie der unrichtige dazu vermochte.

Lasse ich es seyn, wie es ist: aber so, wie die Sache der Feyertäge liegt, welcher Vernünftige wird nicht ihre ganze Aufhebung von Herzensgrund wünschen? — Sey der Begrif von ihnen dieser oder jener; so wird ja jeder in ihnen gänzlich verfehlt, sie werden überdieß zum ganzen Gegentheil mißbrauchet: Gottes Ehre tritt man in ihnen unter die Füsse, und — der Menschen Wohlfart auf Zeit und Ewigkeit wird in ihnen untergraben; Ist denn eine Sünde, eine laute Sünde, zu der sie nun nicht mißbraucht werden? — Täge öffentlicher Wollüste: des Spiels, Saufens, Fressens, Hurens, u. s. f. würden

(*) Eben der Fehler, den der heil. Geist Marci VII. 36. 37. rüget; den aber Jesus aus der tolerantesten Menschenliebe als einen Ausbruch der Liebe, der Freude, der Dankbarkeit; zugleich aber auch als des Mangels des Erkenntnisses duldet, erträgt und vergibt.

würden denn nicht diese Täge, wenn ich mir auch die Ehre Gottes als den einzigen oder als den Hauptzweck der Feyertäge bilde, wo sie nach Gottes ausdrücklichstem Gebot auf die Arbeiten verwendet würden, Gottes Ruhm mehr ausbreiten, als so? Ich glaube allerdings: Unterwürfigkeit und Gehorsam ist auch va besser, als Opfer! —

Arbeit und Gebet! — Auch von diesen irren falsche Begriffe unter den Landwirthen, unter dem ganzen Pöbel herum. — Vormals und auch noch jetzt siehet der Geizige, der Gottes nicht achtet, die Arbeit als das einzige Mittel, seinen Geiz zu befriedigen, an, und verachtet bey dem, daß er unermüdet arbeitet, alles Gebet; zween falsche Begriffe auf einmal: von dem einen zu viel, vom andern zu wenig geglaubt! — Viele nun wenden sie geradezu um: schreiben dem Gebet alles, der Arbeit aber nichts zu. — Die Sache der Nachläßigen, der faulen Bäuche, der Müßiggänger im Staat! von denen einige gar gerne sehen, daß andere arbeiten, sammlen, und sie, diese Müßiggänger, von ihrem Schweiß speisen, sich füllen und berauschen. — Die Wunderkraft des Gebetes — Ich unterschreibe hier willigst auf ganz ausserordentliche Fälle! — sie aber in den ordentlichen und gewöhnlichen göttlichen Maschinenlauf aller Dinge einzuflechten, bin ich niemalen willens; sage man da auch, was man nur immerhin denket oder will!

Gott

Gott hat das Gebet allerdings empfohlen: alle Nationen beten; das Gebet ist wie Naturtrieb; aus beedem also Pflicht, Gott hört's, wie sollte es ihm denn nun nicht auch gefallen? — sey Ja, sey Nein; — wenn nur ein Marienherz spricht: sie haben nicht Wein! — die Stunde zur Hülfe ist auch ohne dieß schon zur Hülfe bestimmt, — Nur! — was er euch saget, das thut! —

Der irrige Begrif vom Gebet und dessen Erhörung: Man glaubt, daß man nach verrichtetem Gebet eben so thun könne, als man thut nach der Uebergabe einer Bittschrift an einen Fürsten: daß man in seiner Hütte ganz geruhig den Entschluß Gottes hierauf erwartet, und alle weitere Vorschläge, und in die Hand der Menschen gelegte Mittel, durch welche er segnen und erhören will, nicht nur nicht annimmt, sondern vielmehr verwirft; von dem Gebet oder vielmehr von der Allmacht des Höchsten sich unmittelbare Hülfe verspricht, und sich die in faulen Hofnungen zusaget.

Durch so eine Meinung vom Gebet und dessen Erhörung wird nun freilich alle Arbeit verdrängt; aber eben dadurch, statt, daß das Glück der Menschen befördert werden sollte, wird das Unglück vieler geschaffen. Es gibt Leute, die sich auf dieses leichte Mittel, Güter zu erwerben, heftig verlegen: es geht ihnen aber dabey wie denen, die sich auf reiche Erb-

schaften

schaften verlassen, die ihre Hofnungen faul machen, und die selbst deßwegen an ihrem Glück weiter nicht mehr arbeiten und darüber verderben; wozu, denken solche Leute, soll ich noch arbeiten und mich jetzt noch plagen? kommen doch die guten Gaben alle von oben herab, und werden durch fleißiges Beten erworben. — Bete ich also — bin still, sorge nun nichts mehr — Gott, dem ichs empfehle, wird nun schon sorgen! — ihm greife ich nicht vor! der Segen des Herrn macht auch reich ohne Mühe — seinen Freunden gibt er's ja schlafend! und was der heiligen Gaukeleyen falschen Verstandes, mit denen sich solche Leute zu ihrem größten Unglück betäuben, noch mehr sind! —

Unter solchen Folgen, wie nachtheilig muß nicht ein solcher irriger Begrif vom Gebet in der ganzen Oekonomie nothwendig ausschlagen? — Fälle, die niemalen sind! — mögte ich doch dieser Einwendung den ganzen Bettlerhaufen auf den Hals wünschen! — Was ist gewisser, als dieß, daß die meisten Faullenzer aus dem Wahn: die Arbeiten machen nicht reich, und den Betern kan es nach der göttlichen Verheissung doch auch nie mangeln, faul Feld und Dorf durchstreunen und die Allmosen als Schuldigkeit und Zahlung ihres hergeleyerten Gebetes erpressen und einsammlen?

Dieser falsche Begrif gibt den Anlaß zu einer so unnöthigen Verschwendung der Zeit auf

lange,

lange, — heuchlerische, — oft wiederholte und hergeplapperte Gebete, wo man von der nöthigsten Arbeit hinweglauft, um recht ceremonialisch sie am Altar beten zu können; wie viele Zeit und Arbeit wird nicht so ganz unnütz verlohren? Mag's jeder, der zusiehet, berechnen! —

Die Heuchler voriger Zeiten, die Pharisäer, und die Heuchler unsrer Zeiten, an Herz und Gewand jenen ganz gleich und ähnlich, bedienen sich dieses irrigen Begriffes vom Gebet, die Weiblein zu berücken, der Witwen Häuser zu fressen, sich vom Gut des Waisen zu mästen und zu berauschen.

Des Bauern Rede war keck: — das Gebet hilft da nichts, wo das Feld noch zu leicht ist; aber doch wahr und nach ihr gedacht, überführte er es mit Mergel; weit klüger durch den wahren Begrif vom Gebet, als wenn der Bettler sich aufs Gebet einschränkt und bei'm Müller und seinem Esel denket: wenn das Arbeiten reich machte; so wäre der Esel reicher, als sein Müller. —

Armuth! — Hat man von dieser und dem Reichthum irrige Begriffe, und fügt diese zu jenen noch hinzu, dann ist aller guten Haushaltung entsagt, und das Unglück wächst gewaltig und schnell an; daß es aber auch wirklich so geschehe, und aus solchem das zweite in den Häu-

sern

sern so vieler erfolge, kan gar nicht verneint werden. Wem graut nicht vor dem Reichthum, der seinen Besitzer den Eingang zum Himmelreich so schlechtweg verschliesset? und wer weiß sich dann mit seiner Armuth nicht recht viel, wenn er sich saget: Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr!

So weit ists gekommen, daß viele Reichthum und Armuth als verdienstlich betrachten; vom Reichthum behaupten, daß er gleichzu die Hölle, und diese gleichzu den Himmel verdiene. Viele Arme sehen so schel zu dem Reichen hinauf, verdammen seinen Besitz, und preisen sich schon im Voraus auf die Zukunft in dieser Gegenwart selig; so wissen viele sich solches ihres Vorzugs: des Bettels, auf ihren Sterbensbettern zu rühmen, und sich hoch über dem armseligen Glück des Reichen zu brüsten: Ihre ganze Haushaltung war liederliches Betragen in allem; wie vermessen also, sich über der Liederlichkeit nicht nur zu trösten, sondern so gar noch über derselben sich zu erheben und Würden des Himmels zu fordern?

Kommt es nun also auch dahin, wer wird denn auch arbeiten, sparen und haushalten? Gefährliche Meinung vor den Landmann, die sich bey keinem so bald festsetzt, als bey ihm, der sich ohnehin, des Elendes gewohnt, ihrer Beherrschung mit wenigerer Beschwerlichkeit und Widerstand Preiß gibt! Ein gewaltiger Feind

des

des ländlichen Wohlstands, den ich schon so oft hin und her angrif und ihn nicht anderst, als mit vieler Mühe austrieb! —

Die ganze Lehre von der **Vorsehung** sitzet oft ganz verstellt in dem Landmann fest; Er stellt sich, so lang es ihm nach Wunsch gehet, dieselbe so vor als ein Uhrwerk, auf welches Gott beständig und immerfort hinsehe, und es auf eines jeden Seufzer, eines jeden Willen und Wink oder Gebet drehe und wende, wie er es soll;

Veraltet er darüber, daß es ihm nicht nach Wünschen gelinget, oder seine übelangeordnete Arbeiten versagen; so ist niemand so geneigt, das fatum brutum zu glauben, als er: nach seiner Meinung erfolgt jetzt alles ohne Gott, ohne Grund, Arbeit oder Gebet, noch Zufall. Beede Meinungen aber sind vor ihn äusserst gefährlich und verwünscht.

Die erstere verleitet ihn, alles auf seine Gebetsformel zu wagen und es ihr zu überlassen, nichts selbst zu thun, alles der Vorsehung zu übertragen, und dabey die Hand in dem Schoos ruhig zu halten;

Die zwote macht ihn eben so verdrossen, selbsten etwas zu arbeiten: hilft es ja doch nichts! — Ist er einmal im Unglück; so erhebt er sich daraus niemal: ist er im Glück; so bewahrt er es auch nicht, warum? — so muß es ja seyn! —

Da es nun aber wohl nicht so seyn müßte, und er eine Abänderung, dieses oder jenes Sinnes mächtig, ein anderes zu schaffen vermögte; so würde er sein Glück besser gründen, und sein Unglück hinwegheben, wenn er nur wollte.

Ich sagte nur eben erst bei'm Anfang dieses Artikels, daß die Vorsehung verstellt bei'm Landmann vorzüglich festsitze; kan es wohl anderst als so seyn, da ihm die Einsicht in den Lauf der Dinge beinahem ganz mangelt, und er ausser Stand ist, Ursache und Erfolg zu entwickeln und zu erkennen, wie eines das andere hervorbringt, und das eine aus dem andern erfolget? Lieber schreibt er alles dem blinden Ohngefehr, der Zauberey zu, als zu sagen, daß Etwas dem Naturlauf nach geschehe. Der, der vom Uebernatürlichen mit ihm spricht, kan mit ihm machen, was er will, er kan ihn betrügen wie er will, und er läßt sich betrügen, wie er will, und so wird er auch betrogen, wie man will: der Quacksalber vermag über ihn alles, dieser frißt ihn zuletzt auf; zu diesem Schicksal hat er ihn dadurch, daß er ihn blendete und seinen Verstand mehr benebelte, als aufklärte, schon von langem her im Voraus schon bereitet.

„Je näher der Wahrheit, desto näher der Glückseligkeit.“

Lavater.

—

Ein

Ein Ausspruch, der so als wahr auffällt, überhebt mich des Beweises der Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Reinigkeit und Lauterkeit der Religion und der richtigen Begriffe ihrer Lehren in einem jedweden Staat, welcher beglückt und vornemlich beglückt werden soll durch Gewerbe, Stadt- und Landwirthschaft, Fabricken, Manufakturen, durch Bevölkerung!

Ich weiß es: ich sah es, ich hört es, man hat es mir selbsten gesagt — und hat es doch selbst nicht gethan oder zu thun gewagt — daß die Religion und die Begriffe von der Religion diese Purifikation nothwendig bedürfen, und zu dem Glück des Staats bedürfen; wie kommt's nun, daß es doch nicht geschiehet und noch nicht geschehen ist, und daß man's noch nicht gewagt hat? —

Durchaus nicht, darauf nicht gearbeitet aus dem Gedanken und Vorsatz, den Staat in seinem unglückseligen Zustand zu lassen; denn auf nichts sinnt man schon so lange und mit so grossem Eifer, als auf dieß, ihn aus solchem zu heben; sondern da aus furchtsamem Zweifel: ists doch ohnmöglich; die Macht der Finsternisse ist zu stark; dort: es ist noch nicht das Tempo! etwas noch Gedult; sonstwo: kan's doch nebenher bey einigen Irrthümern immer noch gut gehen, kommt man schon langsam, nicht ganz zu dem Zweck: der Glückseligkeit des Staats, bey mehreren Irrthümern; so kommt man doch weit—

nach und nach wird's immerhin besser; ist das Ganze doch wohl auf unsre Nachkommen aufgespart worden — —! Mag das letztere so wahr seyn! — Allein wir thun doch nicht, was wir thun sollten oder könnten; wir hoffen mehr, als wir sollen, und thun weniger, als wir sollen: je entfernter von der Wahrheit, je entfernter von der Glückseligkeit. — Alle Mühe fern von Wahrheit, den Irrthümern nahe — versaget.

Ich kenne grosse Reiche, zur Glückseligkeit von Natur die empfänglichsten, die sich auf einmal naheten, ihren unglückseligsten Zustand in einen glücklichern zu verkehren, sie griffen die Irrthümer zugleich in ihrem Schoos an; aber Unfall und Gräber hielten die Bemühungen auf dieses wieder auf, so erfolgte auch von dem bald darauf der Rückfall: — Staaten! so lang ihr der Wahrheit nicht ganz aufhelft, so lange bleibt ihr von eurer Glückseligkeit ferne oder neben ihr allzeit in Gefahr, in euer Unglück heute oder morgen wieder zu stürzen! —

Wenn ein Reich mit Unterthanen, welche auf die oder jene Weise irrig denken, vollgesetzt ist; wenn sie von solchen Irrthümern, die ich namentlich angeführt habe, angestecket sind, was will alsdenn mit ihm werden? — Setze man das noch hinzu, daß es intolerant ist, und intolerant ist in Absicht auf Religion und auf die Künste zugleich; warum sollte es nicht Reiche geben, die auch auf die Künste und Wissenschaften

schaften intolerant sind? Gibt es ja deren einige, die auf das, so ihnen nicht einmal bekannt ist, ob es gut oder böse ist, dessen äusserliche Züge doch lauter Züge himmlischer Wohlthätigkeiten sind, auf die Freimäurerzunft intolerant sind und wider sie ein Auto da fe anrichten? Dann bilde man sich nur keine Glückseligkeit in ihm je wirklich ein. — Wo alle Gelehrsamkeit nur bey einem Stand bleibet, und der sie in der Erziehung allein nach eigenem Gutbefinden austheilt, wo die Monopolien in Künsten das Burgerrecht erlangt haben; wo man um Meinungen willen den besten Bürgern das Bürgerrecht aufkündet oder versaget; eine steinerne Hütte zu heilig hält, als daß sie solche darinnen lehren könnten, da ist Blindheit und gänzlicher Mangel der Erkenntnis sein selbst, nicht der Geist der Wahrheit oder Gottes Nachahmung oder Bild, wie alsdenn da Glück zu vermuthen, wo alle Wahrheit so weit abstehet, man den wahren Adel des Menschen in Koth tritt?

„Der, der weiß, was für ein Gemächte
„wir sind, und nie vergißt, daß wir
„Staub sind, ist der toleranteste Men-
„schenfreund.

„Engel, glaube ich, sind bessere Physio-
„gnomisten und bessere Menschenfreunde, als
„Menschen; obgleich sie tausend Fehler und
„Unvollkommenheiten an uns bemerken
„mögen, die dem schärfsten Auge des Men-
„schen entgehen.

„Gott ist der toleranteste aller Geister,
„weil er der größte Geisterkenner ist.

„Und wer war duldender, liebender, scho-
„nender, verzeihender, als du, der du
„nicht bedurftest, daß dir jemand von dem
„Menschen Zeugnis gäbe, weil du alles
„wußtest, was in dem Menschen war —
„Jesus?

Lavater.

Ist Unwahrheit in diesem allem; so mag man von dem Intolerantismus als Wahrheit meinetwegen alle Glückseligkeiten erwarten! —

Wie aber in Menschen solche auffallende schädliche Begriffe ohne Intoleranz zu ersticken? — Wisse man hierauf vor diesem, wie sie in ihnen aufleben, wie sie sich erhalten, wie sie sich fortpflanzen und ausbreiten! — hieraus belehrt, gräbt man ihre Wurzeln leicht um und reisset sie aus.

Ich kan und will es nicht leugnen, daß man sich gar leicht aus einigen Fällen und Eräugnissen Begriffe zu bilden im Stand ist; man wird mir aber auch zugeben, daß man auf zween Wegen: so man entweder solche nicht recht bemerket oder keine Abstraktions- und Schlußkunst verstehet, sich nur gar zu leicht falsche abstrahirt. — Zween Wege, auf denen der Landmann sich gemeiniglich befindet, wenn er sich von Dingen Begriffe formiret: So thut er in der Religion, so in der Landwirthschaft selbsten:

Cunz

Cunz geht oft an dem mit einer Anzahl fetter Brüder gefülltem Hause vorüber, höret und siehet sie da, dort in Winkeln knien, beten, nichts arbeiten, ganz laß, ohne Sorgen; einstmals kommt er zu ihnen hinein, siehet sie wohl zechen, im Vollauf essen, trinken und gutes Muths seyn, er vergleicht mit ihnen sich und andere in unabläßiger Arbeit, in der Sorge und Mühe und doch zuletzt am Tisch nur bey Suppe, Käs und Milch, Wasser und Brod, — er abstrahirt sich die Wahrheit: daß Arbeiten zur Nahrung nichts thue — daß das Beten ganz allein den Vollauf verschaffe; — die listige und mächtige Intrigue: ein grosses, weites Land durchbetteln und von jedem Etwas vor einige wenige erpressen, ließ er unbemerkt; wie konnte er denn auch wohl anderst abstrahiren und schliessen? —

Caspar siehet seinen Nachbar, der nach dem Gesetz seiner Kirche weit mehrere Feyertäge feiret, als er, seine Güter und Aecker also weit nachläßiger bauet, als er, mit ihm zu einer Zeit einsäen und fertig seyn; er bemerkt etliche Jahre durch, daß jenes Saat besser anschlägt, als die seine; — er hat die Witterung nicht bemerkt, die einem schlecht gebauten Acker weit günstiger war, als dem Acker, den er durch einen guten Bau zu besserm Ertrag erhub, — er schließt: so muß doch die Feyer vieler Täge die Felder mehr beglücken und segnen, als fleißige Arbeit.

Maz mag arbeiten wie er will, so wird er doch auf dem größten Hof im Dorf nicht so reich, als sein Nachbar, dessen Hof dem seinen bey weitem nicht gleich kommt, in kurzer Zeit ward; — er hat es in seiner Berechnung anzusetzen vergessen, daß er alle seine Arbeiten nur hinhudelte, viel Geld durchs Spiel in dem Brandeweinhaus verlor, da unterdessen sein Nachbar zu Hause das bereits Gewonnene in der Hand hielt und noch mehr gewann; — er schließt: Es ist alles blinder Zufall auf Erden; weder Gebet, noch Arbeit bereichert.

Balz hat neben sich zween alte Faullenzer, die sich von Kindheit an auf den Bettelstab, der eine mit einem hölzernen Bein, der andere mit einer Hand von vier Fingern gelehnt, zusammen den Schrannensänger und Marktbettler gemacht, niemal gearbeitet haben, die früh Morgens still mit dem leeren Bettelsack weghinkten, Tagshin das Land durchstreunten, so am Abend gefüllt mit demselben wieder heimschlaunzten, assen, tranken, und heimlich über die Einfalt der Arbeitenden lachten; diesen fällt unerwartet ein Erb von fünftausend Thalern zu; nun sind sie reicher als er: Hm! selig sind doch die Armen! muß doch die Armuth Gott besser, als alle Arbeit und aller Reichthum gefallen! — predigt er überall aus.

Ich schreibe hier keine Erdichtungen; alles, was hier erdacht ist, das sind die Namen, das

übrige

übrige ist alles Historie! wer auf die Reden und Schlüsse des Pobels aufhorchet, hört alle Tage bey solchen Zufällen solche Schlüsse und Glaubenssatze fabriciren.

Bey einem einfältigen Volk sind dergleichen Schlüsse wohl möglich; — denn sie werden ja auch öfters von solchen Männern gemacht und als Wahrheit beschworen, die sich weit über dasselbe hinwegdenken.

Allein eben deßwegen hat es seine öffentliche Lehrer, die solche Schlüsse zu verdrängen im Stand wären, wenn nur manche auch wollten, und nicht viele das Gegentheil: solche Meinungen selbst auszustreuen, zu erhalten und fortzupflanzen, vor gut fänden. Diese Lehrer sind ihre Prediger; Ey! sollten denn unter diesen sich Leute finden können, welche irrige Begriffe pflanzen und erhalten? — Ich darf es keck und ohne allem Scheu vor der Wahrheit da sagen: daß ich selbst Prediger gefunden habe, die sich eine rechte Angelegenheit daraus machten, ihr Volk dumm zu erhalten, und die sich nicht scheuten, diesen ihren Vorsatz ganz laut zu sagen; wie viele werden nun nicht seyn, die ihn still fassen und eben so still ausführen? — — Mich deucht, daß ihrer sehr viele seyn mögten, da wahrhaftig noch viele Gemeinden angetroffen werden, bey denen es noch ganz finster hersürsiehet: wie sollte das seyn können, so man sich auf die Oefnung des Volks Augen bemühete?

Vieles bedeutende Wörter, unbestimmte Ausdrücke, unverstehliche ganze Sätze, mangelhafte Erläuterungen, nicht hinlängliche, nicht auffallende Beweise, denen solche Schriftstellen unterlegt und mit ihnen so wörtlich verbunden werden, da sie nie in einer Verbindung standen, kein sinnlicher Vortrag, dem niedern Landmann nicht faßlich genug, verwirrt, durcheinander geworfen alles gesagt; dieß machet einen Theil der Ursachen aus, warum sich die Finsternisse immer noch erhalten. Und dann selbst die Lehren der Religion übel verstanden, und noch unrichtiger mit eben so viel Worten noch übler und unlauter geprediget, wie kan der Landmann denn über ihnen auch richtig und aufgeklärt denken? — Hörte ich doch selbst einst einen Prediger über die Worte: **Bittet, so wird euch gegeben**; so declamiren:

2c. 2c. Wollet ihr Gesundheit, so bittet nur; Reichthum, Geld und Gut, so bittet nur; wollet ihr lange leben, so bittet nur; Kleider, so bittet nur; Vieh, Haus und Hof, bittet nur; alles dieses will euch Gott geben, wenn ihr ihn nur darum bittet; — daraus sehet ihr ja, daß das Gebet alles allein thut; zum Laufen hilft nicht schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn. — Nichts ist, der pflanzt, nichts, der begeust, sondern der's Gedeyen gibt, Gott, und der thut alles aufs Gebet: Bittet, so wird euch gegeben! —

Doch!

Doch! was thut ihr mit Reichthum; betet nicht darum, betet um die Armuth; selig sind die Armen! heist's, nicht: selig sind die Reichen; sondern so: es wird ehe ein Kameel durch's Nadelöhr gehen, als ein Reicher ins Reich Gottes! — daß du verdammt wärst mit deinem Geld! so lautets, und nicht anderst! ꝛc. ꝛc.

Wie kan denn nun der Zuhörer, wenn sein Lehrer mit so vieler Dreustigkeit solche Orakeln spricht, je auch einen Gedanken zur Industrie in seinem Herzen gewinnen? Muß er denn nicht sich nolens volens alle Mühe geben, wo er anderst selig werden will, stets zu beten, niemal zu arbeiten, ein Bettler zu werden? — So wie dieser dem Gebet ohne Einschränkung wider den Augenschein allen Segen zuschreibt; so declamirt ein anderer vor die Feyertäge als Täge, die in den wenigen zur Arbeit im Jahr übrig gebliebenen alles das reichlichst ersetzten, was man in ihnen versäumt zu haben glauben mögte, und lügt so keck wider alle Erfahrung, daß der Zuhörer glaubt, faullenzt, da er nach Gottes Befehl arbeiten sollte, in der Schenke sitzt, frißt, sauft, tanzt, hurt, und noch immerhin hoft: Gott werde ihn reich machen, weil er an den Marien- an den Apostelntägen nicht arbeite, wenn er auch schon sieht, daß er in der Arbeit gegen andere sehr weit zurück bleibt, und in schnellem Lauf zur Armuth und zum Bettelsack eilet. Von der ganzen Vorsorge wird auf sehr vielen Kanzeln so geplaudert, daß es scheint,

man

man halte davor, man habe gar keine Rücksicht auf die erste schöpferische Anordnung aller Dinge: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, zu nehmen; sondern die Vorsorge nur nach dem Maas einzelner, besonderer Wunder; wenn Gott Brod aus Wolken fallen, Wachteln durch Winde hertreiben, Wasser aus Felsen springen, fünf tausenden das Brod zwischen den Zähnen wachsen, Lazarum auferstehen lässet, zu messen.

Allerley Ursachen und Absichten eines solchen Verfahrens liegen hiebey zum Grund. Daß der gemeine Mann falsche Schlüsse vor sich macht, und sich selbst allerhand falsches Zeug aufladet, ist eine natürliche Folge seines so gar geringen Erkenntnisses, welches man ihm von Kindheit an gar wenig erweiterte, da sein Naturverstand so gar schlecht im Umgang mit seines Gleichens und in der Schule angebaut wurde; man ließ ihn, wie er war, und genug! — wenn er dem Gedächtnis nur einige gar nicht verstandene Sprüche eingeprägt hatte. Uebel genug! —

Soll ich denn bey einem öffentlichen Lehrer der Kirche einen eben solchen Mangel an richtigem Erkenntnis vermuthen, und ihn als den einzigen Grund einer so verkehrten Denkungsart angeben? — Ich gebe ihn nicht als den einzigen, doch bey vielen als einen mitwirkenden Grund ohne Furcht eines Widerspruchs an;

wer

wer je auf die Erkenntnisse der Prediger geforscht und gemerkt hat, der wird mir wohl beifallen; weil er gefunden haben muß, daß sie sich nicht bey allen als einerley, sondern bey allen nur gar zu verschieden angeben und vorzeigen. Man läßt sich aus vielen Ursachen dieß gar nicht befremden; Eine Ursache: das Leyerwerk vieler Lehrer auf Akademien und denn ihre Anbetung! — ihr Nachbeten! — ohne Nachdenken und Untersuchen! — wieder so geleyert und die Stunde des Unterrichts damit gefüllt! —

Zu dem Mangel nöthiger eigener Aufklärung kommen noch andere Ursachen hinzu: Man setze, daß derer, welche auf das Wohl der Menschen auf Zeit und Ewigkeit als den ganzen Umriß ihrer Wohlfart zu lehren, bestellt sind, eigenes gutes Auskommen auf der Menge der Feyertäge: auf den Feyertägen, von denen die dargebrachte Opfer vielerley Art abhängen, beruhet; sich auf den Glauben, daß die Armuth verdienstlich sey, auf ihr Ansehen und auf die milden Abgaben, auf das Terminiren, durch welches man alles: vom Fleisch, Wein an bis auf das Ey in die Küche, unter der Autorität eines Rechts der Heiligkeit einsammlet, dazu der arme Unterthan, es sich und seinen armen Kindern zu entziehen, willig und gelassen gemacht werden muß, sich gründet; was können und was müssen sie da mehr, als die Heiligkeit

der

der Armuth, ihr Verdienstliches vor allem eigenen Reichthum predigen und empfehlen? —

Cleant hat bey dem ärmlichen Einkommen seiner Pfarre eine noch ärmlichere Haushaltung, dadurch ist sein Vermögen bis zur Armuth herabgesetzt; dabey will er doch immer noch wohl leben; was wird er nun thun? — Die Arbeit empfehlen? — Sparsamkeit predigen? — Sagen, daß man wohl Haushalten müsse, daß alles auf ein vernünftiges Verhalten, auf Gebet — und Arbeiten und Sparen ankomme? — Das gewiß nicht; er würde sich ja damit selbsten verdammen! — Er prediget Zufall — daß es die göttliche Vorsehung so ordne, arm zu seyn, andern dadurch Gelegenheit zu geben, ihren einzigen Rock auszuziehen, die Armuth zu decken, — er erhebt die Vorbitte vor andere über alles, und zeigt, wie aus dem aller Segen in gleichen Linien abstamme.

Er belegt auch seine Aussprüche mit Beweisen: Er hat etwa durch irgend eine Krankheit an seinem Leib ein Anzeigen, wenn sich das Wetter bald ändern will, bekommen; niemal ehe, als bis sich dieß Anzeigen anmeldet, bittet er um Sonnenschein oder Regen; fühlt er jenes; so macht er sich zur Vorbitte fertig, und verheisset, was der Bauer wünschet: Sonnenschein auf lang anhaltenden Regen; Regen auf ausdorrende Tröckne; sein Wetterhahn saget

wahr,

wahr, und damit hat er Stoff, seine Gebetswundergabe, die Wunderkraft des Gebetes und der Vorbitte zu erheben. — Die Geschichte weist uns den Cleant auf; — was bedarf man aber auch hiezu Historie, wo die täglichen Erfahrungen solche Prediger noch an vielen Orten vorzeigen!

Ich mag die Schande, die so getrieben wird, nicht weiter aufdecken; ich bin es überzeugt, daß man sie nur an zu vielen Orten und nur zu oft bey nicht wenigen wahrnimmt: Bey manchen sind die Feyertäge, bey manchen das Gebet, bey vielen die Armuth, bey vielen ist der Zufall alles und alles; es dreht sich alles nach Wind und Wetter oder nach dem Bedürfnis, nach eigenem Vortheil und Gewinn. Durch eine auffallende Wendung kan man nach seiner eigenen Lage alle Schrift und alle Begebenheiten des ganzen Weltsystems gar lehrreich in die Nutzanwendung drehen und einschieben.

Wie dieß Uebel so verkehrter Begriffe, aus denen unter den Landleuten so vieles vor den Staat Nachtheiliges entstehet, zu heben? —

Wollte man den Landmann seinem eigenen Nachdenken überlassen, und aus der Bearbeitung seiner selbst etwas besseres erwarten; so würde man sich gar sehr verirren und niemalen das finden, so man sich von ihm verspräche; Man muß gegen seinen irrigen Wahn theils Gewalt,

theils

theils Unterricht, öfters beedes zugleich wider ihn anwenden.

Der Unterricht wird ihm in der Schule, in dem Tempel von seinen Lehrern gegeben; ich habe unwiderlegliche Erfahrungen in meinem Leben an mehreren Orten gesammlet, die auch mich überzeugen, daß es auf die Unterrichtungsart, auch hierinnen aufs irdische Glück desselben gesehen, ungemein vieles, ja alles wohl ankommt. — Ich habe Gemeinden gefunden, wo die Leute vollkommen nach dem Maas des Erkenntnisses ihrer Lehrer und nach deren ganzen Charakter, ihrer ganzen Lebensart, ihren äusserlichen Umständen und Bedürfnissen geformt waren. Waren ihre Lehrer, einer, zween, drey derselben, die auf einander in dem Amt gefolgt waren, Heuchler, die das Handwerk verstunden, lange Gebeter vorzuwenden, sich in die Häuser einzuschleichen, und der Wittwen und Waisen Brod zu fressen; so fand ich da viele faule Bäuche, Betschwestern, die Freyer hielten, in die Kirchen liefen, hinter denen allen doch nicht viel Gutes stack, die mit Lust im Nichtsthun von anderer Nothdurft lebten; — waren ihre Lehrer Krämer alter verlegner Waare; so guckte aus allen Knöpfen Dummheit, in allen ihren Arbeiten Einfalt herfür; hatten Gemeinden solche Lehrer, in deren Kopf es hell und licht war, die in der Religion richtig dachten, bestimmt sprachen, ihren Haushaltungen selbsten wohl fürstanden; so sahe ich das nemliche auch in

jedem

jedem Glied, kaum, daß ichs in zwey, drey vermißte, in allem ihrem Bezeigen; Waren die Lehrer aber vom Gegentheil; so sah ich eben dieß wieder unter der Gemeinde in Häusern, Gärten, Aeckern und Wiesen. Durchaus hier keine Phantasie! die Sache so, wie ich sie sahe, wie sie noch jeder überall sehen wird!

Es ist also nöthig, daß man gegen den ungelehrten und in grossem Maaß ungelehrigen Pobel in so lang Gewalt einschlägt, ihn mitten im Lauf zu seinem Verderben damit so lang aufhält, Zeit gewinnt und ihm bessere Einsichten eingibt. Man muß die Zauberruthe, womit er zu allerhand Verderblichem gebannt wird, wegnehmen und zerbrechen: falsche irrige Begriffe.

In den meisten grossen Reichen und Fürstenthümern, wo Einsicht und Licht ist, hat man die Feyertäge aus dem Weg geräumt; in andern sinnet und arbeitet man jetzt noch darauf, und Gott beglücke guter Fürsten weises Vorhaben! Daß doch endlich ein allgemeiner Reichsschluß, oder wenigstens nun auch ein allgemeiner Abschluß des Corpus evangelischer Reichsstände solche durchaus hinwegnähme!

Man hat den Lehrern des Volks die symbolische Bücher zur Norm ihres Unterrichts gegeben, und verpflichtet sie, nach solchen zu unterrichten; ganz gut! — Allein, da es nun aber nur allzu wahr ist, daß viele glauben, sie wären nur da, auf das Heil der Menschen, wel-

ches sich erst über dem Rand des Grabes anfängt zu unterrichten, und dabey den Unterricht auf das irdische Glück, welches sie gar nicht als den Vorwurf ihres Amts bemerken, ob es gleich offenbar den Anfang unserer Seligkeit ausmachet, und der göttliche Wille vor uns diese, wie jene, mit einem liebreichen Ernst bestimmt hat, gänzlich hinweglassen, sollten da nicht die Obrigkeiten aufsehen und ihre Prediger darauf besser unterrichten, sie nicht darauf verpflichten, und ihnen nicht mit eben so vielen Worten gebieten, ihren Vortrag auf die ganze, nicht nur auf die Helfte der Seligkeit der Menschen zu stimmen? Ich dächte es doch! —

Die besten Könige und Fürsten haben es bereits schon gethan; ich kan es meinem Herzen nicht verwehren, hiervon ein Stück eines so vortreflichen Denkmals einer landesväterlichen Liebe vor ihr Volk als einen Beweis mit dem heissesten Wunsch: daß es zur allgemeinen Nachahme reize! hier zu copiren: —

„Nie wird den Geistlichen zugemuthet wer„den, Predigten über die Viehzucht und „den Flachsbau zu halten, und anstatt „ihrer Gemeindskinder die Seidenwürmer „zu besuchen; da sie aber doch die erste „Klasse der Diener des Staats sind; so „erwartet dieser Staat, der sie bestellt „und ernährt, von ihnen, daß sie in ihren „öffentlichen Vorträgen, nebst andern heil„samen Wahrheiten, ihren Gemeinen die

„Pflich-

„Pflichten gegen sich selbst, gegen ihre „Nebenmenschen, gegen ihr Vaterland, „gegen ihren Landesherrn, die Glückselig„keit unter einer gelinden Regierung ein „ruhiges und zufriedenes Leben zu führen, „die Mittel, durch Ordnung und Folgsam„keit solches zu erhalten und zu vermeh„ren, und andere dergleichen den Begrif„fen und Bedürfnissen des gemeinen Man„nes angemessene populäre Wahrheiten „öfter, als bisher geschehen, einprägen, „Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Lan„desherrn, Vertrauen, Folgsamkeit ge„gen Rath und Verordnungen ihrer Obrig„keit inspiriren, das Schul- und Erzie„hungswesen ihrer ihnen vertrauten Ge„meinen sich ernstlicher, als leider! bisher „an vielen Orten geschehen, angelegen „seyn lassen, sich nicht erniedrigt zu seyn „achten, wenn sie sich um die häusliche „Bedürfnisse, Fehler und Verbesserung „ihres Nahrungsstandes ihrer Nebenmen„schen bekümmern, ihnen mit Rath und „That beistehen, sondern sich vielmehr „selbst die frohe Erfahrung verschaffen, „daß der Mensch, der in ihnen einen „Freund und Berather seiner häuslichen „Umstände gefunden hat, den grossen „Wahrheiten der Religion sein Herz nur „um so williger und mit einem weit gesegneterm Eindruck ihrer sonst so oft, wie „Wasser von Felsen ablaufenden Ermah-

„nungen öfnen, und dadurch ihr verehs„rungswürdiges, das Beste der Menschheit „so unmittelbar bezielendes Amt mit ge„doppeltem Segen werde bekrönt wer„den ꝛc. — — — — — — —

„Den guten Männern jeder Gattung aber, „den Menschenfreunden, die nicht nach „dem Maasstab ihres Solds und ihrer „Accidentien, sondern aus Lust, Gutes „zu thun, aus der edelsten Ehrbegierde, „Wohlthäter des Landes zu seyn, mit „Rath und That helfen, die gute Absich„ten zu befördern und zu beschleunigen, „denen wird im Namen des Fürsten vor „seinem treuen Lande das Versprechen an„gelobet: — daß jede ihrer guten Hands„lungen mit Empfindung und Dank er„kannt, ihre Bemühungen unterstützt, „jede edle That dem Fürsten kenntbar ge„macht, und die durch Eifer und Wohl„thätigkeit sich Auszeichnende, durch vors„zügliche Beförderungen ihrer selbst, „vorzügliche Versorgung wohlerzogener „Söhne, und auf jede andere, nach der „Beschaffenheit des Landes nur immer „mögliche Weise thätig belohnet, und ihre „dem Vaterland werth gewordene Namen „zum Dank der jetzt Lebenden und der „Nachkommen öffentlich aufbewahret wer„den sollen ꝛc. ꝛc.

Fürsten — Vatererinahnungen des jetzt regierenden Landgrafens zu Hessen-Darmstadt

in der Ankündigung an's Vaterland einer verordneten Landcommißion 1777. welcher Fürst kan je schöner denken? — was vor sein Land väterlicher denken?

Das noch jetzt hinzu: den Predigern gesagt, wie sie einige besondere Theile der Religion: die Feyer, das Gebet, die Armuth, die Arbeit, den Besitz zeitlicher Güter, die ganze Vorsehung richtig erklären, mit einander verbinden und ketten, öfters und so davon sprechen sollen, daß weder irrige Begriffe, noch schädliche Behandlungen des Irdischen; keine Schäden vor des Staats Glieder, weder vor die Gegenwart, noch vor die Zukunft entstehen, sondern lautere Wohlfart, der Anfang und Fortgang der Bürger Seligkeit erwachse.

Die Feyer der Sabbathe sind nicht Frohnen oder Dienste, die Gott auf seine Vortheile eifersüchtig von uns fordert oder erzwinget; Tage der Schule aber sind sie, die er nach der Vergünstigung seiner Liebe vor uns aussetzet, daß wir in ihnen aus seinem Wort lernen, was unser Glück ist, wie wir es gewinnen sollen, und alles, was er davon hat, ist die Freude über unsrer künftigen Wohlfart, die zugleich seine Ehre, der Sporn zu willigster Beobachtung seines Willens zu seinem Preis in unserm Herzen und Mund ist.

Das Gebet setzet wahre Frömmigkeit voraus: Frömmigkeit aber die Tugend oder den

wirksamsten Vorsatz, nach den besten Regeln mit ganzem Ernst seine Berufspflichten zu erfüllen, oder seinem ganzen Beruf würdiglich zu wandeln; die Unterwerfung unter den göttlichen Willen schließt sich nicht aus, und es erwartet nicht nach ihren scheinenden Bedürfnissen, sondern allein nach dem Wohlgefallen göttlichen Willens seine Erhörung. Die Vernunft des Menschen sieht die Nothwendigkeit des Gebets auf Seiten Gottes nicht ein, und die Offenbarung selbst bestraft diejenigen, die glauben wollen, daß Gott seinetwegen das Gebet anordne und befehle: Gott bedarf des Gebetes nicht; seine Allwissenheit braucht keinen Unterricht von uns, seine Weisheit keine Vorschrift, seine Liebe keine Ermunterung zur Erbarmung, seine ewige Schlüsse leiden keine Abänderung, seine Gerechtigkeit ist unerbittlich; Bitten, Flehen, Thränen erweichen Menschen, was sollen sie bey Gott wirken? — Allein auf Seiten der Menschen ist das Gebet höchstnöthig; das Gebet ist das wirksamste und nächste Mittel, die Menschen für'm Abfall von Gott zu bewahren, die Heiligung oder die Tugenden zu gründen und zu erhalten, und unzählige gute Veränderung zur Gründung seiner ganzen Wohlfart auf Zeit und Ewigkeit zu wirken; wie? — alsdenn wenn der Beter auf das achtet, wohin und was er betet und in seinen Gebeten saget (*).

Die

(*) Siehe v. Mosheim Sittenlehre V. Th. S. 379-395.

Die Armuth ist gar kein Endzweck der göttlichen Liebe vor sich: die freiwillige, aus der der Aberglaube so viel Aufhebens machen will, ist widersinnisch, und reimt sich als wahre Unvollkommenheit gar nicht mit den guten Absichten Gottes; die andere ist Folge der Widerspenstigkeit, des Mangels der Klugheit und der Faulheit; keine dieser hat Verdienst; sie lehren viel Böses; Gott wünschet beede ganz weg, da sie den Wünschen seines Vaterherzens: jedweden nach einzelner Nothdurft reich und begnügt in allen Gattungen des Glückes auf Erden und dorten zu sehen, in Weg tritt und derselben Erfüllung zurückhält. Kein Mensch sollte je Schuld seyn, daß er arm ist; jeder soll mit seinen eigenen Händen arbeiten, daß er sein eigen Brod esse; je reicher er dadurch ist, je würdiger lebt er seinem Beruf. Auf ausserordentliche Fälle muß man sich darwider gar nicht berufen. Auf Armuth aller Arten passet vortreflich, was ein grosser König über der Königin Christina Entschluß, nachdem sie ihre Würde niederlegte, sagte: une pareille action n'acquiert de grandeur, que par l'importance des motifs, qui la fait resoudre, par les circonstances, qui l'accompagnent, & par la magnanimité, dont elle est soutenue dans la suite (*).

(*) Memoir. pour servir à l'histoire de Brandebourg.

Die Vorsehung Gottes wird nur da Wunder, wo sie nicht mehr Natur ist; Gott hat die grosse Maschine des ganzen Weltsystems so gebauet, daß der Mensch, der sich mit Klugheit und Fleiß in sie einflicht, sein Brod haben muß; so ist der Wille des Höchsten: im Schweiß sollst du dein Brod essen; von der Erde essen, wo alles inlieget, und wo du es durch kluge Arbeit herausnimmst; thust du es nicht, so bist du fern vom Gehorsam; wie wird, Sünder! vor dich je die Vorsehung Wunder bereiten? — Gehst du diesen Weg, den dir Gott wieß, und Natur langt alsdenn nicht zu; so wird er dir Wunder und unausbleiblicher Segen.

Ich weiß wohl, was ich da vor Vorschriften wünsche; ob ich sie aber da so gab, wie es andere fordern, verstehe ich wohl nicht. Wunsch meines Herzens ist es: daß uns nie etwas, so Gott auf unser Glück gab, niemal keinem durch Mißbrauch irgendwo je Unglück werde!

LVIII.

Ob es der Landwirthschaft eines Landes zuträglicher sey, daß die unter die Landleute vertheilte Felder: Aecker und Wiesen, mit Befriedigungen dieser oder jener Art eingeheget sind, oder nicht? —

II.

Der Name: Befriedigung saget schon selbsten, was man sich unter ihr vorzustellen hat. Ein Feld, ferne von der beständigen Aufsicht und Bewahrung seines Besitzers ist allerhand Gefahren und Feinden unterworfen und ausgesetzt, und wird gleichsam bald durch dieß, bald durch jenes in Unruhe oder Schaden gesetzt; dieß veranlasset natürlich eine solche Verwahrung durch den Besitzer, daß es auch in seiner Abwesenheit wider solche schädliche Anfälle gedeckt und also befriedigt ist; da es nun aber der Mittel mehrere gibt, durch die man ein Feld wider die Beschädigungen schützen und decken kan; so muß man dieses noch beisetzen, daß unter diesen Befriedigungen vornemlich: Mauern, Zäune, Hecken, Erdwälle, Geländer, Gräben und dergleichen verstanden werden. Man theilt sie diesemnach in lebendige und todte Befriedigungen ein; unter den lebendigen versteht man die Hecken aus allerley Strauchgewächsen; Dorn, Fichten, Weiden, Buchen, Carnellkirschen, und dergleichen; unter den todten die übrigen: Mauern, Zäune, Gräben, Wälle oder Dämme und denen ähnliche Einfassungen.

Die Absicht beeder wird durch ihre Benennung, wie ich schon erklärt habe, bestimmt: ein Feldgut durch dieselben wider schädliche Anfälle

und Einbrüche zu schützen; mit dieser Hauptabsicht werden aber öfters gar viele andere Nebenabsichten verbunden: eine ist das Nützliche aus den Befriedigungen selbsten; die andere das Nützliche vor das auf dem Gut Erbauete; die dritte die Bequemlichkeit vor den Besitzer und aller derer, die auf dem Feldgut sich aufhalten; die vierte das Schöne und Annehmliche.

Bey der ersten Absicht denkt man sich allerley Feinde und deren allerley Anfälle: wilde Thiere, zahmes Vieh: Rinder, Schweine, Schafe, Wassergüsse, Ueberschwemmungen, Menschen, die sich alle durch Räubereyen, Ueberreiten, Ueberfahren, Zerwühlungen, Abfressen, Besudlungen und Wegschwemmung durch dieses oder jenes vergreifen und die Felder beschädigen.

Bey der ersten Nebenabsicht, da man das Nützliche aus den Befriedigungen selbst suchet, wünscht man solche zu haben, die so fortwachsen, daß man von ihrem wegzunehmenden Ueberwuchs Holz zur Feuerung, oder zu anderm Gebrauch abnutzen, oder von ihren Früchten einen Gewinn und Nutzen einziehen könnte.

Bey der zwoten, die Gewächse, welche innerhalb solchen Befriedigungen angebaut werden, wider widrige Zufälle zu schützen und ihnen auf besseres, geschwinderes und vollkommeneres Reifen zu verhelfen, z. Ex. sie gegen

kalte

kalte Nord- und Ostwinde, wider stürmende und niederreissende Westwinde zu decken; ihnen nahe an diesen gegen Süden gepflanzt durch das dadurch verschaffte Wiederprellen der Sonnenstralen mehr Wärme, bessere Destillation ihrer Säfte, also mehrere Süßigkeit und Annehmlichkeiten zu geben.

Bey der dritten und vierten, sie unter der Scheere gehalten, schön zu Wänden erzogen und aufgewachsen, als einen wohl in's Aug fallenden Gegenstand, der Schatten gibt und wider die Sonne deckt, vor sich zu haben, und zum Spatziergang oder Erquickung und Abkühlung zu gebrauchen.

Es ist leicht zu erachten, daß kaum eine Befriedigung ist oder erfunden werden kan, bey der man alle diese seine Zwecke gewinnet; daß man bey der einen den, bey der andern einen andern erreichet, und daß diejenige, durch welche man zu den meisten gelanget, die vollkommenste seyn müsse, zumal alsdenn wohl seyn müsse, wenn sie ohne sondere Kosten, dauerhaft ist, lange bestehet, und nicht neben dem verschafften Nutzen auf der andern Seite vieles schadet.

Hiebey könnte nun mehreres und sehr vieles gesagt werden; allein, da ich schon in der achten Fortsetzung meiner Beiträge solches gethan habe; so kan ich nur auf die Seite 207. ꝛc. verweisen, und gehe hier zur Beantwortung der Frage:

Ist

Ist es dem Landwirth zuträglicher, seine Feldgüter mit Befriedigungen zu umziehen oder nicht?

über. Ich will die Gründe von dem einen und dem andern nach und nach angeben, entwickeln, und dann das, was mir scheinet, das andere zu übertreffen, bestimmen, annehmen und rechtfertigen.

Mauern von Steinen, sonderlich die aus Steinen mit Kalk oder Mörtel verbunden, sind vor den Landwirth allemal zu kostbar; andere von auf einander ohne Verbindung gelegten Steinen zu unhaltbar; wieder andere aus Steinen mit Erden zusammengesetzte eben das und überdieß noch, wer wollte überall ohne schwere Kosten und grosse Arbeit, unausstehliche Mühe zu seinen Feldern Steine genug aufbringen? — folglich, diese Befriedigungen fallen bey dem Landwirth von selbst weg.

Man siehet hin und her Mauern oder Wände von Erden, Koth oder Schlamm, diese haben einige um ihre Gärten; sonderlich um ihre Gemüsgärtgen; ich gestehe es, wenn der Landwirth im Stand wäre, dergleichen Wände um seine grössere Feldgüter ziehen zu können; so würde er sich mehr Gutes, als er nur dächte, gewinnen.

Dergleichen Wände, wenn sie aus der schlechtesten Erde zubereitet werden, und so aufrecht über dem Boden nur wenige Jahre stehen,

verwandeln sich in eine Massa, welche dem dungreichsten Mist vollkommen gleich stehet; alle Luftsalze und Luftöle, welche an dieselbe hinstreichen, sich anhängen; Sonne, Regen und Schnee, die ganze Witterung verkehrt sie bald dazu; Man könnte sie so alle drey oder sechs Jahre wegnehmen und damit dungen, welch' ein Vortheil vor den Landmann, sonderlich auf dem Feld, welches von seinem Haus weit ablieget, wohin er den Dung vom Haus aus ohne viele Beschwernisse nicht bringen oder verführen kan?

Grosser Vortheil? — Ja —; allein die Arbeit ist eben auch groß und vor den Landmann beinahe zu groß!

Die Erdwälle, die Gräben, auf welche noch überdieß Hecken gepflanzet werden, haben ihren Nutzen, sind aber zu kostbar und nehmen gewisser massen viel zu viel Land weg, sind auch nur die Sache derer, welche nach Einfällen, die vieles versprechen und weniges leisten, zu handeln gewohnt sind; der Landmann wird sie niemalen annehmen.

Das Geländer, der Zaun aus Stangen und Stickeln sind die bekannteste und von den Landleuten fast allgemein angenommene todte Befriedigungen; erstere findet man um ihre Aecker und Wiesen; letztere um ihre Gärten. Mögten sie da, wo man in Wüsteneyen mitten

in

in an einander hangenden Wäldern wohnet, wo mehr Holz abstehet und verfaulet als genutzt werden kan, wo es das Haugeld nicht bezahlt, immerhin im Gebrauch seyn; allein da, wo das nicht ist, wo überdieß die nöthige Beholzung oder Feuerung hoch zu stehen kommt, sind diese Arten der Befriedigungen schlechtweg verwerflich, oder, wo man nicht anderst kan, sollte man sie doch nicht weiter, als um kleinere Gärten herumziehen.

Ich setze alle jene todte Befriedigungsarten hinweg, und schliesse mich auf lebendige Befriedigungen ein! — Hier sage ich die Gründe, welche solche empfehlen:

1) Unleugbar ist, daß eine lebendige Hecke und vorzüglich die von Weißdorn, wenn sie recht behandelt wird, ein Schutz ist wider den Raub und die Verwüstungen der Feldfeinde: Diebe und wilde Thiere; ein ganz grosser Vortheil! Was vor Gewinn vom tragbarsten Feld, so den Felddieben und den wilden Thieren Preis und offen lieget? Weniger als gar keiner, da diese den Lohn der Arbeiten vor wegrauben.

2) Das zahme Vieh: Pferde, Rinder, Schafe u. d. gl. kan auf den Waiden, auf dem Feld überhaupt nicht allezeit so beisammen gehalten werden, daß nicht einige

Stücke

Stücke zu manchen Zeiten vom Haufen abirren, sich verlaufen und Schaden grasen; eine gute Hecke könnte dieses verwehren.

3) Die Hecke verwehret den Reisenden, auch andern die Ueberfahrt, das Ueberreiten und Uebergehen über die Feldgüter: nichts ist so gewöhnlich, als daß die Reisenden bey üblen Wegen in die Güter hinein weichen, den Saamen verderben, sie zum Bearbeiten durch das feste Tretten, Reiten und Fahren unfähig machen, wenigstens die Bearbeitung damit erschweren; auch manche, als Wiesen, Gärten, so übel zurichten, daß sie auf einige Jahre nicht wieder so hergestellt werden können, daß sich kein Anzeigen der Beschädigung mehr vorfände.

4) Wenn eine Wiese, ein Acker oder eine Waide mit Hecken umschlossen ist; so kan das Vieh, so gewaidet wird, da leicht eingeschlossen werden, bedarf wenige, oder gar keine Aufsicht des Hirtens, bricht nicht leicht aus, und kan also keinen Schaden sonstwo anrichten oder verursachen.

5) Der Saame des Ackers oder das Getraide erleidet hinter der Hecke nicht die ganze Gewalt stürmischer Winde; die

Halmen werden weniger geknickt, nicht umgeworfen; die Aehren reiben sich so nicht an einander; die Blüte wird nicht vor der Zeit abgerieben; die Körner erwachsen so in ihrer Menge; die Aehre wird nicht schrattig; die erwachsene Körner werden nicht ausgeschlagen; nicht verletzet und erzeitigen ganz zu vielem Meel, welches alles die stürmischen Winde, wo sie nicht durch die Hecken aufgehalten werden, ihre Macht also nicht verlieren, theils zuwegen bringen, theils vereiteln.

6) Eine Hecke von wüchsigem Gesträuse: Weiden, Buchen, u. d. gl. wird von Jahren zu Jahren abgehauen, und kan so zur Feuerung genutzt, auch können die Weidenreiser zum Korbflechten, zum Angebinde in Gärten und Weinbergen gebraucht werden; eine andere, von Pflaumen, Zwetschgen, Cornellenkirschen, Stachelbeeren, u. d. gl. gepflanzt, gibt eine Menge Früchten zum Gebrauch; eine von Maulbeersträuchern dienet vortreflichst zum Seidenbau.

7) Die Schönheit, die Bequemlichkeiten, da im Schatten gedeckt wider die Sonnenhitze zu seyn, würde dem Aug des Vorübergehenden und dem da Arbeitenden von einem sich auszeichnenden Werth; selbst die Früchte würden durch den

Schatten

Schatten der Hecken wider eine sie aus-dorrende Hitze gesichert; auch würden die rauhen Winde, der Frost wider ihr Bestehen weniger vermögen.

8) Weiß man ja wohl, daß die Frühlingswinde die aufgefrohrne, wieder abgetrocknete, lockere Erde gar leichtlich von den Wurzeln der Getraidesaamenstücke hinwegjagen, und sie so zum Ausrosten und Vergehen bereiten; die Hecken würden sie schwächen und zurückhalten, auf diese Weise nicht so leicht schaden zu können.

Dieß sind wohl die Gründe, durch die man das Bestehen der Hecken unterstützet; durch sie erhalten sie sich noch bey den Landleuten in verschiedenen Ländern; werden aus ihnen gedacht, weiters gepflanzt und von einigen landwirthschaftlichen Lehrern als wohlthätig empfohlen. Ehe ich hierauf mich einlasse, will ich die Gründe derjenigen, die sie verwerfen, und ihre allgemeine Ausrottung wünschen und anrathen, auch anbringen, und nach dem will ich sie gegen einander abwägen und meine Meinung darauf sagen.

1) Die Hecken auf einem Feld nehmen allezeit vielen Raum, der angebaut, viele Früchte herbrächte, hinweg. Dieß gilt in beeden Fällen. Da zween Anstösser eine gemeinschaftliche pflanzen, oder da

nur einer auf sein Gut eine hinsetzet; im ersten Fall verlieren beede den Platz, auf welchem sie stehet; im zweiten Fall muß man auf ein Paar Schue von des andern Feld wegbleiben, da verliert dieser rundum ein nicht wenig Beträchtliches von seinem Acker oder seiner Wiese. In einem grossen Feld thäte das sehr viel, und zumal alsdann, wann alle Aecker also eingefaßt würden; wenn bald ein halber, ein viertels, ein ganzer, mehrere oder wenige Morgen mit Hecken umzogen wären. Dieser Verlust wäre mit Morgen zu berechnen. Man stelle sich einen Morgen zu 256 Quadratruthen, à 16 Schuen in einem gleichseitigen Viereck so vor, daß auf jeder Seite die Hecke wenigstens 3 Schue wegnimmt; so wird dieß schon 12 Quadratruthen, wo nichts wächst, hinwegnehmen, und da

2) auf der Seite gen Süden, so hoch die Hecke ist, die gen Norden Schatten gibt, auf einer Wiese nur Moos, auf dem Acker nur Unkraut, wenigstens nur gar weniges Gras und Getraide wächst, überdieß noch auf der Seite gen Norden sich an der Hecke die Sonnenstralen brechen, widerprellen, und bey hitzigen Sommern alles verbrennen, überhaupt die Wurzeln der Hecken auf allen Seiten die Nahrungen vor wegsaugen. Dieß alles

rundum den Morgen nur zu einem Schu angerechnet; so gehen schon vom ganzen Morgen 16 Quadratruthen, also schon der 16te Theil ab und verlohren.

3) Dieser Verlust aber ist nun nicht der einzige, es kommen noch beträchtlichere Schäden hinzu; bekannt ist es, daß die Hecken die Zufluchtsorte vor alle die Thiere sind, die den Ackerfrüchten vornemlich schaden: hier verstecken sich die Hasen, die Rebhüner, Sperlinge und andere Vögel, die Maulwürfe, die Mäuse; da alle diese auf freyem, offenem Feld weniger: einige, als die schädliche Sperlinge, gar nicht gefunden werden. Welcher Verlust aber dem Acker aus diesen Thieren erwachse, das weiß jeder ja aus jährlicher Erfahrung, und wird gewiß damit gar gern zufrieden seyn, wenn ich denselben auch auf 16 Quadratruthen ansetze und also sage, daß die Hecke nur nach Numer 1. 2. 3. schon den achten Theil des Ackers zu Grund richte.

4) Daß sich der Schnee hinter den Hecken sehr anlege und sich hoch aufthürme, wird wohl jedweder als unleugbar aus eignen Erfahrungen erkannt haben; daß aber hieraus grössere Kälte in einem Land entstehe; daß sich solcher Schnee weit länger da, als auf offenem freyem Feld er-

halte, also die Wärme im Frühling sehr verspäte, ist und bleibt eine natürliche Folge; hierunter aber leidet wohl alles in den Gärten und auf den Feldern, und der Schade mag nicht gering seyn; wäre er auch nur der, welcher auf solchen Plätzen am Getraidesaamen erfolget.

5) Wenn das Heckenpflanzen um jedwede Güterstücke allgemein beliebt und eingeführt würde; so würde das Land als ein Labyrinth oder als ein niedriger Wald entweder nicht durchaus mehr gepflügt und besäet, oder mit sehr vermehrter Arbeit gebauet werden. Das zu erweisen, stelle man sich nur ein eingehegtes Viereck vor Augen; so wird man gar bald begreifen, daß, so wie der Pflug nicht ganz an die Hecke durchaus gebracht werden kan, und wenigstens durchaus 10 bis 12 Schue nicht umgebrochen werden können, so in jedem der vier Winkel Quadrate zu 10 bis 12 Schuen in der Länge und Breite unaufgepflügt bleiben müssen. Was würde nun dieß beedes in einem ganzen Lande nicht betragen, und wie vieler Schade müßte nicht hieraus nothwendig erwachsen? Wollte man diese Ackertheile nicht unbenutzt ruhen und liegen lassen; so könnten sie nicht anderst, als mit der Haue oder der Spate herumgebrochen und bearbeitet werden, welches

mit

mit vieler Mühe doch nicht hinlänglich zu einer erwünschten Ansaat geschehen würde oder könnte.

6) Die Arbeit, diese Hecken in so grosser Menge auf einem Feldgut zu unterhalten, sie so zu unterhalten, daß sie keinen grössern Raum einnähmen, nicht in ihren hohen und sich breit austheilenden Aesten alles überwüchsen und schädlichst beschatteten, ist sehr groß, kostbar und dem Landmann ausserordentlich beschwerlich.

7) Da aller Strauchgewächse Wurzeln in der Tiefe auf allen Seiten auskriechen, und im Fall, daß der Boden geöfnet oder gepflügt wird, viele Kaime und Nebensprosse austreiben; so würde der Bauer unabläßige Arbeiten vorfinden, sie auszuhauen, oder seine ganze Flur in kurzem in eine Dornhecke umwandeln sehen; diese Schosse, ehe sie auf dem Getraidefeld ausgehauen werden könnten, würden ihm in der Ernde ausserordentlich beschwerlich fallen, und ihn in der Arbeit sehr aufhalten, Sicheln und Sensen verderben.

8) Und da man nicht sehen kan, wie dadurch dem Feld ein sichtbarer Nutze zuwächst, weder Felddiebe, noch vorüberziehende Leute, noch das Wildpret ganz abgehalten werden können, wozu demnach die Hecken? Da durch sie

9) die Eigenthümer der Markung, welche gezwungen sind, bey ihren Arbeiten von einem Acker auf und über den andern zu fahren oder zu gehen, sehr gehindert und aufgehalten, und weite Umwege, von einem Acker auf den andern zu kommen, nehmen müßten, welch' eine beschwerliche und unzudultende Sache würden sie nicht seyn oder werden?

Seyen dieses die Gründe auf der einen und der andern Seite, vor und wider die Einfriedigung der Feldgüter, und dann beliebe man sie mit mir jetzt gegen einander zu halten, abzuwägen, und selbst den Ausspruch über die Frage: ob es besser sey, die Landgüter mit Hecken zu umziehen oder nicht? zu thun.

Die Gründe, durch welche die Hecken verworfen werden, und sonderlich die, so unter den Numern 1. 2. 3. 4. 5. vorkommen und angebracht werden, sind Wahrheit, und ihr Inhalt ist dem Landwirth allezeit wichtig, und dem Schaden, den die Hecken verursachen, kan, so sie bleiben, auf keine Weise abgeholfen werden, er kan auch durch nichts aus den Hecken ersetzt werden; die übrigen sind eben auch nicht von minderem Gewicht; alles, was man dagegen auch sagen wollte, würde nicht anschlagen; da sie, wie jene, aus der Natur der Hecken selbsten genommen und angegeben sind.

Hält man die Gründe, welche vor die Anpflanzung der Hecken angebracht sind, nur dargegen, so können

erstlich die Ursachen, aus welchen sie entlehnt und angenommen sind, gar leicht gehoben, mit sehr vielem Gewinn gehoben werden, und sind theils in vielen Landern bereits schon gehoben. Z. Ex. Man sagt Num. 2) daß durch die Hecken das Gut wider den Einbruch der wilden Thiere und des zahmen Waidviehs geschützt würde; Num. 3) daß die Reisenden solches nicht übergehen, überreiten, überfahren könnten; Num. 4) das Waidvieh, dadurch eingeschlossen, bedürfe keines Hirten oder einer besondern Aufsicht.

Würde es denn nicht jeder Landesobrigkeit anzurathen seyn, das Wildpret, wo nicht ganz auszurotten, doch bis aufs unschädliche zu verringern, in einen Park einzuschliessen, das Waiden des Viehes abzuschaffen, die Stallfütterungen einzuführen, und die Waidplätze besser zu nutzen, Chausseen, gute Wege zum gehen, reiten, fahren erbauen zu lassen? Hiedurch würde der Ertrag des Landes allerdings auf allen Seiten zum Besten der Landleute und der Obrigkeiten recht ansehnlich vermehrt; alles Gute der Hecken unnöthig und der so sichtbar angezeigte Schaden derselben zugleich auch gehoben! — Dank sey es väterlich gesinnten vielen Landesherrschaften, die bereits schon diese Wege erbaut,

baut, das Wildpret verringert oder eingeschlossen, die Waiden schon abgeschaft, und damit den Schaden in lautern, ansehnlichsten Gewinn übergesetzt haben! — Alle übrigen, welche da zusehen, sollten wohl nicht lang anstehen, gleich mit zu denken und zu thun! —

Zweitens die angegebene aus den Hecken erwachsen sollende Vortheile sind nicht so groß und gewiß, als man glaubt und angibt; z. Ex. man sagt: sie dienen wider den Raub, den Einbruch der Thiere, den Ueberlauf, u. d. gl. man behauptet, der Saame, das Getraide sey wider harte Kälte, Winde, die den Saamenstaub oder Blüten wegjagten, die Halmen in einander weheten, das Reiben der Aehren und das Ausfallen der Körner verursachten, die lockere Erde von den Wurzeln der Getraidesaamenstöcke wegbliesen, geschützt; man habe auch das von Jahren zu Jahren abgehauene Reisig zur Feurung, u. s. f. folglich auf allen Seiten nicht geringen Nutzen.

Ich antworte: Eine Hecke ist niemalen zureichend, Raub, Einbruch, Ueberlauf und dergleichen gänzlich zu heben; wer stehlen will, stiehlt doch: wenn da nicht die Policey das Land wachsam übersiehet und nicht darwider schützt, so helfen wohl Hecken weniger, als Mauern, die der Dieb noch durchgräbt und übersteiget, wo jene nicht wehret; den Einbruch des Wilds und des Waidviehes können der Jäger und die

Stall-

Stallfütterung weit besser abhalten, und die Chausseen dienen vollkommen wider den Durchgang der Leute, der Pferde und des Wagens.

Sollten die Hecken die Winde auf das, wie man saget, wohl abhalten? — Allenfalls will man es nicht leugnen; wenn es nun dann so wäre, daß sie die Halmen nicht in einander jagen könnten, die Blüten, Körner auf den Aehren und die lockere Erde auf den Wurzeln liegen bliebe; wie wäre aber das zu begreifen, wider den Augenschein zu behaupten, wenn ein weites Feld mit einer niedern Hecke gefaßt wäre? — Also kleine Felder — die Felder Morgen: halb Morgen: Viertelsmorgenweis mit hohen Hecken eingefaßt! — dann will ich alles wohl zugeben; — Doch auch nur im Sommer, wenn die Hecke mit Laub überwachsen, recht dicht geworden ist; nicht im Winter oder Frühling ohne Laub durchaus durchlöchert —; aber so würde das Ackerfeld Wald, voll Schatten, voll der schädlichsten Vögel, der Hasen, der Rebhüner, u. d. gl. kalt durch sich selbst, Wildnis, was würde da alsdann noch wachsen? — Mein! was denkt man sich doch vor Ideen? — Holz von Hecken zur Feuerung! — Sage man doch: schwaches, flatterendes Reisig, Schosse — oder Dorn! — was wird dieß im Ofen auch nutzen? — so viel etwa als lodernendes Stroh. — Jedoch man lässet es dicker erwachsen! — gut! — wann man auf kultivirten Ländern zugleich Wälder erziehen will,

oder ohne Schaden des Getraides erziehen kan; so geb ich es zu; — ich selbst verstehe diese Haushaltung eben nicht! Man bildet sich das Ding gewiß immer besser ein, als es ist.

Drittens, Schönheit, Bequemlichkeit, Schatten, u. d. gl. welche Dinge Num. 7. mit unter den Gründen vor die Heckenpflanzung mit vorkommen, schlagen hier auf Wiesen und Ackerfeldern durchaus nicht an; diese sind da schlechtweg Nebendinge, auf die der Landwirth als Landwirth niemalen achtet; das Hauptwerk ist da Nutzen und alles auf's möglichste zu benutzen, die Absicht.

Nimmt man also die Gründe pro und contra so zusammen; so sehe ich nicht ein, wie man sich auch nur halb überreden kan, Hecken da anzulegen, wo ein jeder Busch, eine jede Staude schadet, und nicht einmal ein Baum zu dulten ist, wo er nicht offenbar mehr nutzet, als schadet. Sey immerhin der Garte mit einer Weißdornhecke umzogen, das Feld aber offen; nur mit guter Policey durchaus umdornt!

LIX.

Ob der Gewinn eines Landes aus der Viehhaltung grösser sey, wenn es sein Vieh dürre oder ausgemästet verkaufet?

Die Landwirthschaft wird in allen und jeden Ländern getrieben, weil sie unter allen Gewerben das dem Menschen natürlichste und nothwendigste Gewerbe ist; ein Gewerbe, aus dem man sich von jeher vieles versprach, aus dem auch beinahe alle übrige andere erwachsen, und keines ohne dieses Brod hat und zu bestehen vermag; aus dem auch sich alle Staaten schlechtweg beglücken: beede Indien werden Spanien so lang nicht bereichern, als es die Landwirthschaft versäumt, nicht wieder auf den Grad der Vollkommenheit, in welchem sie zu der Mohren Zeiten war, ein- und zurückführt. Ich darf eine Wahrheit, die so allenthalben als Wahrheit geglaubt wird, nicht erst erweisen.

Die meisten Staaten, Spanien selbst, sinnen hierauf, und vom König an bis auf den niedrigsten Bürger hört man jetzt den Fleiß anglüen, sie aus ihrem Verfall wieder zu erheben; viele Länder thun hierauf schon so starke und schnelle Schritte, daß man glauben sollte, es müßte bald alles und jedes in derselben zur Reife gebracht seyn.

Unterdessen, wie kommt es aber doch, daß manche Länder, die sich auf die Landwirthschaft einrichten, noch nicht recht empor wollen, daß

der Unterthan bleibt, wer er ist, und daß viele, die ihnen vorangehen und Summen auf jene verwenden, verarmen, und nach kurzem in Gantz kommen? Ich zehle selbst dergleichen unter meinen Bekannten und Freunden mehr als ein Dutzend. Wo verfehlen, wo verfehlten sich diese? oder ist die Landwirthschaft so einträglich nicht, als man bis daher glaubte? — Wo liegt hievon der Grund?

In der Landwirthschaft selbst ist er ja wohl nicht zu suchen, denn sonst müßten alle die Länder, alle die einzelne Personen, die sie bis daher als ihr fast einziges Gewerbe trieben, verarmet seyn, da man doch wahrnimmt, daß sie sich über andere, die sie verabsäumen, erheben.

Die Landwirthschaft hat viele einzelne Theile, aus welchen sie bestehet, kan es nicht seyn, daß ich hierinnen den Grund finde, warum der, so in ihr arbeitet, verdirbt, und ein anderer wieder durch sie empor kommt? Ich meyne es wohl: der eine treibet sie so, daß er alle ihre Theile gehörig verbindet; der andere so, daß er einige weglässet, andere nur halb bearbeitet, sie alle nicht recht unterordnet, wieder fremde zusetzet und bald in dem, bald in einem andern die größten Fehler machet, und durch sie auf der Seite mehr verliert, als er auf der andern gewinnt, und sich so die Tiefen, in die er nach und nach versinkt, allmählig ausgräbt.

Wir haben bey der Landwirthschaft den Ackerbau, den Futterbau, die Viehzucht, und diese haben wieder mehrere und viele andere Nebenzweige, die an ihnen ausſprossen; man ſetze nur bey dieſen dreyen den Fall, daß der Landwirth den Ackerbau aufs begierigſte trieb, aber die Viehzucht nicht verſtünde; oder auch dieſe einführte und den Futterbau vernachläßigte, was würde und könnte er gewinnen? Man bilde ſich umgewandte Fälle, was käme alsdenn aus ſolchen? Einige Zeit Etwas und in kurzem wohl gar nichts; nichts ſonſt, als ſein gewiſſes Verderben.

Ich hatte einen Freund, nun wünſche ich, bey ſeinem Grab, ihn unter ewig Seligen zu wiſſen, dieſer hatte einen ſehr weiten Hof; ich erſtaunte, als ich auf ſolchem 600 Morgen Aecker, aber keine Wieſe, nur 6 oder 8 Morgen Kleeäcker, ein Paar alte Gäule, zwo Kühe, vier Ochſen ſah und antraf; wie will man da dann ein Sandfeld, und das ſchon von langen Jahren her durch Pacht und liederliche Haushaltung ausgemagert war, je wieder zum fruchtbaren erheben? Eifrigſt trieb er den Fruchtbau; vernachläßigte aber Viehzucht und Futterbau, nie wurden ſeine Auslagen bezahlt; ich rieth ihm den Mergel, den er auf ſeinen Feldern hatte, an, er beſäete in einem Jahr 80 Morgen Aecker mit allerley Klee, ſchon im zweiten Jahr ſtanden 60 Stücke Vieh in ſeinem Stall; — aber nun den Staab weiter! — Er entſchlief —

dem Gut und mir, wie allen seinen Freunden als der ehrlichste Biedermann nur allzufrüh! —

Ich kannte einen andern, der neben einem ansehnlichen Hof von mehr als 200 grossen Morgen Aeckern, 50 Morgen Wiesen, eine sehr weite Trift zu einer Schäferey von 1500 Stück eigen besaß; der Mann war ein Liebhaber der Schafe, achtete kein Rindvieh, kaum daß er 6 Ochsen hielt zum Feldbau und vier Kühe zur Küche, seine Kälber verkaufte er und hatte keine Rinder; er dehnte seine Schäferey auf 2000 Stück aus; es gefiel ihm, vor den Pferch im Sommer alle Nacht 3, auch 4 fl. von angränzenden Bauern, denen er ihn beständig überließ, zu erhalten; seine Aecker, seine Wiesen hungerten und hatten nie genug Dung; Mergel führte er, so nahe er ihm auch lag, gar nicht, er hatte Mangel am Zugvieh; ein schneeiger, lang anhaltender, bald angefangener Winter überfiel ihn etliche Jahre bald auf einander, nasse Herbste forderten vor tausend Gulden Futter zu kaufen, und Seuche, Lungenfäule, die Weiche, die Rauten nahmen ihm seine Heerden etliche mal weg; was blieb nun noch übrig? nichts sonst, als den Hof den Schuldnern zu überlassen und Kümmervoll zu leben.

Ein anderer überlud sich, nach seinem Glauben, über Tonnen gebieten zu können, mit Gütern beinahe ohne Zahl; er schien grosse Dinge machen zu können, setzte aber bey täglich mehreren

reren Ausgaben den Gewinn immer weiter hinaus, weil er von andern öfters angefallen und gefragt wurde: Wo ist denn euer Gewinn? Halt! laßt einmal sehen, und er doch nichts aufzuweisen hatte; dieser fügte zu dem Eigentlichen der Landwirthschaft das Allerhand unaufhörlich: bald säete er dies, bald das und denn ein drittes, wenn es nur neu war; jetzt war ihm der teutsche Ochs nichts, er hat Pohlnische Ochsen, nun kein Rindvieh, lauter Pferde, endlich Esel, viele Böcke, und dann wieder so was, das andere nicht hatten; von allem sollte der Gewinn erst nach Jahren sich hundert vom hundert von selbsten in seine leere Beutel einstürzen, bis zuletzt alles in Rauch und Wind aufgieng, alles verschwand, und man bey diesem wie bey den übrigen sah, daß zwar alles ökonomisiren, aber nicht alles Gewinn heisse.

Aus allem ist ersichtlich, daß man im Allgemeinen und Ganzen der Oekonomie fehlet, wenn man auch nur an einem Theil fehlet und man im Ganzen gewinnen muß, wenn man jeden Theil tüchtig bearbeitet, und sie auf seinen Endzweck wohl verkettet und einpasset.

Ich könnte mir allerley in der Landwirthschaft auswählen, diese Sätze als Wahrheit zu zeigen; ich will mich aber hier nur an eins halten, welches so gar viele Landwirthe nicht beherzigen, vorbeilassen, und sich damit bey allem ihrem übrigen Fleis ungemein sehr und viel

schaden; ich will dabey ihre Einwendungen einstreuen, sie aufnehmen, sie widerlegt ihnen wieder heimgeben, und die wahre Ursachen ihres widrigen Verfahrens aus meinen Erfahrungen, die ich über ihnen aufgesammlet habe, zu ihrer Besserung entdecken.

Ich sehe es in jedem Jahr, bey fast allen Viehmärkten, die in unsrer Nachbarschaft gehalten werden, daß unsre Bauern eine ungeheure Anzahl von dürren, magern, der größten Ochsen von aussen einkaufen und in unsere sogenannte Kupferzeller Ebene hereintreiben, da mästen, und so von Zeit zu Zeit wieder nach Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Worms, Speyer, Straßburg und Paris, u. s. w. verkaufen: kaum ist eine Woche, in der nicht nur von hier aus, da herum zusammengekaufte Mastochsen hundert Stücke ausgehen; vielleicht in der Gegend da herum von zehn Stunden in die Länge und Quere werden wochentlich 500 Stück fette Ochsen verkauft, und ihr Platz wird meistentheils wieder mit ausländischen; Würtenbergern, Pfälzern und mit andern aus angränzenden nahen oder fernern Ländern besetzt.

Es ist natürlich, wie unsre Bauern den Verkauf des gemästeten Viehes dem Verkauf des dürren Viehes vorziehen; so müssen andere diesen jenem dagegen versetzen, daher entstunde in mir die Frage sehr oft:

Was ist besser vor den Landmann, sein Vieh gemästet oder ungemästet zu verkaufen?

Und eben diese Frage ist die, die ich hier gar zu gern zum Unterricht aller Landwirthe zulänglich zu ihrem Besten beantworten mögte.

Die Länder alle, wo die Viehmastung gleichsam eine allgemeine Profeßion unter den Landwirthen geworden ist, stehen wohl und sind meistens begütert und reich; auch da sehe ich sie immer noch begütert, wo sich auch vor sie sonst kein anderer Nahrungszweig, als die Landwirthschaft, vorfindet;

Da ich im Gegentheil die Gegenden, wo die Mastung des Viehes niemal im Gang war und dasselbe nur mager und dürr verkauft wird, wo sie mit jenen in gleicher Lage gefunden werden, und keine andere Auswege, etwas zu gewinnen und sich zu bereichern, als Viehzucht und die Felder, haben, allemal sehr dürftig und arm sind.

Sollte mir denn verwehrt seyn zu sagen, daß die Verschiedenheit, die Landwirthschaft in Absicht auf den Viehstand zu treiben, diese Wirkung thue, und die verschiedene Beschaffenheit ihres Vermögenszustands herfürbringe? Ich halte dafür, nein.

Doch wie dieß geschiehet, soll gezeigt werden, und das zu zeigen, ist auch wohl sehr leicht.

Ich will die Haupt- und erste Ursache alsogleich voransetzen: Niemand wird es verneinen, wenn ich sage, daß der Landmann in seiner Wirthschaft auf alle ihre Theile zugleich sehen müsse, um aus allen, nicht nur aus einem oder zween Vortheile zu ziehen: Vieh, Acker, Wiese, Garten, u. s. f. müssen ihm Gewinn geben, und damit er von allen Gewinn erhält und allezeit so viel erhält, als daraus und aus jedem zu ziehen möglich ist; so muß er sie so in einander verketten und ein's so durch das andere bessern, daß sie alle durch sich unter einander in der Abgabe des möglichsten Gewinns andauern; die Wiese, der Acker müssen dem Vieh gute Fütterung, und das Vieh guten und vielen Mist zum bessern Ertrag geben; wollte man also das Vieh oder den Mist von jenen wegnehmen, oder den Acker, die Wiese dem Vieh entziehen, was würde denn auch zuletzt der Bauer haben, einziehen oder von allen gewinnen?

Die liederlichsten Haushalter, deren ihre Haushaltung ganz kurze Zeit bestehen kan, welche den Mist oder Heu und Stroh oder alles zugleich von ihrem Gut verkaufen; (*)

Noch

(*) Man sehe hierauf jetzt eine der weisesten und väterlichsten Verordnung eines der allerbesten Fürsten unserer Zeiten:

Noch mehr! Es ist unleugbar, daß unter den Mistarten der Unterschied groß ist; der Mist der Schafe und des Ochsens ist besser, als der des Pferds; man gestehet dieß zu; aber ich sage

Von Gottes Gnaden Ludwig, Landgraf zu Hessen ꝛc. ꝛc.

Liebe Getreue!

Bey Unserm beständig Landesväterlichem Augenmerk auf das Wohl und die Verbesserung des Nahrungsstandes Unserer Unterthanen und besonders des dahin vorzüglich zu rechnenden Feldbaues haben Wir unter anderm auch wahrgenommen, daß so wohl von Unsern eigenen Unterthanen zuweilen ein Theil ihres eingeerndeten Strohes ausser Land verkauft, als auch von einig auswärtigen Zehendherren das im Land erhobene Zehendstroh aus demselben weggebracht und verführt, hierdurch aber nicht nur Mangel und Theurung desselben im Land verursacht worden, sondern auch noch weiter die vor den Landmann und Zehendherrn so nachtheilige Folge entstanden, daß viele Aecker wegen Abgang des nöthigen Dungs theils völlig unbenutzt liegen geblieben, theils aber entweder ganz unbedüngt, oder doch nicht mit gehörig hinreichender Düngung gebaut, mithin der hieraus sonst zu hoffen gewesene Nutzen nicht davon gezogen werden können.

Nachdem Wir nun diese so allgemein schädliche Strohausfuhr fernerhin zu gestatten schlechterdings nicht, und um so weniger gemeynt sind, als ernes theils die Billigkeit schon von selbst erfordert, daß das im Land erzogene

noch mehr: der Abfall einerley Gattung Thiere wird selbsten verschieden; ohnfehlbar muß das Thier, so viel öligtes und viel Salz genieset, vieles davon im Mist wieder weggeben, und das,

Stroh nicht zum Vortheil fremden Guts auswärts benutzt, und dardurch dem Land selbst, worinnen es doch gewachsen, die eigene Bedürfnis an der so nöthigen Düng- und Besserung entzogen, sondern vielmehr solches zu diesem Behuf im Land wieder verwendet werde; andertheils aber Wir Selbst Unser eigenes entbehrliches Herrschaftliches Zehendstroh in dieser Absicht nicht ausser Lands in einem höhern Preiß verkaufen, sondern wieder an Unsere Unterthanen in billigem Anschlag abgeben lassen, und Wir dahero gnädigst zu verordnen für nöthig gefunden, daß künftighin weder von Unseren Unterthanen, noch auch von auswärtigen Zehendherren von dergleichen im Land gewachsenen Stroh oder gar schon zubereiteten Dung das mindeste auswärts verkauft, oder unter irgend einem Vorwand exportirt, und die Uebertreter jedesmal mit einer Strafe von zehen Reichsthaler und Bezahlung des Werths des ausserhalb Landes verkauft- oder verführten Geströhes und Dungs beleget werden sollen. So befehlen Wir hiemit gnädigst, daß Ihr diese Unsere sowohl zum Besten Unserer Unterthanen, als auch zum eigenen offenbaren Vortheil dem Zehendherrn gereichende Verordnung zu jedermanns Wissenschaft alsbalden behörig bekannt machet und Euch nicht nur selbsten geziemend darnach achtet, sondern auch genau darauf sehet, daß solcher allenthalben gebührend nachgelebet, sodann die Uebertreter in jedem

das, so weniges erhält, läßt nur weniges abfallen; da nun aber das Oel und das Salz das Gute und Wesentliche des dungreichen Mistes ausmachet; so folget, daß ein Unterschied des Mists an Güte ein leerer Einfall nicht seyn könne. Der gute ölreiche Dung dungt weit besser, als der nicht so ölreiche und schlechte, folglich erträgt von jenem Acker und Wiese mehr, als von diesem.

Ein, jenem oben genannten liederlichen Haushalter ähnlicher Mann, der die schlechtesten Fütterungssorten mit seinem Vieh verfüttert, und die besten und fettesten verkaufet, wie kan der von je einem Theil seiner Wirthschaft den bey anderer besserer Behandlung möglichen Gewinn einziehen, in der Folge lang und anhaltend einziehen?

Setze man nun hier zu diesen zwoen Wahrheiten das endlich noch bey, daß das Vieh, so gemästet werden soll, von schlechter Fütterung ohne Kraft: Oel und Salz, nicht fett wird;

dem Contraventionsfall mit vorbemeldter Strafe belegt und solche behörig verrechnet werde. Versehen's Uns und seynd Euch mit Gnaden wohlgewogen. Darmstadt den 7ten Januar 1777.

Ludwig,

Landgraf zu Hessen.

daß dazu fette lange Fütterung und dann Körner erfordert werden, und wisse nur so viel, daß man das dürre, magere Vieh mit dem schlechtesten Heu, mit Stroh und elendem Gras groß ziehet, und dabey dürr und mager verkaufet; so muß man nicht nur zugeben, daß der, der also verfährt, ein sehr schlechter Wirth ist, sondern auch von Aeckern und Wiesen, wenn er auch von seinem Vieh selbst mehr gewönne, als ein anderer aus dem gemästeten, zuletzt gar weniges oder gar nichts mehr einziehet, und folglich der Grundregel: suche aus allen den Theilen deiner Wirthschaft den möglichsten Vortheil zu ziehen! — zuwider verfahre, und daß der Wirth, welcher sein Vieh mästet und dann erst verkauft, wenn er auch aus solchem nicht so gar viel Erlöß hätte, aber durch den Mist seine Güter in den Stand des besten Ertrags setzte, und dabey stets erhielte, weit klüger handelte, als jener.

Der zweite Grund: der Mann, welcher sein Vieh mästet, mästet es nicht, wenn er einsichtig handelt, wie erzwungen, in ganz kurzer Zeit: in drey, in vier Wochen, er mästet es nach und nach, dazu ist er wenigerer Körner benöthigt, das Fleisch setzt sich von der langen Fütterung allgemach an, der Ochs hat stets gute Kräfte, und kan immer dabey, daß er fetter wird, geführt, und bei'm Feldbau genutzt werden; welch' ein Vortheil vor den Bauern, der stets mit starkem, leibigtem, munterm Vieh arbeitet? —

und

und gesetzt auch, die Mastung trägt bey einer Fleischtheure, da das Mastvieh sehr gesucht wird, und die Handelschaft stark gehet, und er also vor gut ansiehet, mehr auf die Mastung zu sinnen, schneller zu mästen, öfters verkaufen zu können; so wird er doch den Vortheil dabey haben, mit seinen Mastochsen, starkem, munterm Vieh, abwechslend unter solchen seine Felder bestellen zu können. — Wo die Mastung nicht eingeführt ist oder besorgt wird, da wird der Ochs gemeiniglich so kümmerlich gefüttert, daß er kaum im Stand ist, seine Haut zu tragen, vielweniger schwere Arbeiten fertig zu thun; da ist also die Arbeit mit ihm Plage vor den Bauern, unerträgliche Last vor ihn selbsten, und immer unvollkommene Sache, aus der weniger Ertrag kommt.

Der dritte Grund: der Landmann, welcher sein Vieh mager, ungemästet verkauft, zieht zwar den Gewinn ein, der etwa von magerem Vieh, so er erzogen hat, abfällt; — er hat aber keinen von der noch dabey möglichen Mastung; der aber, welcher es mästet, hat beeden abfallenden Gewinn: den vom Wuchs und den von der Mastung, zugleich; nur nach diesem gerechnet, ist der allemal der beste Haushalter, der keinen möglichen Gewinn zurückläßt, sondern jedweden und sie allesamt mitnimmt. — Ein guter Haushalter erkaufet und bezahlet auch dasjenige schon hoch, in welches er was füttern, es mästen, und es zum Gewinn geschickt machen kan;

kan; er sagt: ich bezahle das Leben, nicht das Fleisch, welches der Zahlung bey weitem nicht werth ist. —

Der vierte Grund: der Gewinn aus dem Vieh, so man ungemästet verkauft, ist gar wenig ansehnlich, er läßt sich wenigstens mit dem, so man aus dem gemästeten nimmt, gar nicht vergleichen. Vieh, welches ungemästet verkauft wird, wird gemeiniglich im dritten, höchstens im vierten Jahr seines Alters verkauft; unstrittig ist es, daß sein Preiß da immer noch gering ist, und wenn man berechnet, was es an Pflege und Fütterung kostete, wenn man auch seinen Dung mit anschlägt; so hat man von ihm an Ueberloß wenig oder nichts. Das Kuhrind gibt inner dieser Zeit noch keine, oder sehr wenige Milch; das männliche Rind ist bisher, ohne zur Arbeit gebraucht worden zu seyn, oder kaum erst dazu angewöhnt, müßig ohne Verdienst im Stall gestanden. Erlöse man nun auch aus einem zweyjährigen Rind, welches dürr verkauft wird, 17. 18. 20 Gulden, was hat man, die Fütterung abgezogen, gewonnen, oder die Fütterung auf vier Jahre berechnet, bei'm Preiß von 30, 40 Gulden übrig erhalten?

Man bilde sich aber zween Ochsen von 5 Jahren, da sie ein Jahr noch arbeiteten, ziemlich vieles über ihre Fütterung Jahrs ein im Feldbau verdient haben, um etwa 100 oder 120 Gulden mager Werth haben, jetzt in die Mastung

stung gestellt, etwa 6. 7 Wochen Winters durch ruhen, und an Haberschrot oder Wickenmeel ein Malter, höchstens zwey oder drey Malter fressen, und dann gar wohl um 18 bis 20 Carolinen verkauft werden, wie groß ist nicht der Gewinn alsdann?

Wer das Vieh verstehet, der wird es wohl einsehen, daß ich in beeden Fällen richtig und billig angesetzt und gerechnet haben werde; gestehe ich es nur! Ich besprach Bauern und Fleischhauer, die Jahres durch viele Ochsen und Rinder mästen, verkaufen, einkaufen, und aus unserm Land dem Hundert nach überall hin, bis nach Paris wegtreiben, und die hiessen mich so nur keck hin zu rechnen und zu schreiben.

Der fünfte Grund: Es gibt Zeiten, in welchen alle und jede Fruchtsorten, oder auch nur die oder jene in einem sehr niedrigen Preiß stehen, und so verkauft kaum das Interesse des Werths des Ackers oder dessen Ankaufgeldes, gar nicht die Mühe und Kosten, die auf ihn verwendet wurden, bezahlen; da im Gegentheil das Fleisch, Unschlicht und die Haut des Viehes einen ganz hohen Preiß haben; wie sollte man leugnen wollen, daß da die Viehmastung recht vorzüglich gut sey, und der Bauer bey der Mastung mehr gewinne, als wenn er sein Vieh mager seyn lässet und seine Körner verkaufet? Noch mehr! Es kan kommen, daß Getraide und Fleisch an einem Ort, in einem Land

gleiche Wohlfeile haben, daß aber beede, oder nur das Fleisch, in einem entfernten Land sehr theuer ist, wie viel leichter ist da der Transport des fetten Viehes dorthin, als der des Getraides? Wie wohl wird man da nicht thun, sein dürres Vieh zu mästen, es nicht dürr zu verkaufen, und so auch sein Getraide in ihm zu vertreiben oder zu verkaufen?

Ich will diese meine Gründe durch andere mehrere nicht anhäufen, denn ich sehe mich durch sie schon so überzeugt, daß es besser sey, ein Land mäste und verkaufe sein Vieh also, als daß es dasselbe mager und ungemästet an andere, die es erst mästen, absetze; ja, es deucht mich, daß die, welche ihnen nachdenken, durch ihr Gewicht schon so gelenkt sind, daß mehrere Gründe ganz und gar unnütze seyn müssen.

Besser werde ich thun, wenn ich ihre Einwendungen oder Bedenklichkeiten anhöre, aufnehme, und sie hierauf nach meinen bessern Einsichten zurecht weise; Ich will es da thun!

Einige sagen so: ganz gültiger Ausspruch! man gewinnt in allen Aussichten durch den Verkauf selbst gemästeten Viehes mehr, als durch den Absatz des magern, und die Länder, welche ihr Vieh mästen können, thun besser, ihr Vieh zu mästen, als es unausgemästet zu verkaufen; allein, man kan es eben nicht in allen Ländern mästen; man hat die Fütterung dazu nicht; das Land ist zu leicht, nicht fett genug, mager,

Sand

Sand, und so ist auch das Futter, welches die Mastung schlechtweg versaget. —

Diese Einwendung gehet meinen Satz eigentlich nicht an; ich hätte genug, wenn man mir beifiele und überliesse, ohne zu fehlen, jedem die Sorge, alles so zu ordnen, daß er des Vortheils aus der Mastung mögte geniesen können; ich will mich aber gleichwohl damit der gesuchten Antwort nicht entziehen!

Ich gestehe es zu, daß ein Land vor dem andern Kraft seiner Natur ein Geschicke zur Mastung besitze; allein zu zu gestehen, daß eines ausser Stand sey, die Viehmästung mit Vortheil unternehmen zu können, bin ich nicht Willens. Unser Amt hat von Natur meistens mageres, leichtes, weisses Feld; auf dem, wie auf dem Sand, wächst allzeit leichtes, mageres Gras; ich habe es aus eigener Erfahrung, daß das Gras auf schwerem, schwarzem, sonderlich Gipsboden gewachsen, jenes an Güte bey weitem übertrift, daß das Vieh davon ohne Körner oder Schrot von solchem in kurzer Zeit vollkommen fett wird, dem ohnerachtet wird die Viehmastung wohl nirgends stärker, als bey uns getrieben. Wie wird dieß möglich? — Dadurch, daß unsre Bauern zu ihrer schlechten langen Fütterung Körner: Haber, sonderlich Wicken, in der Wohlfeile des Getraides, Dinkel und Roggen beisetzen; und da jetzt der Kleebau auch noch hinzu kömmt, und sie den Klee sehr stark begipsen, der ihm eine besondere Fettigkeit

und

und Schwere gibt; wie kan es ihnen nun jemals wieder fehlen? — Denke ich mir ein Land, so lauter Flugsand ist, wo aber weit feinere und meelreichere Körner wachsen, als auf dem fettesten Land, und man thäte den Wicken, Saubohnen, Kleebau noch hinzu, und, welches vorzüglich zu merken ist, man bestreuete diese Gewächse mit Gips; so würde, wie ich es aus der bestätigten Erfahrung habe, und das über alles mein eigenes jemaliges Vermuthen nun ganz gewiß weiß, die Sandländer so behandelt und begipset, die treflichsten Ernden geben, und man würde die Ausrede, daß man in schlechtem Sand oder andern schlechten Gegenden nicht mästen könnte, bald auf allezeit vollkommen weglegen.

Die Ursache des Nichtmästens liegt da, wo nicht gemästet wird, nicht in der Natur des Landes, sondern in ganz andern Dingen; nenne ich sie hier!

Die Länder, wo ich keine Mastung antreffe, mästen öfters nicht deßwegen, weil in ihnen noch niemalen von jeher gemästet wurde: bey keinem Volk haften Gewohnheiten so fest, und so lang, als bey den Bauern; was der Vater nicht thut, thut auch der Sohn nicht, der Enkel, der Urenkel nicht; —

In diesen Ländern sind die Feldgüter aufs schlechteste ab- und eingetheilt: alles gute Feld ist Acker, nur die Sümpfe sind Wiesen;

In diesen Ländern ist der Bauer faul: er jagt sein Vieh auf grosse Waiden, striegelt, reiniget, salzet es nicht, schneidet nicht Stroh: Herr Gott! wie straubig, wie voll Staub, wie lausig, wie voll Koth und wie elend sehen nicht beinahem alle die Ochsen her, welche unsre Bauern aus andern Gegenden in unser Land beständig hin zum Mästen einkaufen! — Wie ist es möglich, daß bey solcher Faulheit irgend ein Stück fett wird, bei'm besten Futter fett wird?

In diesen Ländern werden bei'm Abgang des natürlichen Wiesenfutters keine künstliche Futterkräuter erbauet, kein Klee gesäet, keine Saubohnen, keine Wicken, die besten Körner zur Fütterung und Mastung erbauet;

In diesen Ländern verkauft man das Heu, das Stroh, die Körner, zuletzt noch den Mist, daß man die Felder mager lassen muß; wie kan da je und je eine Mastung gelingen oder fortkommen?

Eine andere Einwendung: bey dem vielen Fuhrwesen kan man die Ochsen nicht schonen, wer will denn da mästen? —

Gewiß! wo des Fahrens zu viel ist, da ist des Mästens nothwendig sehr wenig oder gar nichts; allein warum fährt man auch so viel? Frohne! — Ach! der verwünschten Frohnen! Pest aller Wohlfart der Länder! da müssen Herrschaften rathen; ich nicht! — das wahre Glück unsrer Bauern, die sich von allen und jeden Frohnen loskauften; denen dieß die väterlichste Güte ihrer Fürsten bewilligte!

Aber auch viele Bauern treiben freiwillig so schädliches Fuhrwerk, sonderlich die nahe an Städten, welche allerhand beständig dahin ein- und ausführen, und glauben, grosse Gewinne zu machen, wenn sie heute, morgen, übermorgen, u. s. f. etwas Lohn oder Gewinn einnehmen, — und wieder die Helfte und noch mehr davon darinnen versaufen, ihr Vieh ruiniren, die Mastung verabsäumen, und so ihre Felder mit gutem Dung nie genug nähren, endlich sich in die schlechtesten Wirthe und Lumpen verkehren. Da muß die Landespolicey wachen. —

Ich könnte immer noch mehreres sagen; allein, wem dieß nicht schon genug ist, dem sage ich auch mit mehrerem zu wenig; ich breche ab und sage noch dieses:

Diese Mißbräuche muß man abschaffen, andere gute Gebräuche muß man einführen, dann führt sich die Mastung, die vor den Feldbau so vortheilhafte Mastung vor sich ein; ich schliesse damit:

Und sollte auch die Mastung vor sich gar nichts abwerfen; wo es vor sich nützlicher wäre, das Vieh mager zu verkaufen; so müßte doch in einem Land, welches kultivirt, nach Möglichkeit kultivirt werden sollte, dennoch dieselbe in Gang gebracht werden, damit im Mist das Oel und die Salze, welches das Feld abgab, nach Möglichkeit auf solches zum weitern besten Ertrag zurückkommen! —

LX.

Warum die meisten Kinder der Landleute ihren Eltern so sehr grob und hart begegnen, und wie diesem sündlichen und dem gemeinen Wesen selbst schädlichen Verfahren abzuhelfen seyn mögte.

Wer unter den Landleuten wohnet, sich unter ihnen nur etwas umsiehet und aufmerket, der wird da unter den Kindern eben den Unterschied in Ansehung des Bezeigens gegen ihre Eltern wahrnehmen, der auch in den Städten unter ihnen am Tag lieget: Sind einige, die ihre Pflichten gegen ihre Eltern beobachten; so sind wieder viele andere, die es nicht thun und sie auf das gröbste alltäglich übertretten; meine Sache, da ich in keiner Stadt wohne, sondern mein ganzes Leben auf dem Lande zugebracht habe, und hier noch mein Amt führe, war es nicht, auf die Sitten der Stadtleute zu sehen, diese haben ihre eigene Führer; es war aber meine Pflicht, auf den Wandel meiner Landleute zu spüren, um ihre Abwege zu forschen, ihnen vorzulaufen, sie aufzuhalten, umzuwenden, sie auf bessere Wege zu weisen, ihnen zu ihrem Glück drauf fortzuhelfen.

Bey vielen hat es mir geglückt: die Bosheiten der Kinder, die meistens im Finstern getrieben werden, mit ihren Ursachen und Absichten, auch mit ihren Unterstützungen zu entdecken: bey vielen versagten auch alle meine Bemühungen; jener habe ich manche umgewandt, an diesen aber und an vielen von jenen

wurden alle meine Ermahnungen, Arbeiten und Bemühungen zu schanden; ich wunderte darüber da nicht, wo ich so unglücklich war, daß ich die Ursachen und Absichten samt den Wirkungen der Grobheit zu entdecken nicht vermogte, wenn meine Bemühungen wider dieselbe versagten; aber das war mir unbegreifliche Sache, wenn sie sich da noch verfehlten, wo ich Absicht und Ursache zugleich aufdeckte, angrif und widerlegte, wenn sie doch noch ganz unwirksam blieben. Der Gedanke: diese Unglückselige verderben, und du bleibst doch schuldig, dein Aug über sie offen zu halten! — machte mich tausendmal unruhig — Ich that, was ich konnte — und thue es auch hier — wenn ich dem Publikum sage: wie weit ich dabey kam — wie ich dazu kam — und was ich noch zurück zu seyn glaube und herwünsche. —

Gar oft sah ich bald diesen, bald jenen alten abgelebten Vater; diese, bald eine andere betagte, zum Grabe gebückte Mutter ganz abgeändert, von der vorigen Frölichkeit ihres Ganzen hinabgestimmt bis zu dem schwärzesten Trauren, und eben so am Leibe abgezehrt, matt, bis zum Grab verfallen; ich hörte, wenn ich nahe an ihren Kammern, an den Hecken ihrer Gärten, an einem dichten Getraidacker ungesehen vorbeischlich, ihr stilles, doch der Einsamkeit und dem Himmel lautes Aechzen und Seufzen; solcher Erscheinungen hatte ich nur gar zu viele, und wenn ich solche Alte gleich

jetzt,

jetzt, da ich sie mitten im Ausbruch ihres Herzensgrams antraf, um die Ursache ihres Aechzens, ihres niedergeschlagenen, nicht mehr so frölichen Aussehens befragte; so schwiegen sie doch entweder still, leiteten es von weiten Gedanken oder von dem Alter und dessen natürlichen Folgen als nothwendig so ab; — Es glückte mir aber dennoch auch mehrmalen, daß ich bald einen Vater, bald eine Mutter hie und da antraf; — in ihrem Haus? — Nein! — fern draussen auf dem Feld — bey der Arbeit — bey der Hütung des Viehes — im Wald, wo sie Dorne aufsuchten und abhieben, davon Büschel banden, faules Holz auflasen, sich an solchem zu wärmen, oder im Taglohn anderer ihrer Mitunterthanen standen, um Brod zu erhalten, — wo auf sie das Aug des bösen Gewissens eines sie mißhandelnden Kindes nicht hinsah, nicht mißtrauisch und argwöhnend fragte — und was das! mit dem Prediger wider mich sprechen? — die mir, was sie zu sagen kaum wagen konnten oder durften, da vorweinten. —

Ihr achtzigjähriger Vater! wie euch so spat, in der Nässe und Kälte, bei'm Vieh auf der Waide sehen! — gibt's sonst niemand als euch schwachen, alten Mann dazu zu bestellen? — Meine Frage an einen alten Bauern, der vor kurzem noch für reich gehalten wurde, einen schönen Hof hatte, und von jedwedem als ein ganz guter Biedermann gehalten und geehrt wurde.

Seine Antwort: — Muß ich eben doch auch im Alter erst erfahren, daß man sich auf seine eigene Kinder, wenn sie einem noch so viel versprechen, gar nicht verlassen darf; bin ich doch lieber da bey meinem Vieh, als zu Hause bey meinen Leuten, wo es den ganzen Tag hagelt und donnert — und wenn ich wehre, mich mein ungerathener Sohn gern in den Hals schlägt; kan er nur denken, ich gab ihm mein Gut, jetzt ist es etwan zwölf Jahre, er hat mir keinen Heller bezahlt, gibt mir keinen Ausgeding; wenn ich eine Suppe den ganzen Tag habe; so habe ich genug, und nun hat er doch alles verlumpt, und die Schuldner wollen seinen Hof; ich werde noch fortziehen, daß ich nur Ruhe zum Sterben erhalte; o! alles darf ich doch auch nicht sagen, er ist mein Kind, so ich doch wohl nicht ganz zu schanden machen mag; schneide ich mir die Nase ab; so schänd ich mein eigen Angesicht, heißts! — —

Eine alte Mutter, gebuckt auf ihren Stock, sich noch nicht vor vielen Wochen auf dem Eis lahm gefallen, kroch im Wald unter Frost und Schnee, und da, als sie mich sah, schlich sie sich unter den beschneiten Sträuchern weg; ich schlich ihr aber eben so nach, und fand sie mit Schnee bestäubt, als sie eben keuchend ihr zusammengebracktes, faules Holz unter den Arm nahm; schäme ich mich eben sehr, sagte sie, als ich sie ansprach: Warum sie so vor mir hinwegschleiche? Hab ich ja mein Lebtag an so was nicht

gedacht,

gedacht, daß ich im Alter erst Holz lesen würde, wenn ich mir eine warme Suppe kochen und essen wollte; hat's eben mein Mann gar sehr versehen, er ließ nur in seinen Brief einschreiben: daß uns unser Tochtermann kalt und warm geben sollte; das versteht er jetzt von seiner Stube, und sagt, das bedeute nicht den Herd in der Küche, wo ich von meinem Holz kochen müßte; wir bekommen aber kein Ziel von unserm Hof, Holz damit kaufen zu können; so muß ich mir eben das Holz zu meinen Suppen jetzt auflesen, so gut als ich kan; Sagen und klagen darf ich weiter nichts, wenn ich nicht ausgehadert seyn will, ich darfs nur den Wänden klagen, wie hart es mir und meinem Mann gehet, und meine Tochter hilft auch noch dazu, macht auch mit, oder mein Tochtermann plagt sie, wie uns. Aber, gute Mutter! sagte ich hierauf, warum verschweigt ihr das alles, ihr klagt weder bei'm Amt, noch bey mir! — — Hat er's ja doch gehört, antwortete sie wieder, daß ich nicht klagen darf, sonst wird es noch ärger, als es ist; — Ich bemerkte mir alles, und dachte meinem Amt damit, daß ich diesen Böswicht zu einem christlichen Betragen heimlich ermahnte, ein Genüge zu leisten —; ich thats; allein ich erfuhr es nur zu bald, daß die alte Mutter ganz recht hatte, der Böswicht lehnte sich nicht nur wider meine Ermahnungen auf, sondern trieb seine Bosheiten noch weiter, als zuvor, — so weit, daß, wie ich nachher, da er unter meiner Bearbeitung nun nicht mehr

stunde, erfuhr, auch die Verfügung der Obrigkeit zu schwach war, ihm seine Vergehungen zu widerlegen, die Ausbrüche seiner Bosheiten zu hemmen; er verfiel von einem Laster aufs andere, von einer Strafe in die andere, und das Ende des Jammers dieser Alten war auch das Ende seines ganzen Vermögens; so verschuldet auf allen Seiten bey Gott und den Menschen fiel er in den Ganth, der ihn aus dem Land zuletzt noch am Bettelstab hinaustrieb. —

Ich, sagte ein grauer, etliche siebenzig Jahre alter Vater, den ich als Taglöhner arbeitend bemerkte, und darüber besprach, zu mir: ich muß nun graben, soll ich anderst nicht betteln, mich und mein Weib in unserm hohen Alter zu erhalten; hätte es freilich selbst nicht so geglaubt; ich war nie ein Faullenzer, kein Verschwender, ich habe meinen acht Kindern was ehrliches erworben, und sie nach Stand und Würden, wie alle meine Nachbarsleute wissen und sagen werden, wohl ausgesteuert, meinem Sohn auf'm Hof gab ich mein Gut, und da ihm ein Unglück begegnete, sodann auch mein Geld; ich entlehnte etwas und gab's ihm; ich dingte mir zwar meinen Ausgeding vom Gut wohl aus, doch aß ich immer mit meinem Sohn an seinem Tisch, weil er mir viel Gutes gönnte und that; durch sein Unglück aber kam er so herab, daß er krank ward und starb; jetzt hieß's, zahl du deine Schuld, und meine Söhnerin wußte nicht, was und wieviel ich meinem Sohn gab; ich

mußte

mußte also zahlen und kriege nichts wieder; vergeben habe ich mich an meine Kinder zu sehr, und jetzt ist zu erben nichts übrig, denn ich mußte meinen Ausgeding auf vier Jahre hergeben, meine vor meinen Sohn gemachte Schulden zu bezahlen; — ich hab nichts mehr zu essen, jetzt versteht mich der Herr! — Nein, sagte ich, ich verstehe es noch nicht, warum ihr Alter so schwer, euch und euer Weib zu ernähren, arbeitet und mühet; habt ihr denn sonst keine Kinder, bey denen ihr seyn könnet, da esset und wohl lebet? — Ja wohl, war die Antwort, noch sieben und alle bey guten Mitteln; aber ich will's dem Herrn sagen, wie's da jetzt steht und laut't: wie ich meinem Sohn selig meinen Hof gab, so war's den andern nicht recht, der Hof war zu wohlfeil, wie ich ihn meinem Sohn hingab; sie wollten, er sollte ihn so theuer, als ein Fremder selbst annehmen; das wollte ich aber auch nicht, weil er mein Kind war, und die andern auch schon viel Geld von mir hinweg hatten, und sie also zufrieden seyn konnten; ich gab ihn ihm also so weg, da war Feuer, keins gieng auf d' Hochzeit und trutzten alle lang, wie's nun endlich gar r'aus kam, daß ich ihm auch noch Geld dazu gab; so geht kein's mehr zu mir, sieht sich auch kein's mehr nach mir und meiner Frau um, kein's redet mehr mit uns, es rathet uns keines und geht uns keines über den Weg; nicht einmal ihre Kinder lassen sie zu uns, ob sie gleich bis auf ein's alle im Dorf an mein'm Haus drückt's

d'ran sind. Meine Söhnerin hat wieder einen andern Mann, dem ich in der Stube zu viel bin, ich muß froh seyn, wenn ich auf d' Ofenbank darf, und er mich nicht gar noch hinaus wirft. So geht's den alten Leuten! drum sagt man: ein Vater ernährt zehn Kinder und zehn Kinder ernähren nicht einen Vater; — wahres Sprüchwort, aber Schande! sagte ich, daß eure undankbare Kinder darnach thun. — Aber, still Herr! laß er's gehn! ich mag keinen Lermen haben; sie fluchen so überall auf mich, und heissen mich einen Rabenvater in's Gesicht; weil sie nichts mehr erben dörfen, sagen sie; laß er's gehen, es wird nimmer lang mit uns mehr währen, ich mag mich nicht so alles heissen lassen! — —

Wenn es viel ist, — so weit lassen sich Eltern über dem mit ihnen von ihren Kindern getriebenen Unfug heraus — so weit etwa gegen einen Vertrauten, noch so weit gegen ihren Prediger, wo er sie darüber zu Rede setzet, sonst auch nicht; — gegen einen Beamten schweigen sie ganz, gestehen nichts, leugnen, verringern das Vergehen, bitten selbst vor, wo was allenfalls laut wird, zahlen die Strafe; das thun sie, und sie müssen es thun, wollen sie sich nicht grösseren Mißhandlungen mehr und mehr aussetzen.

Ich weiß solcher Vorgänge sehr viele, und allen denen, die dieß lesen, fallen gewiß eben

so

so viele bey; wenn ich nun auf die eben erzehlte drey Geschichte, welche keine Fiktionen, sondern Thatsachen sind, zurückdenke; so seh ich jene Anmerkungen vollkommen bestättiget; so, wie sich diese gramvolle Eltern nur im mindesten wider die ausgelassensten Grobheiten ihrer Kinder hie und da bis zum geringsten Theil herausliessen; so nahm das Schmähen, so nahmen auch alle Gattungen der gröbsten Ungezogenheiten zu: nicht nur, daß sie Wochen- und Monateweis kein Wort mit ihnen sprachen, sich auch bey Altersschwachheiten und Krankheiten nicht mehr nach ihnen umsahen, ihnen alle kindliche Schuldigkeiten entzogen, sondern ihnen noch überdieß alles Böses und den frühesten Tod überall laut anwünschten, ja alles dazu beitrugen; man hörte, daß sie, wie sie den Mund wider sie aufthaten, auch die Hand gegen sie aufhuben; wie sie lieber dem Hund ein Stück Fleisch gaben, als ihren Eltern ein hartes Brod vorwarfen; wer in die Geheimnisse, die sich zwischen Eltern und Kindern eräugnen, hineinsiehet, der muß sich entsetzen, schwindeln und zurückfallen; denn es sind Geheimnisse schwärzester Bosheit, welche die Kinder begehen und die die Eltern verschweigen, selten bekannt, weniger gerügt werden, und so im Finstern, wie die Pest hinschleichen, alles Gute ersticken, das Böse auf Kindeskind fortpflanzen, und diese einzeln im Staat, endlich das Ganze des Staates vergiften, alle Wohlfart desselben angreifen, gänzlich zu Grund richten; und wie? —

Wenn

Wenn man so blödsinnig nicht seyn will, daß man Gottes Aufsicht und höchste Regierung über die Welt wegspricht, also dieselbe bejahet und annimmt und glaubet, daß solche grobe und undankbare Vergehungen der Kinder gegen ihre Eltern wider die ausdrückliche Verbotte, die Heiligkeit Gottes, die Naturrechte anstossen, daß Gott Macht und Gewalt genug habe, solche zu strafen und zu rächen; so wird man wohl auch nicht verneinen, daß Er nach seiner Gerechtigkeit hiebey strafendwirksam verfahre; Es ist unnöthig, sich auf unmittelbare Strafgerichte zu berufen, oder sie vor nothwendig zu erklären; die Weisheit des Höchsten hat alles in den Naturlauf und in alle Begebenheiten der Welt schon so eingewebt und verflochten, schon von jeher ausgesprochene Urtheile zum Vollzug der Natur so übertragen, daß aus diesen schwarzen Thaten strafende und rächende Ungeheuer herfürspringen, die solche böse Buben verschlingen.

Wenn dieses aus der Natur böser Handlungen, zu denen auch der Naturmensch schon die groben Vergehungen der Kinder gegen die Eltern zehlet, nicht zu folgern seyn würde; so würden es die Erfahrungen schon aus sich erweisen und darthun. Man siehet das Unglück zuletzt allemal über Kinder von dieser leichtfertigen Art ausbrechen, ihr Vermögen abnehmen und sich selbst zuletzt in die tiefste Armuth oder andere jammervolle Umstände gerathen; im Gegentheil folgsame, ihre Eltern ehrende Kinder

zu immer höhern Stufen der Wohlfart hinaufsteigen; man bedarf hier weder Absolome, noch Josephe aus der alten Geschichte zu nennen, man hat deren nur allzuviel in der neuen und alltäglichen vor Augen, sich durch sie die benöthigten Beweise zu geben. Und was ist natürlicherer Erfolg, als so ein Erfolg eines den Eltern ungehorsamen Kindes? Grobheit und Ungehorsam sind immer in ihm gepaart; hierauf nun dieß: Wir werden doch nicht also weise gebohren, daß wir den Unterricht auf unsre Wohlfart zu entbehren vermögen, und wachsen auch vor uns selbst nicht so klug auf, daß wir bey unserer eigenen Bemühung, weise zu werden, keiner fremden Anweisung bedürfen, und der Schule von der getreuesten Leitung unserer Eltern ohne Schaden entlaufen. Wenn dieß nun so ist, wie wird dann das Kind, so die Führung, Leitung und den Unterricht seiner Eltern ungehorsam, grob, undankbar hinwegstößt, je zu der Einsicht und Klugheit gelangen, welche man doch, wenn man in der Welt glücklich durchzukommen gedenket, so ganz nothwendig bedarf? Die einmal angenommene Grobheit der Kinder machet sie also unfähig, jemals gute Anweisung von ihren Eltern zu empfangen und anzunehmen; jene weiset diese allezeit ab; aber eben daher kommts, daß sie darüber, bis sie durch eigene Versuche selbst klug werden, wo sie auch jemals so klug werden, verarmen, in tausendfaches Unglück gerathen und umkommen; So grob genug forderte das verlohrne Kind die

Theilung der Güter bey Vaters Leben, entriß sich der elterlichen Zucht; es vor sich besser, als ihm der Vater sagen konnte, auf sein Bestes zu verwenden, hielt er sich selbst aus sich weise genug; so aber gerieth er bald in ein Prassen, von diesem in Armuth und Hunger unter den Schweinen, da suchte er Träber, sich zu sättigen, die ihm jederman abschlug, und rechtfertigte durch seine Geschichte die Wahrheit: daß Kinder, die grob genug sind, durch Ungehorsam die Vaterszucht abzuweisen, eben so ins Elend versinken, wie sie durch Grobheit und Ungehorsam alles Glück von sich abweisen.

Sage man nur immerhin von Möglichkeiten: das, was man vom Vater nicht annehme und grob genug abweise, von andern annehmen, erlernen zu können oder erlernen zu wollen. Ist es erlaubt, Schlüsse der Vernunft auf die Handlungen der Menschen zu bauen, und ihr Entstehen nach solchen zu messen; so sind wohl solche Projekte verlohren; welches Kind die nähere Gelegenheiten zu lernen, die Unterweisungen zum Guten von der erprobtesten Treue der Eltern verwirft, wie wird sich das erst entschliessen, entferntere zu suchen und sich zweifelhafter Treue zur Leitung zu überlassen? — Ausnahmen mögen wohl gelten; — Manches Kind ändert seinen Sinn ab, und kehrt zu dem vorhin verschmähten Unterricht seiner Eltern selbst wieder zurück; was sind aber einzelne Fälle wider die Regel gegen die viele, die nach ihr erfolgen? —

Man

Man mag also ihre Eltern grobmißhandelnde Kinder ansehen, und sie gegen Gott oder die Natur halten, wie man nur will; so werden sie sich selbst allemal Unglück, und noch mehr! man halte sie auch gegen ihre übrige Mitmenschen alle; so fordern sie auch diese zur Feindschaft wider sie auf. Ein Mensch, der grob genug ist, seinem Ursprung zu fluchen; Vater und Mutter zu mißhandeln, wie? wird dann dieser seiner übrigen Mitmenschen schonen? — Gewiß nicht! — Aber was erwartet er von daher nach der Billigkeit und dem ausgegebenen Maas gemessen? Nichts sonst, als Abneigung, Verfolgung und den Wunsch wider sich: sey er vertilget! und den Effekt aus solchem: seine Ausrottung aus ihnen.

So mögten sich solche undankbare Böswichte immer selbsten bezahlen: das Unglück durch ihre Grobheiten selbsten sich aufladen; wenn es nur andere Unschuldige durch sie nicht auch auf allen Seiten erlitten! Ihre öfters ganz unschuldige Eltern, Unschuldige, mit denen sie etwa durch Heirathen verbunden werden, ihre Kinder, ganze Gemeinden, in die sie als Mitbürger eintretten, ihre Nachbaren, an deren Häusern sie wohnen, ihre Dienstboten, sodann ihre Lehrer, Amtleute, Obrigkeiten; der ganze Staat in allen seinen Aussichten, auf allen seinen Seiten leidet hierunter.

Von dem Harm, der sie ihren Eltern sind, hab' ich schon gesagt; wie sollte nun aber so

ein Mensch vor seinen Ehegatten besser zu denken im Stand seyn, oder ihn milder zu behandeln vermögen? Weib und Kinder müssen seine Grobheiten empfinden, und an allem dem Fluch, welcher ihn von Gott und Menschen druckt, zwingt er sie, Antheil zu nehmen; durch das Band der Natur werden sie hiezu verbunden; verführt er sie zu gleichgroben Behandlungen ihrer Mitmenschen; so wird der Grund ihres gemeinschaftlichen Unheils noch mächtiger, und ihr Unglück allgemeiner und grösser: sie setzen sich wider alle und alle setzen sich wider sie; sollten sie dabey nicht endlich erliegen? — Oder sie nehmen seine grobe Weise, ihre Mitmenschen zu mißhandeln, nicht an; so leben sie mit ihm, und er mit ihnen in einem beständigen Krieg. Nach der ungeschliffenen, bösen Laune dieses Menschens müssen seine Knechte und Mägde viel unerträgliches empfinden; wer wird ihm dienen? wer seine Felder bearbeiten? Man tritt aus dem Dienst und flieht so einen Dienst. Der Nachbar, der gute Nachbar, der mehr war als ein Bruder in der Ferne, fühlt allerhand grobe Ausfälle auf sich, dultet sie lange; weigert sich, solche länger zu dulten, wird in unnachbarliche, einheimische Kriege und Processe verflochten; hat an ihm in aller Noth keinen Beistand; den Feind aber, der bey seinem Unglück hinter der Wand steht, seiner spottet, auf mehr Unglück über ihn sinnet.

Lehrer, Amtleute, Obrigkeiten haben ihre tägliche Arbeiten unter solchen Unruhen in dem Bezirk ihrer Aemter, und wenn sie auch solcher groben Hudeleyen weniger ausgesetzt seyn mögen; so finden sie doch dabey, wo sie anderst ehrlich denken, nicht denken: im Trüben zu fischen, und ihre Ruhe und wahre Vortheile beherzigen, wirklichen Verdruß über dem im Ganzen nicht ausbleibendem Schaden.

Man denke sich einen Staat voll solcher grober Leute, die der Gesetze, der Sitten spotten, der Ehrbarkeit trotzen, Menschen beleidigen, Gottes Verheissungen und Drohungen des vierten Gebotes verlachen, nur stets auf das: andere in Koth zu treten, aussind, und darüber selbsten in's Verderben im Hauswesen, in der Landwirthschaft versinken; deren grobe Behandlungen mit verdoppelter Unbarmherzigkeit sich auch über ihr Vieh, welches ihnen dadurch vergehet, erstrecket, wie will dieser je aufblühen und in irgend einer Vollkommenheit aufsteigen? Werden ihn nicht Menschen von der Art, die sich nichts sagen liessen, niemal zu seinem Besten was erlernt haben, von allem Vorzüglichen beständig zurückdrucken? Der Durchgang, die Einkehr des Fremden wird in so einem Staat erschwert; wer wird da ein Gewerb treiben? mit einem Staat voll solcher Leute einen Verkehr haben? einen Handel treiben? — Die Sitten, die Höflichkeiten, Menschenfreundliche Aufnahme fehlen, was soll dann auch einladen? Die Grob-

heit stößt den, der schon vor der Thüre stehet, hinweg! — Was ist aber ein Staat, eine Gemeinde, welche die Fremdlinge fliehen? — Wenn er alle Produkte der Natur und der Kunst im Unzehlbaren besäse, und alle, die rundum um ihn wohneten, verschmähten aber der Einwohner Umgang; so wäre er nicht mehr, als der, der alles und doch nichts hätte? — Der Verkehr eines Landes mit anderen Ländern erhebet es erst zu der gesuchten vollkommensten Grösse.

Gibt man es zu, daß ein Staat, mit solchen Leuten voll angesetzt, ein solches Phänomenon seyn könne; so sagt man doch auch, daß er, als Hirngespinste, so nie zur Wirklichkeit komme, weniger lange bestehe, und sich bald und frühe wieder umarte! — Ich wünsche das letztere so selbst; allein ich kan mich nur von der Wahrheit des Gegentheils des einen und des andern überzeugen; ich sage meine Ursachen, warum?

Eine in einem Staat eingewurzelte Gewohnheit, so auch die in einer jeden Dorfsgemeinde, wurzelt so schwer, so langsam und so selten ganz wieder aus, als die bey einzelnen Menschen; wer hieran zweiflen wollte, der würde dem, was man bey allen Völkerschaften von jeher wahrnahm, und heute noch überall bemerken und am Tage liegen und sehen kan, widersprechen. Widerspricht man da nicht, und wer wird da der Wahrheit: was bey allen Thei-

len

len eines Ganzen gilt, das gilt auch vom Ganzen; so gesteht man auch ein, daß sich die Gewohnheiten, und alles von Eltern angenommene, an ihnen von Kindern beständig gesehenes von jenen auf diese vererbe: sey es, was es auch seyn kan; schon der Anblick und die Ueberzeugung aus dem Ansehen der Eltern bey Kindern, daß alles, was jene thun, wohlgethan und gerecht sey, und dann die Liebe ihrer erstern Jahre vor dieselbe kan sie hiezu vermögen. Setze man nun also, daß der Vater seinen Vater mißhandelt; so wird auch das Kind den seinen eben so behandeln. Es hält sich dazu gänzlich berechtigt; der Vorgang gibt ihm die Meinung so ein, und es scheut sich dabey nicht; es glaubet allerdings, daß es recht thue, und beinahe billiget mancher Vater eine solche That selbst, oder glaubt wenigstens, daß ihm so dem Recht nach wieder vergolten werde, wie er's verdient habe.

Eine schröckliche Geschichte, die mir erzehlt wird: —

Ein Müller, der seinem Sohn seine Mühle abgetretten hatte, wird von diesem lange auf mancherley Art und Weise mißhandelt, endlich bey den Haaren ergriffen, zu Boden geworfen und so aus der Stube bis an die Treppe geschleift; halt du! schrie er da, halt! bis hieher schleifte ich meinen Vater auch! —

So pflanzt sich das Böse vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel und Urenkel

enkel fort, und erhält sich unter den Landleuten so lange, als sich nur noch eine Sprosse von dem Geschlecht, so einmal was annahm, erhält: wo der Zank einmal in einem Hause das Bürgerrecht erhält, da dauert er auf viele Geschlechter fort: wo der Geiz einmal wurzelt, da wurzelt er so tief, daß seine Wurzel noch auf Ururenkel eingreift; das Unkraut erhält sich ohne Pflege und wächst ohne Anbau; wenn das Gute nur mit vieler Mühe angesäet, erhalten und fortgepflanzt wird. Das Körperliche und Moralische ist einander im Entstehen, im Wuchs und in der Dauer eben, ähnlich und gleich.

Und so, wie also Grobheiten der Geschlechter sich immerhin auf ihre Nachkommen vererben; so breiten sie sich auch mit ihnen unter andere immer mehr und mehr aus, und verschlingen endlich das, was Sitte hieß, und noch unter ihnen übrig war, nach und nach ganz; so wächst das Uebel in die Breite und in die Länge; so folgt auch seine Strafe von Geschlecht auf Geschlecht, dauert an und breitet sich aus.

Rede ich vielleicht lauter Chimären! — Ich bin von dem, was ich rede, als von Wahrheit durch so viele Erfahrungen überzeugt, daß ich es, wenn mir auch der Weise seine Bemerkungen: „des Vaters Segen bauet den Kindern „Häuser; aber der Mutter Fluch reisset sie wieder nieder," verschwiegen haben würde, als leidige Wirklichkeit alle Tage sehe, und jedwe-

dem,

dem, der nur Augen hat, vorzuzeigen im Stand bin, und mich auch darauf anheischig machen zu können vermag. Selten, gar selten kommt ein Kind, so seiner Eltern spottete, auf, und alle die, so zu Grunde gehen, haben gemeiniglich nichts so sehr, als die Zucht ihrer Väter und Mütter verachtet; ganze Familien haben so ihren frühen Untergang gefunden, und doch die, die dabey stehen und zusehen, wollen noch fragen: warum? — giengen sie doch nur auf die Tage zurück, da der Sohn, da die Tochter das graue Haar des Vaters, der Mutter verunehrte, und schmähte! — so hätte man Antwort und Ursache; man würde schweigen, laut seufzen, und jetzt, da Gott so lange, ohne zu strafen zusahe, wohl nicht mehr fragen: warum? —

Diese schändliche Ausbrüche der Grobheiten und undankbarsten Vergehungen gegen die Eltern fangen in der Kindheit der Kinder schon an, wachsen so mit ihnen auf, und kommen in ihren Mannjahren zu vollkommenster Stärke; auch der Knabe ist schon widerspenstig, lacht wider Ermahnung, Flüche und Strafen, und gibt sie endlich nach wenigen Jahren in verdoppelter Stärke und Grobheit den Eltern zurück; — Thun dieß einige nicht; so ist es nur List, ihre Eltern zu betäuben, ihr Vertrauen zu gewinnen, zum frühen Besitz ihrer Güter zu kommen; kommen sie dazu; so werden sie auf einmal mit so vieler Grobheit besessen, daß es scheinet, als sey die ganze Hölle in sie gefah-

ren, und nun dann ist der Vater dem Bös-wicht, dem Sohn, unterjocht.

Was brütet aber ein solches Ungeheuer aus? — Daß man es wüßte, um es in seiner Brut schon zu ersticken! — Gerechter Wunsch! auf dessen Erfüllung ich mich auch in dem Rest dieser Abhandlung bemühe.

Da die Grobheiten in den Kindern jung schon werden; so muß man in dieser Kindheit sie zeugende Ursachen schon vorfinden, und man findet sie auch so bald vor, so bald, als man sich unter die Landleute und ihre Kinder einmenget, Acht hat, wie jene diese behandeln. —

Alle Eltern lieben ihre Kinder; Ich kan mich ohnmöglich überreden, daß die Liebe da versage, oder bey einer Art Menschen grösser oder geringer seyn könne, als bey der andern; findet man Väter oder Mütter, die ihrer Liebe vergessen zu haben scheinen; so sind es nur solche, welche durch eine mächtigere heimliche Gewalt hingerissen, so handeln, als hätten sie ihrer vergessen; im Werk ist es nicht so und kan so nicht seyn. Eine die bürgerliche Schande, die dem unehelichen Beischlaf aufgebrannt wird, fürchtende Mutter ersticket ihr Kind, und scheint alle Liebe zu ihm zu verläugnen; wer siehet aber nicht, daß es von ihr mit Wehmuth gethan wird? Wer bemerket nicht, daß sie nur unter zwey Uebeln das geringere dem grössern vorziehet,

und

und den irrig-vermutheten Untergang ihres ganzen Glückes zu verwehren, einen Theil desselben vorziehet? — Auch Landleute, Arme, die kaum vor sich nur das Brod haben, lieben ihre Kinder eben so, wie die in hohen Pallästen, wie die Reichesten auf Erden. Hierinnen sind alle Mütter ein's; ein's auch in dem Naturtriebe der Liebe, alles bis auf ihr Blut ihren Kindern zu reichen und sie zu stillen; ihnen ist niemal zu viel, ihnen alles zu bewilligen, zu gestatten, zu erlauben, zu geben; Unterschieden sind sie darinnen, daß einige alles ohne Untersuchung, andere mit Aufsicht, und ob es ihnen gut oder nicht gut, nützlich oder schädlich seyn werde, mit kluger Auswahl gönnen oder verwehren; An dieser Gränze scheiden sich die Landleute, die meisten Landleute von denen, welcher Verstand mehr aufgeklärt ist, als der ihrige: Landleute sind im Stand ohne alle Prüfung ihren Kindern das alles, was sie fordern, zu bewilligen: Gutes und Böses, Schädliches wie Nützliches, blos deßwegen, weil sie es wollen, um sie nur nicht zu betrüben, sie nicht weinend zu machen; mögte dieß ihnen: so zittert gleich ihre blinde Liebe, doch mehr schaden, als ein anderes, so wir gestatten! daher sieht man das Kind des Landmanns in seinem eigenen Willkühr barfuß, ohne Kleid im Wind, Regen, Frost und Schnee auf der Gasse frieren, jetzt dichte an der Ofenhitze gleich darauf schwitzen; es isset rohes, wie reifes Obst auf dem Schoos seiner Mutter, und alles, wornach es weinet: Nadeln, Gabeln, fette, schädliche Spei-

sen gibt sie ihm selbst; nicht in der Absicht, sich damit in die Augen zu stechen, sich seine Gesundheit zu verderben, sondern es zu stillen, froher zu machen, sich selbst über seiner Freude zu freuen; so setzt die blinde Liebe ihr Geliebtes der Gefahr aus! — diese blinde Liebe aber zeuget auch das Laster der undankbarsten Grobheit, oder das Ungeheuer, so alles ihr Glück in der Zukunft ihres Lebens hinwegfrißt, und dabey so viel Unglück auf das ganze Land ausspeyet.

Diese blinde Liebe erlaubet dem Kind gleich im Anfang seinen blinden verkehrten Willen in allem, auch in wirklichen unwissentlichen, kleinen Vergehungen gegen sich selbsten; die Liebe gesteht es nicht nur zu, sondern sie lächelt darüber den kleinen Missethäter noch an, als Beifall nimmt er dieß auf und waget ein anderes, ein drittes bald wieder: der Säugling liegt an der Brust seiner Mutter, spielt da, scheint mit dieser Brust nicht zufrieden, schlägt sie mit seiner Hand, die Mutter winkt Beifall und Wiederholungen zu, sie lächelt ihn an, sie streicht dem Kind den Brey mit dem Finger in den Mund, boshaft beisset es auf, die Mutter stellt sich empfunden zu haben, necket es, so noch einmal zu thun, und stimmt der kleinen Bosheit lobsagend zu; nun gibt sie ihm den Löffel in die Hand, die Suppe will nicht schmäcken, es wirft diesen Löffel einmal, zweimal hinweg, die Mutter hebt ihn lachend, dann unwillig schauend auf,

lacht,

lacht, weint, zankt, necket und spielet aber so lang, bis das kleine Boshaftige ihn ihr endlich in's Gesicht wirft; — alle diese kleine Schelmereyen oder Grobheiten wechseln so nach und nach, wie die Lebenstage zunehmen, mit grössern ab, und werden gewohnt; wer will alsdann fortlaufende, nach und nach erstarkende Gewohnheiten endlich auf- und zurückhalten? —

So wächst nun also das Kind ein paar Jahre hin, und dann lallt es und stammlet einige Worte aus, vielleicht einen Schwur, den es hörte, oder ein Schimpfwort, und das auf seinen Vater, so man allerseits mit lautem Gelächter empfängt, nochmal wiederholen läßt, und noch nicht genug, so man zum dritten mal hören will; nun hats den Vater gescholten, nun soll's die Mutter auch schelten; das Schimpfwort sagt ihm jener vielmalen vor; nun schilt es eins wie das andere; das geht ihm nur ein paar Jahre hin, dann soll es Respekt haben; es will aber nun nicht mehr; mit seinen Eltern auf du und du zu sprechen, hat es ohnehin sein ausgemachtes Bewenden; spricht man doch so wohl mit Gott! — wer wird von seinem Kind mehr auch erwarten oder mehr seyn wollen, als Gott? Das wäre unermeßlicher Hochmuth. Nun dann also jetzt das Du und die Scheltworte, oder harte rauhe Worte damit gepaaret und ausgesprochen gegen die Eltern, sind auch nähere Wege zu allen möglichen Grobheiten zu erdenken? —

So,

So, wie man das Kind bey jedem schicklichen Vorfall unterrichtet hat, jedem eine Faust zu machen, auf das und jenes zu schlagen, zu schelten, und dabey, wenn es seine Sache recht machte, im zugelachtem Beifall seine Freude über seiner täglichen Zunahme in allem Guten bezeiget, lauft der Knabe nun auch auf die Gasse unter die Kinder der Nachbarn; dort gibt es nun Streit, kleine Schlägereyen; denn der eigenwillige Knabe schimpft, schlägt, wirft; er weint, ruft seine Mutter zu Hülfe, diese schimpft, droht, lehrt schelten und schlagen, der Knabe wird von Tag zu Tag muthwilliger, kehrt seine Hände gegen alle, und alle kehren ihre Hände gegen ihn; als Jüngling ist er der muthwilligste Krieger unter allen seines Gleichen, und das unter heimlicher Freude der Eltern über einen Pursch, der keinen andern fürchtet, sich von keinem was nehmen läßt, herzhaft (der dabey stehet und zusiehet, heisset es grob) auf allen Seiten gegen jedweden: er sey Knab, Jüngling, Mann, Weib, Vater, Mutter.

Der Vater vertraut ihm einige Verwaltung einzelner Theile seines Hauswesens, vielleicht aus Ursachen, wozu ihn seine gute väterliche Absicht verleitete, um ihn etwa näher auf eine gute Haushaltung zu unterrichten, oder weil es ihm die Grobheit des Sohns so abtrotzte und abzwang; er sey nun auf dem oder jenem Weg zu dieser Ehre im Hauswesen gekommen; so fängt er schon jetzt beim Anfang an, auf sie zu

trotzen,

trotzen, den Herrn des ganzen väterlichen Eigenthums zu machen: eigenwillig bisher erzogen und gelassen, richtet er alles nach seinem Kopf; blinde Liebe, grosse Hofnung auf viel Gutes übersiehet ihm alles; er geht dabey auf seine letzte Absicht ganz frühe: den Vater zur Ruhe, sich aber in den Besitz des Ganzen zu setzen; hat er mehrere Geschwister; so heuchelt er und schmeichelt; hat er deren keines; so läßt er sich grob aus, auf beeden oder einem dieser Wege kommt er zum Zweck. —

Unterdessen bis doch dieß wird, hat er durch den ganz engen Raum seines Lebens die Mißhandlungen seines Vaters oder seiner Mutter, die sie an ihren eigenen Eltern ausübten, gesehen, gebilligt oder nicht, doch erlernt, doch so gesehen, daß er keck auch so handeln und nie besorgen darf, daß ihm sein Vater, wenn er es mit ihm eben so halte, als er es mit dem seinen hielt, je werde widerlegen; folglich so handeln zu dürfen, auf allen Seiten gesichert, verspart er sein Recht auf Umstände, die denen seines Vaters ähnlich und gleich sind: bis dorthin, daß er Herr von dem Haus ist. —

Dazu also kommt's jetzt: der Kauf des Gutes ist geschlossen, er heirathet, und da sich der Vater den Kaufschilling dingte; so zahlt er ihm etwas; aber schon auch etwas mit Unwillen, und bey sich gedacht: Was bedarf dieß der Alte? — vom Rest gedenket er gar nichts; der

Vater

Vater hat sich zur Unterhaltung an Früchten, an Butter, Eyern und dergleichen ein jährliches Gewisses bedungen; so oft er es fordert, erweckt er Verdruß, und da er den Rest seines Kaufschillings verlangt, weißt man ihn damit: so willst du mich also verderben? — zur Ruhe, und endlich fordert er auch unter dem Beding, dem Vater die Zinsen, die andere ihm zahlen, eben auch zu bezahlen, das schon geschlossene selbst wieder zurück; leichtsinnig genug glaubet der Vater, er gibt's, und dieses alles erreget beständigen Streit, Haß, Wünsche zum Grab, Grobheiten, immer eine grösser, als die andere, und erstere wohl nicht war.

Der Vater verbeisset allen Gram, und um das, was ich schon einmal gesagt habe, nicht noch einmal zu sagen, ganz kurz zu fassen: das macht den Sohn übermüthig, Grobheiten auf Grobheiten zu häufen.

Der Lehrer erfährt's, er hört es mit an, er widerlegts, er sucht zu bessern, zu dem Ende hält er dem Sohn die Mißhandlungen in ihrer schwarzen Gestalt für; was nutzt er? der Sohn läugnet sie ab, der Vater gesteht sie nicht ein, zeigt sich zufrieden; neuer Anlaß, die boshaftigsten Grobheiten zu verdoppeln.

Was thut hier das weltliche Amt, wo gar nicht geklagt wird, worwider sich auch der Sohn im Voraus schon etwa durch dieß oder jenes

vers

verwahrt hat? Allerdings nichts; immer wieder neues Aufleben noch mehrerer Grobheiten, und zuletzt noch weder Erkenntnis, oder Ueberzeugung vom Unrecht, weder Gott noch sein Wort gekannt oder gefürchtet, hebet dieß Ungeheuer sein Haupt so lange empor, bis es Flüche der Menschen und Fluch des gerechten Gottes bis auf seine Vertilgung hinabdruckt. — Hiebey aber leidet der Staat so, wie es schon gesagt ist, im Einzeln seinen Mitgliedern, im Ganzen, auf vielen seinen Seiten ausgebreitet, und auf eine lange, nicht zu bestimmende, ja ungränzbare Zeit;

Aber, da man nun schon so lange, so eifrig in den meisten Staaten auf Verbesserungen an allerhand Gegenständen arbeitet, die Erziehung der Kinder sich auch so vorzüglich zum Vorwurf seiner Bearbeitung auswählet, wie kommts, daß ich kaum einmal unter den Mängeln der Kinder, die man zu bessern beschliesset, das grobe Laster derselben: die Grobheiten gegen alte Eltern, gefunden oder angetroffen habe? — Hält sich dann dieser schändlichste Undank der Kinder gegen ihre Eltern in so ganz enge Gränzen eingeschlossen, daß er nur da ist, wo ich lebe, oder ist er auch sonstwo, und man sieht ihn nur da nicht? — Rechne ich ihn etwa nur allein so hoch an, und andere berechnen ihn gering? — Ich kan mich schlechtweg nicht überreden, daß nur jemand seyn könne, dem die Grobheiten der Kinder gegen Eltern begangen,

nicht

nicht auf das schwereste aufficlen, und daß man dieses grobe Laster nicht in noch vielen andern Gegenden unter den Landleuten finde, da ich es schon allenthalben in Städten, so gar auch in manchen Pallästen der Grossen als da zu Hause erblickt habe.

Jederman, das Alter und die Jugend, sollte sich wider dieses sie alle beunruhigende Laster empören; durch dasselbe werden sie, wenn sie auch bis an das Alter glücklich gelebt haben, zuletzt noch, wenn sie schon müde und der Welt abgestorben sind, mit Lasten des Grams und des Kummers überhäuft, und gehen mit Herzenleid unter die Erde. Verdiente dann nicht so ein Feind unsers ganzen und letzten Glücks eine allgemeine Ausforderung, und sollte ihn nicht im Voraus schon die starke Jugend selbst angreifen, und so nicht noch ehe anfallen, als sie vor ihn im folgenden schwachen Alter zu schwach ist? — Ich meyne allerdings! — und denn nun wie? —

Wie, wenn das Laster schon erstarkt ist, wenn es in dem muthwilligen Böswicht schon veraltet ist? — Veralteten Bäumen, um ihnen bessere Obstsorten zu geben, haut man den Kopf ab und zweigt sie ihnen sodann auf; könnte man so mit veralteten Boshaftigen verfahren; so wäre das das sicherste, geschwindeste, wirksamste Mittel, sie zu verbessern. Um andere ihres Gleichen zu verbessern, rieth es Gott an, oder

besser!

besser! befahl es Gott selbst und das eben deß' wegen, weil sonst gemeiniglich wider sie alle lindere Mittel versagen. — Wie begreife ich also dieß? Den Dieb, den Gott nur mit der Wiedererstattung des entwendeten Eigenthums strafte, hängt man jetzt auf, und den eigenwilligen, ungehorsamen Sohn, der seines Vaters und seiner Mutter Stimme nicht gehorchen will, den Gott zum Tode verdammt hat, läßt man überall ungestraft leben; ihn zum Aergernis vor ganz Israel leben; wie er nach Gottes Willen und Befehl zur Furcht vor alle Jugend gesteinigt und getödtet werden sollte. — Ich begreife das nicht und weiß nicht warum; aber daraus begreife ichs: warum sich dort so wenige eigenwillige Söhne und unter uns sich so gar viele derselben aller Arten jetzt vorfinden. — Ist es dann in den Augen unsrer Richter wichtigers Vergehen, so jemand einem andern stielet, als wenn das Kind den Vater, die Mutter, die es zeugten, erzogen, dem sie alles ihr Eigenthum abtraten und überliessen, mißhandelt, schimpft, quälet, fluchet, schlägt, zum Hause hinausstößt, das Brod heimlich oder mit Gewalt stielt, raubt, ausplündert, und auf ihren Tod wünschet, darauf arbeitet und sie zu tode grämet und aushungert? — Ich glaube es nimmer; — das ist Greuel unter Menschen; kaum, wohl niemal Sache des unvernünftigen Viehes — und so ein Sohn, der soll noch leben? — O ihr Alten — o Jugend — die du alt werden willst und mußt, es ist euer aller gemeinschaft-

liches, bevorstehendes Unglück; verbindet euch wider den Feind eures schwachen Alters bey Zeiten, entkräftet ihn, stosset ihn aus und schaffet euch ruhigere Stunden in euren letzten Tagen des Lebens! — nehmet den ersten unter den eigenwilligen, ungehorsamen Söhnen heraus, und werft ihn über den Felsen, daß Israel es sehe und sich fürchte! —

Daß ich damit sage: ergreifet Aelteste, Vorsteher, Lehrer und Beamten das letzte Mittel, einem im Ungehorsam veralteten, störrig und grob gewordenen Sohn seinen unbiegsamen Nacken zu brechen, ihn zu bessern, den Greuel auf die oder eine andere Art aus der Gemeinde der Christen zu verbannen! —

Verdienet je ein Laster den Angrif des Lehrers auf der Kanzel und im Privatunterricht der Kinder; so verdient es das Laster der Grobheit gegen die Eltern; die Ursachen hievon habe ich schon gesagt, hier sage ich nur dieß: alle Lehrer sollten sich hierauf gemeinschaftlich verbinden zu allen Zeiten, zu jedwedem Alter, sonderlich aber und im Voraus schon zu zarten Kindern wider dasselbe zu sprechen; alle mögliche Mittel und Wege aufsuchen, es zu verweisen, alle Ursachen, die es widerrathen, ganz aufdecken, um seine Abscheulichkeit zu zeigen; um, wo möglich, aller Herzen vor ihm zu verschliessen, und aller Herzen von ihm rein auszufegen. Welch' ein Dienst vor die Menschheit! — die möglichst wirk-

wirksamste Gründe, durch die sie ihre Ermahnungen unterstützen, bieten sich ihnen dazu in dem am Tage liegenden Unglücke solcher durch sich selbst bestraften Lasterhaften allenthalben und allezeit an! —

Was werden aber Ermahnungen an einem alten Sünder verfangen? Ermahnungen ohne Zwang? — So viel bey den meisten, als nichts! — mag es so seyn! aber eben deßwegen, wenn es ja nicht anderst seyn soll und kan, als daß man bey dem Bürger das mit äusserlichem Zwange erhält, was Gründe und Ueberzeugungen gar nicht mehr wirken; so ruffe man Obrigkeiten, Amtleute, Richter billigst auf, das, was Ermahnungen versagen, durch das Schwerdt, so ihnen Gott in die Hand gab, zu bewürken und zu erzwingen. — Ich weiß es, daß man hin und her sehen muß, daß der oder jener Richter den jungen, den angehenden Unterthan wider viele böse Gerüchte in Schutz nimmt, und das da etwa aus ganz guten Absichten und Gründen; aber dort auch wohl aus bösen Gründen und Absichten; das thut man auch da oft noch, wenn schon das Gerüchte auf allen Gassen ganz laut spricht, daß er seinen grauen Vater mißhandle; des Richters und des Landes allerhäßlichste Schande!

Man gesteht mir das zu; aber der Richter will sich dabey, daß er sein Schwerdt nicht wider einen Greuel aufhebet, rechtlich entschul-

digen: Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Ich antworte: Wahrheit! es ist kein Kläger da; aber eben in diesem fast einzigen Falle erwarte ich um so ehe und gewisser den Richter, der *ex officio* handelt und verfähret; nichts ist gewisser, als daß die Eltern vom heftigsten Affekte elterlicher Liebe geleitet, die gewaltsamste Drangsale, die ihnen ihre Kinder anthun, lieber verschweigen und mit sich in's Grab nehmen, als daß sie dieselben dem sie strafenden Richter entdecken, Hülfe zu erhalten, sich wider sie zu sichern.

Beispiele hievon hat man aller Orten, was brauche ich hier auch nur einen silbenlangen Erweis? Wenn je in einer Sache ohne Anklage die Untersuchung aus heimlicher Anzeige, oder aus dem allgemeinen Gerüchte nöthig und gerecht macht; so ist sie da nöthig und gerecht; hier ist weder auf die Aussage des Beleidigten, noch auf das Eingeständnis des Beleidigers; denn beede stimmen, wo Strafe droht, augenblicklich zusammen, sondern auf den vorliegenden Beweis und Zeugenaussage das Urtheil zu verfassen.

O ihr alte Römer! o ihr Censores morum unter diesem so weisen Volke! mögtet ihr zur Schande, zum Unterrichte, zum Beispiele über die Christen doch noch einmal erwachen! — — —

Und welche Strafe auf ein seine Eltern grob mißhandelndes Kind! — Nur nicht die

Geldstrafe! — wo man mehr das unschuldige Weib und die Kinder, als einen Missethäter strafet, wo man dem Unterthanen das wegnimmt, so er zur Auslage auf die Verbesserung seiner Güter bedarf, und ihn dadurch ausser Stand setzt, sie jemals verbessern zu können, ein nützlicher Unterthan zu werden; — Und warum sollte ich von dem Richter, welcher bey seinen Strafen die einzige wahre Absicht der Strafen: die Besserung des Gestraften; nicht die Füllung seines Beutels, zum Zweck hat, so was nicht zu hoffen das Recht haben? — Körperliche Strafen und die, wobey man die stärksten widrigen Empfindungen bey dem Schuldigen vermuthet, und die derbe, noch einmal derbe, nicht kitzelnd, um seinetwillen, — um anderer willen — zu empfinden, — sich zu bessern — sich zu spiegeln — Exempel zu geben! — Ich bin versichert: dieß geschieht nicht zweimal, und wird nur einmal der andere dabey bedroht; so hält man die Ausbrüche der Grobheiten zurück —; Aber, aber, es muß unpartheyisch, ohne Ansehen der Person, noch Annehmen des Geschenkes geschehen, auch so gedroht werden, — sonst versagt alles sogleich, und der Verbrecher verläßt sich auf Bestechung — das so starke fast allgemeine neumodische Bollwerk gegen die Einführung alles und jedwedes Guten! — und fährt in seinen Mißhandlungen fort.

Wahr ist es, kaum entsteht jemals zwischen Eltern und Kindern ein Streit, wo man nicht

das Unrecht auf diese, wie auf jene Seite zu legen vermag, wo sich nicht die Eltern, wie die Kinder vergehen; was da zu thun? Ich sage, daß ich dafür halte, der Richter müsse dem Kinde gegen den grauen Vater durchaus nicht Recht geben; — das Unrecht am Kinde öffentlich strafen — und die Vergehung, in welcher der Vater zu weit gieng, dem Alten heimlich widerlegen; Im Angesicht des Kind's muß der Vater niemal gestraft werden. —

Der Richter kan gar viele Umstände und Gelegenheiten zu groben Mißhandlungen widerlegen und vereiteln; es kommt nur auf ihn an, daß er es thun will. — Er muß es nicht zugeben, daß ein Vater einem seiner ältesten Kinder seinen Hof abtritt; er muß darauf halten, die erstern auswärts zu verheirathen und denn dem jüngsten Kinde seine Güter zu überlassen.

Hierdurch gewinnet man so viel, daß nicht der Vater oder die Mutter, oder beede zugleich, samt ihren Kindern, oder bey ihrer Kinder Kinder in einem und eben dem Hause lange beisammen leben, nicht so lange an einander anstossen, sich nicht so bald Streit und Uneinigkeit erhebet, noch so lange erhält. — So folgt der Uebergabe des Gutes ihr Tod wohl bald.

Er muß nicht gestatten, daß der Vater seinen erstern Kinder sein Vermögen übersteigende

Heirathsgüter austheilet, daß sich solche mit den dem Vermögen gemässen Heirathsgütern begnügen; den jüngern den ihrigen gleiche übrig und den Eltern noch so viel von ihren Besitzungen, wovon sie in ihrem Alter gemächlich leben können, zurückbleiben;

Er muß darauf sehen, daß, wo möglich seyn könnte, die Eltern auf dem, dem jüngsten ihres Kindes verkauften Gute keinen Ausgeding, z. E. an Getraide, Butter, u. s. f. haben, sondern von ihrer Baarschaft, ihren Zinsen, Zielern, oder von vorbehaltenen Nebengütern an Aeckern, Wiesen, Holzungen und Gärten leben; weil die jährliche Abgaben als Ausgeding bey undankbaren Kindern tausend sündliche Wünsche auf der Eltern frühern Tod auszustossen Gelegenheit werden, auch viele Strittigkeiten veranlassen.

Um den Eltern dergleichen Baarschaften oder zurück- und ausbehaltenes Eigenthum zu verschaffen, muß der Richter niemalen zugeben, daß der Landmann sein Gut einem seiner Kinder halb schenke, sich in Gefahr der Armuth, des Darbens und Hungers im Alter versetze, und dabey die übrigen Kinder vergesse.

Bauersleute sind dieses mächtigen Fehlers in ihrer Haushaltung gar sehr gewohnt, und begehen ihn, um ja auf dem Hause und Hofe ihren Namen, einen Stammhalter, zu sehen;

dem Richter und dem gemeinen Wesen liegt wohl daran, ob aus dem Hause der Hans oder der Cunz herausziehet, sehr wenig oder nichts. — Könnte also das Kind den Hof durch eine gute, reiche Heirath wohl zahlen, ganz gut! so mag es ihn besitzen; — Nicht! — — so verkaufe man ihn so hoch, als man kan unter die Fremden, gebe jedem Kinde gleichen Theil, erhalte den Eltern die nöthige gewisse Nahrung im Alter, und setze damit auch die Kinder in die Umstände, daß nicht ihnen ihre Eltern, sondern sie diesen in die Hand sehen, warten und hoffen, und von ihrer Gunst auf ihr vorzügliches Wohlverhalten gegen sie erwarten müssen, was sie noch erben; das erhält Achtung auch bei'm gottlosesten Kind, verwehrt wenigstens grobes Vergehen, und schaft den Eltern Ruhe im Alter.

Auch dieß noch! der Richter sollte der Eltern Vermögensrest in Beschlag nehmen, unter seiner Aufsicht sollte er auf Zinsen gebracht und nicht zugelassen werden, daß sie darüber frey disponiren; dann nur allzu bekannt ist, daß liederliche Kinder sich auf der alten Eltern Vermögen verlassen, alles verthun, und dann nicht nachgeben, bis sich diese, durch ihre blinde Liebe verleitet, bewegen lassen, das Ihrige abzugeben, zu helfen, sich bis auf Hunger und Durst im Alter zu entblösen, und ihre besten Kinder um das, so ihnen noch zur Gleichstellung gebührete, zu bringen, woraus hernach allerhand Zwist, Zank, verderbliche Processe unter den

Kin-

Kindern, und die letzten gröbsten sündlichsten Mißhandlungen der Eltern, Verwünschungen und Flüche wider sie auf ihren Gräbern entstehen und gehört werden.

Man sollte nie gestatten, daß Eltern zugäben, daß ihre Kinder sie duzen, noch weniger, daß sie ihnen in ihrem Hauswesen nur einige Gewalt einräumten, oder sich von ihrem Willen in nur etwas abhängig machten; kurz! alles sollte darauf ausseyn und so gethan und gestellt seyn, daß Kinder von Kindesbeinen an gegen ihre Eltern Höflichkeit bewiesen, und die von Jugend an erlernten und gewohnten, um solche ihnen desto fertiger im Alter zu bezeigen.

Lauter gute Absichten, Vorschläge, und dazu die heiligsten Ursachen! — Aber! aber! — wie das zu besorgen? —

Gewißlich! so leicht, als etwas; Es kommt nur darauf an, daß man Ernst hat und will, bey kleinen Kindern schon anfängt, bey Knaben und Jünglingen fortfährt — und wer? — Die Eltern? — Ja! — aber deren Liebe ist dazu zu blind! — dieses ist wahr —; sie aber dazu zu vermögen, sollte man bey ihnen am ersten mit ernstlicher Strafe, so sie sich hierinnen verschuldeten, anfangen. Doch die Eltern nicht allein, sondern eine eigene Commißion, die aus den Redlichsten des Volks bestände, der die volleste Macht hierauf übertragen und eigen

seyn müßte; hat man ja doch jetzt dergleichen hie und da auf den Feldbau, auf die Verbesserung der Viehzucht, auf das Beste der Länder, auf die Bereicherung der Unterthanen, auf die Vermehrungen herrschaftlicher Einkünfte errichtet, ganz löblichst errichtet; verdient dann dieser allerwichtigste Gegenstand: Alte, Junge! ich rede mit euch, deren Vortheil es angehet, nicht auch, daß ihr eure Obrigkeiten flehet, euch wider Grobheit, Gewalt, Undank und Entehrungen da bey euren Gräbern zu schützen? —

LXI.

Gedanken über einer Viehassekuranz.

Daß die Errichtung einer Viehassekuranz einem Lande fast eben so angemessen und vortheilhaft seyn müsse, als eine Feuerassekuranz, ist eine nach allem Betrachte ganz unläugbare Sache.

So, wie ein Dorf, eine Stadt, ein einzelnes Haus abbrennen kan; so kan der Viehstand in denselben auch auf einmal und fast eben so schnell durch Krankheiten und Seuchen oder andere Unglücksfälle verkommen. Der Schade, welcher dem Landmann und dem Bürger dadurch erwächst, ist öfters nicht gering, er bleibt dabey manchmal ausser Stand, durch eigene Baarschaft sich sein Vieh sogleich wieder einstellen und ankaufen zu können, er muß damit eine gute Zeit, entweder bis er zu Geld kommt, innehalten; dadurch verliert aber seine Feldung den benöthigten Dung, welches künftig schlechte Erndten, also weitern Verlust drohet, oder er entlehnt das dazu bedürfende Geld, setzt sich durchs Kapital in Schulden, und die Zinsen nehmen alle Jahr das, was er am Viehe gewinnet, beinahe oder ganz wieder vorweg.

Wollte er sein Vieh auf's Borgen erkaufen, von Christen oder Juden annehmen; so würde er auf beeden Seiten durch hohe Preise, Zinsen und dergleichen in noch grössern Schaden gesetzt werden. Kurz! ein Hausvater, welcher

cher durch eine Seuche und andere Fälle seinen ganzen oder meisten Viehstand verlieren würde, sähe eine grosse Lücke in seinem Vermögen, und er würde sie kaum in vielen Jahren wieder ganz ausfüllen. Eines Manchen ganzer Ruin ist auf solches Unglück hie und da schon öfters erfolget.

Wie wohl besorgt wäre also bey einem solchen Unglücke des Viehfall's nicht jeder, welcher vermittelst einer Viehassekuration sogleich so viel baar Geld wieder erhielte, als er bedürfte, sich sein entfallenes Vieh damit wieder kaufen, und alles Geldentlehnen, Borgen und alle Judenzinse umgehen zu können? — So ein Institut wäre allerdings vor jedwedes Land je eher, je besser zu errichten! —

Dem das nicht war und erst werden soll, dem steht freilich der Widerspruch allemal entgegen; den weckt die vernünftige Besorglichkeit eines schädlichen Ausschlages auf; oft hält ihn Mangel der Einsicht, oft Bosheit gegen den, der es projektirte, auch wach: man höre sie alle!

Der Widerspruch könnte hier sagen:

1) Das Unglück des Viehfalls treffe nicht einen, wie den andern, nicht eine Stadt oder Dorf, wie das andere. Manche Gegend habe in hundert, auch mehreren Jahren den Viehfall nicht gehabt, und würde auch allem menschlichem Ansehen noch so bald nicht Gefahr laufen, eine Viehseuche zu bekommen; da in

andern Gegenden, Städten, Dörfern und Weilern gerade das Gegentheil sey und herrsche; folglich sey es die größte Unbilligkeit, von jenen Inwohnern zu begehren, daß sie sich mit diesen auf eine reciproke Entschädigung einliesen.

2) Die Feuer- oder Brandassekuranzen wären etwas ganz anderes, als die Viehassekuranzen; jene erforderten sehr wenige Mühe und Aufwand; diese aber destomehr, und ja wohl überall im ganzen Lande, in jedem kleinen Dorfe alltägliche Mühe und Aufsicht; wenn die Gebäude einmal angeschlagen, oder ihr Preis, den sie haben sollten, bestimmt, und so in die Register eingetragen sey; so bleibe er der vor beständig, werde auch gar selten, oder könne und dörfe nur höchstens nach Verlauf eines jeden Jahres abgeändert werden; allein bey dem Viehstande sey es so zu halten nicht möglich; der Bauer, oder wer der auch sey, der Vieh habe, verkaufe und kaufe aus und in seinen Stall so, wie es sich ihm schicke, thunlich oder von ihm vor ihn nützlich erachtet werde, einen Tag in den andern, eine Woche nach der andern, ein Stück, bald von der, von jener Art, von dem, von jenem Werth, ein; hier müßten die Register also täglich, wochentlich, monatlich abgeändert und erneuert werden. Welche unsägliche Mühe und welche viele Kosten sind auf die zu verwenden, welche mit dieser Arbeit beladen werden sollten?

3) Zudem erkranke bald da, bald dorten ein Stück Vieh; Man werde doch nicht Sinnes seyn, jedes Stück, es werde krank oder gesund in den Stall gebracht; es werde vorsetzlich in eine Krankheit durch schlechte Pflege, unvorsichtige Fütterung im Stall, oder anderes Willkührliches krank gemacht, oder durch verkehrte, aberglaubische, nichts taugende, mehr schädliche, als gute Mittel gleichsam vorsetzlich getödtet, vor solches paßiren zu lassen, welches von den Mitgliedern der Gesellschaft bezahlt werden solle; sey das nun nicht, wie es auch ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, nicht geschehen könne; so würden die schärfsten Aufsichten und dazu viele besoldete Männer, welche es untersuchten und enscheideten, ob der Schade so entstanden sey oder nicht, daß die Societät ihn zu ersetzen schuldig sey oder nicht, also gar zu viel Aufwand erfordert.

4) Da nun überdieß ein Mann, ein Dorf, eine Stadt vor der andern das, was das Vieh gesund erhält oder von Krankheiten wieder heilet, wählet und thut; andere aber dieß nicht wählen, noch beobachten, z. Ex. eine Gegend schaffet den schädlichen und zuverläßigst die Krankheiten des Viehes verursachenden Waidgang ab, die andere aber nicht ꝛc. folglich die Mitglieder der Gesellschaft einander nicht gleich handeln; so wäre ein Theil durch den andern glücklich, der andere aber unglücklich; wie könnte das ohne Unbilligkeit bestehen, und wie wäre

es

es Gerechtigkeit, wenn der eine die vom andern muthwilligst gemachte Fehler zu bezahlen gehalten seyn sollte? Es könnten keine andere Leute in eine Societät zusammen eintreten als solche, die in den Umständen oder Eigenschaften, die hierauf paßten, vollkommen einander gleich wären.

So auffallend alle diese Gründe wider eine zu errichtende Viehassekuranzsocietät seyn mögten; so scheinet es doch, als wenn wenigstens einige ganz, andere aber auf einen guten Theil zu heben, und dennoch ein vor ein Land so nützlich ausfallen könnendes Vorhaben nicht ganz zu verwerfen, vielmehr zu unternehmen; — wenigstens bei'm Anfang im Kleinen zu versuchen seyn mögte. Denn so viel

den ersten Grund des Widerspruchs anlanget; so könnte man sagen: wenn der gelten sollte; so müßten auch aus dem nemlichen keine Feuer- oder Brandassekurationsgesellschaften bestehen; man hat einzelne Häuser, ganze Weiler, Dörfer, Städte, die viele Jahre, vielleicht viele hundert Jahre kein Brandschaden betraf: könnte man nun so schliessen: wenn ein Dorf, Stadt, oder Stallgebäude in hundert Jahren mit keiner Feuersbrunst heimgesucht worden ist; so wird er auch ferner keine erleiden; daher wär es hier auch die höchste Ungerechtigkeit, ihn in die Brandassekurationsgesellschaft zu ziehen, oder er wär schon mit eben so viel Mangel der Ueberlegung in solche gezogen: da man aber

so zu schliessen nicht vermag; so kan man auch in Ansehung des Viehfalls nicht also schliessen, und keine Landschaft erleidet ein Unrecht, wenn sie, ob sie schon in vielen Jahren von allen Seuchen verschont bliebe, zu den Viehassekurationsinstituten gezogen wird und eintritt; es kan kommen, daß die, die so lang von Seuchen frey war, künftig die mehresten zu erleiden haben wird.

Der zweete Grund des Widerspruchs hat mehrern Schein eines schwerern Gewichtes; die Schwürigkeit aber hebet sich leicht, wenn man den Werth des Viehes seinen aufhabenden verschiedenen Jahren nach festsetzet. Wenn man sagt: das Stück Rindvieh vom Tag seines Werdens bis zu einem vollen Jahr hat den Werth von 8 oder 10 fl., das von dem ersten Tag des 2ten Jahres bis zu Vollendung desselben 15 fl; das vom 3ten Jahr 30 fl. und so weiter; so fallen jene Schwürigkeiten beinahem alle hinweg; was davon noch übrig bleiben würde, kan, wie nachher gezeigt werden soll, leichtlich gehoben oder abgethan werden.

Der dritte Grund hat auch Scheins genug; allein, wenn der Satz in foro soli doch gelten muß: quilibet præsumitur bonus usque dum probetur contrarium; so wird dadurch jeder Bürger des Lands über den Verdacht: daß er vorsetzlich betrüge, erhoben. Wollte man ge-

gen-

genseitig denken; so müßten auch die Brandassekuranzen niemal in Stand gekommen seyn, oder heute wieder abkommen; denn auch da kan man betrügen — und man hat schon Beispiele, daß Leute ihre schlechte Wohnungen hoch einlegten — nachmals selbst abbrannten, um die Summe der Einlage zu ziehen —: In A.... that das nemliche ein Bierbrauer; — der aber seine Strafe mit dem Kopf bezahlte, und andere von dem nemlichen Betrug schröckte —; Zudem kan man hierbey durch in jedem Dorfe bestellte Viehbeschauer leicht und ohne Kosten rathen — zuletzt noch! — wer würde schlechtes, krankes Vieh, wo er bey der Gefahr, viel zu verlieren; — bei'm glücklichsten Betrug doch weniges gewönne, wohl einkaufen?

Der vierte Grund ist auch wohl zu heben: Es ist billig, daß die, die in eine Societät zusammen eintreten, in allen ihren hieher abzweckenden Umständen einander, so viel möglich ist und seyn kan, gleich sind: daß keines Vieh mehrerer Gefahr: Krankheiten und Seuchen zu erleiden, ausgesetzt werde, als das Vieh des andern. Unleugbar ist, daß die Waidgänge, der Austrieb des Viehes aufs Feld, da seine Nahrung unter allerley schädlichen Witterungen, aus vielen auf solchen wachsenden giftigen Kräutern, in Sümpfen, u. d. gl. zu suchen, die nächste Ursache von den Seuchen ganz nothwendig seyn müsse, und es daher gewiß ist, daß die Leute der Gegend, wo das geschiehet,

gegen die jener Gegend, wo es nicht geschiehet, in weit grösserer Gefahr der Viehseuchen wegen seyn müssen, und letztere durch sie eben auch in solche Gefahr, ja in einen vordringenden und sonst leicht zu umgehenden Verlust ihres Geldes gesetzt werden. — Allein, man kan ja die Waidgänge allenthalben leicht abschaffen, die Stallfütterung eben so leicht allgemein einführen, und dadurch aller Mitglieder der Gesellschaft hieher passende Umstände gleich machen.

Zudem noch! was wegen Krankheiten und der Verschiedenheit der auf die Heilung derselben verwendeten Bemühung gedacht und gesagt wird, das sollte nun freilich auch ebengemacht werden. Gut ist es allerdings vor ein Land, wenn die abscheuliche, schindermäßige Viehärzte abgeschaft, und darauf andere kunstmäßig nach der Vieharzeneykunst unterrichtet, und überall, wo man es nöthig findet, aufgestellt und angesetzt werden. Dieß kan ja auch wohl seyn, und mich deucht, es werde bald überall so seyn und angeordnet werden.

Wenn man nun überdenket, wie der Widerspruch auf die zu errichtende Viehassekuranzen so leicht widerlegt, so gar auch befriedigt werden kan, durch das Institut mancher Unterthan in einzelnen Fällen des Viehfalls vom Verderben mit wenigem, dem allergeringsten Aufwand und Zuschuß seiner übrigen Mituntertha-nen erhalten, und aus solchem gerettet werden kan, wie nun, da die Sache des Viehfalls,

der

der Seuchen und Krankheiten eine gemeinsame Sache, die alle Mitglieder im Lande angehet, wird, jedweder auffichtig und wirksam werden muß, sie von überall abzuhalten, zu vertilgen und zu heilen, um dadurch seinen eigenen Schaden abzuhalten und zu verwehren; so wird ein solches Institut allerdings dem Patrioten werth, und er wird es auf alle mögliche Weise begünstigen.

Nur ist man hiebey immer Willens zu fragen: Bey welcherley Gattung eines Viehfalls: bey dem, der aus allgemeinen Seuchen oder nur bey dem, der aus einzelnen Krankheiten, oder nur aus besondern Unglücksfällen herrühret, das Vieh assekurirt und dem Besitzer von der Assekuranzgesellschaft bezahlt werden solle?

Eine Unentschlossenheit will hierbey entstehen, man sieht aber in Wahrheit hievon den Grund nicht; wollte man sagen: der Schade könnte, wo der Viehfall aus den Seuchen auch darunter begriffen würde, zu groß werden; so müßten aus eben dem Grunde auch die Brandassekurationen abgeschaft werden. — Wollte man sagen: In einer Gegend sey die Viehseuche öfter, in der andern aber seltener; — so antwortet man billig: daß man dieses niemal gewiß wisse — und daß man das, was jene Gegend vor dieser in grössere Gefahr des Viehfalls vormals gesetzt habe, allerdings abändern müsse, auch allerdings abzuändern vermöge. — Noch mehr! — Gesetzt auch, es wäre eine

Gegend, die vor einer andern unverschuldet in dieser betrübten Lage wäre, daß sie mit der Viehseuche öfters, als eine andere bisher heimgesucht worden wäre, und allem Ansehen nach damit öfters heimgesucht werden könnte; so sollte eben deßwegen gegen sie Menschenliebe vorwalten; man sollte denken: daß ein ganzes grosses Land das als nichts fühlen würde, so sich einem Dorfe, einem kleinen Distrikte als unterdruckende Last auflegte. Werden ja doch auch in einer Brandassekuration die Feuerstätten assekurirt, bey denen die Gefahr weit grösser ist, als bey Kirchen, Ställen, u. d. gl. die sie assekuriren; jedoch in so einer unumschränkten Gefahr des Viehfalls ist wohl kein Land, und wäre es bisher darinnen gewesen; so wäre sie allemal durch gute Anstalten zu heben.

Die allgemeinen Viehseuchen sind eben das wahre und einzige Objekt solcher allgemeinen Assekurationen; um einzelner Krankheiten oder Unglücksfälle wegen, da etwa da oder dorten ein Stückgen Vieh stirbt, ist es nicht nöthig, ein allgemeines Aufgebott zu machen; der Grund davon ist auch nicht da; der Fall eines, oder zweyer Stücke Vieh drückt nicht einmal einen einzelnen Mann, vielweniger ein Dorf oder eine ganze Gegend in's Verderben, aus so einem Schaden steht jeder selbst aus eigenen Kräften, ohne fremden Beistand wiederum auf!

—Zudem! — wieviel Vieh fällt dann so das Jahr durch — und so, daß es dem Wasenmeister

meister in die Hand fällt? Gewißlich bey Anwendung nöthiger Klugheit in vielen Jahren kaum eines oder zwey Stücke grössern Viehes. — 1) Einzelne Viehkrankheiten sind selten. 2) Die meisten können, wo natürliche, erprobte Mittel gleich anfangs angewendet werden, leicht gehoben werden. 3) Bey vielen Fällen ist das Fleisch des Viehes doch brauchbar, wenn es, da der Schade unheilbar ist, bald niedergeschlagen, und jenes verkauft und verspeißt wird. Man weiß Gegenden, wo es unter den Inwohnern gleichsam festgesetzt ist, daß jeder von solchem Fleisch einige Pfunde gegen Zahlung ablanget, es selbst isset oder es an Arme verschenket. In manchen Fällen: bey Verrenkungen, bey Beinbrüchen, u. d. gl. ißt man es wohl ohne Ekel, und da es die Armen auch in andern Fällen essen, hat es ihnen niemal geschadet.

Alles dieses machet Einsehen, daß es, so man die Viehseuchen von der Assekuranz ausschliessen, und nur einzelne Viehfälle zu ihrem Gegenstand wählen würde, nicht der Mühe werth wäre, eine allgemeine Assekuranz zu errichten. Es sey also aller und jedweder Viehfall, er komme her, woher er auch will und kan, (wenn er nur nicht durch Bosheit oder offenbare Nachläßigkeit verursachet worden) der Vorwurf und Gegenstand eines vor ein Land so heilsamen Instituts, einer Viehfallsassekuranz! —

Wie aber dieses zu ordnen? und welches sind dessen Gesetze, nach denen dabey zu verfah-

ren? Ich will sie, ohne ihre hier allerdings einschlagende und nothwendig zu erwegende Lokalausdehnung oder Einschränkung zu verkennen, hier also entwerfen.

1) Die Oberaufsicht und Direktion bleibt einer Kammer- oder Landeskommißion in allem überlassen; das Ansehen der Obrigkeit gibt bey solchen Einrichtungen allezeit das nöthige Gewicht.

2) Diese bestellet in Städten, Flecken, Dörfern oder einzelnen Gegenden, so, wie sie es nöthig finden wird, die hierzu erforderliche Kaßierer, Viehärzte, Viehbeschauer, und dergleichen, gibt die Regeln vor das Ganze und hält sie im Respekt.

3) Eines jeden einzelnen Unterthanen Vieh: Pferde, Rinder, Schweine, Schafe, überhaupt alles das Vieh, so in die Viehassekuration gebracht werden soll, wird nach dem Alter von Jahren zu Jahren, nach Geschlecht und Arten aufgenommen und in Klassen gebracht.

4) Dem Besitzer wird es überlassen, wie hoch er ein einjährig, ein zweyjährig Rind, eine Kuh, einen Ochsen, ein Fohlen von einem Jahr, ein zweyjähriges Fohlen, und so weiter jedwedes Stück seines Viehes anschlagen will. So viele Stücke und wie hoch er sie anschlägt und jetzt hat, so viele und so hoch werden ihm jetzt auch garantirt.

5) Wird

5) Wird er über kurz oder lang eins oder mehrere hinzu thun, oder davon wegthun; so muß er es in dem Punkte des Aus- oder Einführens in Stall dem, der das Amt der Aufzeichnung hat, melden, und dieser bringt es in das oder aus dem Register.

6) Nach der ganzen Summe des Werths seines Viehes ist er bey einem vorgegangenen Viehfall zu zahlen gehalten; gleichwie ihm auch jedes einzelne Stück, so wie er es selbsten taxirt hat, wenn es verkommt oder krepirt, von dem Institut bezahlt wird.

7) Da aber eben nicht jedwedes Stück, so eines Zufalls wegen, von der Anschlagsumme wegkommet, dem Wasenmeister zufällt, sondern geschlachtet, dessen Fleisch, Unschlicht und Haut genutzt wird; so wird nur das, so nicht bis zur Anschlagsumme erlößt worden, aus der Kasse dem Beschädigten vergütet.

8) Da nicht jedweder, der sein Vieh verlieret, im Stande ist, aus eigener Baarschaft anderes sogleich wieder anzukaufen, er auch, so er es einige Zeit anstehen lassen müßte, und ihm aus der Kasse nichts bezahlt würde, Milch, Schmalz, und den zu dem Feld benöthigten Dung vermißte, worunter ihm also viel Nachtheil erwüchse; so ist nöthig, die Einrichtung so zu treffen, daß ihm in den ersten 24 Stunden des Viehfalls die stipulirte Summe von der Kasse gezahlt werde. Zu dem Ende ist

9) nöthig, weil es nicht möglich oder thunlich ist, bey jedem einzelnen Viehfall, wenn etwa eine Kuh heute, morgen eine, da oder dort fiele, allemal einen Ausschlag durchs ganze Land zu machen, daß zu Anfang jeden Jahrs ein Generalausschlag auf eine beiläufig auf ein Jahr erkleckliche Summe gemacht, die in der Kassa beigelegt, und von da aus jedwedem die Zahlung seiner rechtlichen Forderung also gleich geleistet werde; solches

10) überall im Lande ohne Aufschub oder Kosten thun zu können, müßte die Kassa in die Aemter vertheilt seyn, der Beamte oder der dortige Rechnungsführer würde sie haben und daraus alsobald zahlen.

11) Das entfallene Stück Vieh wird nach dem Anschlag alsdenn bezahlt, wenn von den verpflichteten Viehbeschauern und dem Vieharzte ein Zeugnis aufgewiesen wird, daß man sein Vieh verlohren, dabey aber nach allen Regeln, die man dabey zu beobachten hatte, gethan habe.

12) Die Gesetze, nach denen von jedem Mitgliede verfahren werden müßte, wären diese:

1) Jedes Mitglied muß das Vieh alles, so es besitzt, nach Alter und Geschlecht in das Register haben eintragen lassen: folglich

2) ist es nicht nur gehalten, da alljährlich an einem gewissen Tag ein neues Re-

gister

giſter verfertiget wird, ſein Vieh anzugeben und anzuſchlagen, ſondern auch, ſo oft es etwas davon verkauft oder einkauft, oder wenn eins fällt und krepirt, in der Stunde anzuzeigen, es im Regiſter bemerken zu laſſen.

3) Es ſoll, ſo ihm ein Stück erkranket, nicht nur ſogleich Anzeige davon thun, ſondern auch den privilegirten Arzt und deſſen Arzeneyen gebrauchen, und ſeine Vorſchläge genaueſt befolgen.

13) Bey Ausgang jeden Jahrs wird unter der Aufſicht der Direktion von den Unterbedienten und den Kaßierern Rechnung abgeleget; zu dieſer Rechnungsabhör werden einſichtige, redliche Leute aus den Unterthanen, auf welche die Inwohner Vertrauen haben, gezogen, und der Etat des Ganzen wird in einem ökonomiſchen Kalender, in einer Landzeitung, oder in einem beſondern Blatte jedem zur Einſicht bekannt gemacht.

Die Sache eines ſolchen allgemeinen Viehaſſekuranzinſtituts iſt die Sache eines ganzen Landes, von dem eines jeden Vortheil und Schade abhänget, folglich hat man allgemein auf das zu denken und zu ordnen, daß von jedwedem des Landes das, ſo zum Schaden in Abſicht auf das Vieh was beitragen könnte, vermieden, und das, ſo deſſen Beſtes befördern könnte, beigetragen und beobachtet werde. Die Direktion hätte alles

dieſes

dieses anzugeben, zu befehlen und zu handhaben. Zu dem Ende muß

1) darauf gesehen werden, daß die Gemeinden die Waiden abschaffen und die Stallfütterung allgemein einführen.

2) Daß sie die Waidegemeinheiten in Wiesen und Kleefelder zu nöthiger und gesunder Fütterung verwandeln.

3) Solche theils zu grünem, theils zu dürrem Futter verwenden.

4) Die dörre Fütterung wohl abdörren und so bearbeiten, daß sie nicht anlaufe oder schimle.

5) Solche in der Scheune, ehe sie solche füttern, im Fall sie nicht rein wäre, wohl umschütteln und ausstäuben.

6) Die grüne Fütterung, sonderlich den Klee, nicht naß, nicht erwarmt, nicht zu jung, von solchem nicht zu viel in einem mal fürlegen.

7) Daß das nöthige in Absicht auf das, was im Stall geschehen muß, beobachtet werde, daß die Ställe schicklich erbauet, das Vieh durch Striechel und Bürste, Unterstreuung und Ausmistung, und durch das Ablaufen des Wassers rein gehalten, die Tröge und Raufen wohl geordnet, und dieser Sprossen, sonderlich wegen dem Klee, daß er nicht zu hastig herausgerissen und gefressen werde, enge zusammen geordnet

werden,

werden, das Vieh auch an den Trögen wohl von einander entfernt angelegt werde.

8) Daß das Vieh am oder vom Brunnen hinlänglich getränkt, und daher gesunde Brunnen gegraben und ausgewählt werden. Könnte jeder Bauer, oder zween, drey Bauern zusammen ihren eigenen Brunnen haben, und also die Gemeinsbrunnen, wo das ganze oder halbe Dorf tränkte, abgeschaft würden; so würde viel widriges: das Anstecken, das Stossen des Viehes, u. d. gl. abgehalten und verwehrt werden.

9) Obgleich das Rindvieh und die Pferde zu Hause gehalten werden; so sind doch Schafe und Schweine ihrer Hirten benöthigt; diese sollen ihr Handwerk verstehen, und die Gemeinden sollen keine andere, als die, welche vorher bey dem Institut in einem Examen erprobt haben, daß sie dazu fähig sind, angenommen oder gedingt werden.

10) Solche zu haben, ist nöthig, daß sie von ihres Gewerbes Erfahrnen und Verständigen unterrichtet werden.

11) Diese Hirten könnten auch durch hinlänglichen Unterricht zu Viehärzten zubereitet und dazu angestellt werden, und

12) könnte in oder an ihren Häusern ein Lazaretstall, wo das mit etwa einer ansteckenden

steckenden Seuche behaftete Vieh gebracht, gepflegt und geheilt würde, erbaut werden.

13) Daß man den Viehärzten die etwa benöthigte Arzneyen und Werkzeuge aus gemeinsamen Kosten des Instituts anschafte, könnte gut seyn; weil solche Leute die zum Einkaufen dieser doch benöthigten Dinge erforderliche Auslagen nicht thun können, auch mancher Landmann vielmalen anstehen würde, sein krankes Vieh sogleich anzugeben, weil er vor dasselbe Arzeneyen kaufen müßte: es könnte aber auch mißbraucht werden, theils von dem Arzte, der betrügerisch damit umgienge, theils von den Vieheigenthümern, die vieles abforderten, schlecht brauchten und unnöthigen Aufwand verursachten. — Jedoch eine gute Aufsicht von darauf bestellten ehrlichen Männern könnte den Betrug und Schaden verhüten!

14) Ein krankes Stück, so wohl meistens geheilt, aber doch noch gewisser massen kränklicht wäre und bliebe, müßte ausgemerzt werden, um nicht durch solches künftig noch einmal in die Gefahr des Verlustes gesetzt zu werden.

15) Die Stücke Vieh, welche durch Verrenkungen, Beinbrüche, durch ein Ersticken, da aber noch das Blut weggelassen wird, oder in einer minder gefährlichen Krankheit abgeschlachtet werden oder entfallen,

werden

werden ausgehauen, und jeder des Orts oder Amts kauft davon nach Belieben, oder nach bestimmten Pfunden; was dem Besitzer bey einem solchen Stück an der Taxsumme noch fehlen wird, das schießt die Kassa der Gesellschaft zu.

16) Fortes creantur fortibus ist nicht mehr wahr als invalidique patrum referant jejunia nati, und eben deßwegen wird man darauf zu sehen haben, daß das Zugvieh von guter Art, tüchtigem Alter, ohne Fehler und Krankheiten, wohl gefüttert und stark sey.

So vieles nun über der Viehassekuranz hiermit gesagt ist; so wenig darf man sich doch dabey schmeicheln, das Ganze erschöpft zu haben; die in jedem Lande vorwaltende Umstände thun mehreres hinzu, nehmen einiges weg und ändern vieles um; das Allgemeine wird also auch hier von dem Besondern begränzt: keine Regel ohne Ausnahme!

Die Vortheile, die einem Lande aus einer dergleichen Viehassekurationsgesellschaft erwachsen, sind unter andern wohl diese:

1) Der Eigenthümer des Viehes siehet seinen Viehstand aus einem beweglichen in ein unbewegliches Gut umgewandelt, welches die Eigenschaften eines liegenden Grundes annimmt; Er kan in der Noth darauf Geld entlehnen, und der, der darauf leihet, ist dabey so sicher, als wenn er auf Aecker

oder Wiesen ausleihet; denn der Werth des Viehes nach dem Tax kan ihm niemalen entfallen.

2) Wenn es auch geschiehet, daß der Unterthan vor seine Mitglieder alle Jahre etwas zahlen muß; so ist es doch immer nur etwas weniges, so nach und nach bezahlt wird, welches ihn nie ruiniren kan; und da ihm, wenn der Viehfall auch all sein Vieh treffen sollte, alles bezahlt wird; so kan er dadurch nie in das Verderben, welches sonst leicht geschehen könnte, gesetzt werden.

3) Er wird aus der Verlegenheit heraus gesetzt, Geld zu entlehnen, Zinse, hohe Zinse, unerlaubte Zinse unter allerhand betrüglichen Rubriken zu zahlen, um sich wieder Vieh anzukaufen, und bedarf nicht den jährlich davon abfallenden Gewinn auf gedachte Zinsen zu verwenden, so, daß er also von seinem Vieh nichts einzöge;

4) Im Gegentheil würde er so nicht aufgehalten, seine Fütterung auf sein eigenes Vieh zu verwenden, und dabey, ohne daß die Einziehung einiges Gewinns unterbrochen würde, forthin Nutzen aus dem Viehstande haben.

5) Er würde in der benöthigten Bearbeitung seines Feldes nicht aufgehalten, es bliebe ihm daher vor beständig die Hofnung auf ergiebige Ernden aus wohlgebauten Feldern, welche ihm bei'm Gegentheil, so

er

er wegen Mangel des Einkaufgeldes den Einkauf nicht sogleich wieder thun könnte, entfiele.

6) So verhielte es sich auch bey einer erzwungenen Unterlassung des Vieheinkaufs in Absicht auf den so nöthigen Dung; Er würde diesen vermissen, seine Felder nicht gehörig dungen, schlechte Ernden einsammlen, da er bei'm Gegentheil allzeit von seinen Feldern guten Ertrag hätte.

7) Das Mitglied hätte nicht nöthig, aufs Borgen um hohe Preise, wie sonst gewöhnlich, schlechtes, ausgemerztes Vieh, an dem er wenig oder nichts zu gewinnen im Stand ist, anzukaufen, und so zu verlieren: mit baarem Geld in der Hand kauft er gutes Vieh wohlfeil, und gewinnt durch guten Aufwuchs, Fettigkeit und Schönheit desselben.

8) Eine oft ungegründete Furcht vor Seuchen, die in der Weite oder Nähe grassiren sollen, veranlasset den Bauern, aus Furcht vieles zu verlieren, einen guten Theil seines Viehes vor der Zeit wohlfeil abzugeben; dadurch verliert er am Preise und auch den Dung vor die Felder; bey einer Assekuranz aber fällt dieser doppelte Schade hinweg, und oft tritt doppelter Gewinn ein.

9) Gesetzt auch der Unterthan hätte, wenn sein Vieh fällt, etwas vorräthiges Geld,

und er würde es bey einem Viehfall auf den Vieheinkauf verwenden; so würde er keine andere nöthige Auslage auf die Verbesserung seines Gutes thun können, und auf dieser Seite, indem er sich auf der andern sicherte, leiden und verlieren; die Viehassekuranz nimmt auch diesen Mißstand hinweg, und gibt ihm die nöthige Auslage in die Hand.

10) Bei'm Abgang einer Viehassekuranz, da dadurch der Staat in vielen seiner Glieder litte, litte natürlich auch das Ganze, sonderlich Herrschaften allemal selbsten; da sie bei'm Gegentheil allezeit Gewinn hätten.

11) Da durch eine solche allgemeine Viehassekuranz das Vieh eines jeden auch das Vieh eines andern wird, in dem jeder an dem Verluste desselben Theil nehmen muß; so wird dadurch jedweder verbunden, vor das Vieh eines andern, wie vor sein eigenes besorgt zu seyn, den Schaden abzuwenden, es zurecht zu weisen und das zu thun, was ihm nutzet, folglich wird unter allem Vieh nicht so leicht was Schädliches entstehen können.

Hätte ich doch damit alles und recht vieles Gute zu vieler oder aller meiner Mitmenschen, sonderlich aller künftig etwa nothleidender Landswirthe, gesagt!

LXII.

Es fragt sich:

Welche vorzügliche Einrichtung hat ein Besitzer eines Gartens bey einer Stadt zu treffen, um mit dem wenigsten Aufwande sein Grundstück zu bewirthschaften und zu benutzen?

Leipz. Intelligenzblat vom 3. Oct. 1778. Art. VIII. Num. 2.

Bekannt ist es, daß die Liebhaber und Besitzer der Gärten an grossen Städten ihr Vergnügen sehr theuer bezahlen müssen, und von ihren Kapitalien, welche sie auf diese Grundstücke anlegen, auf deren Anbau und ihre Unterhaltung verwenden, weit mehr Schaden, als Nutzen zur Ungebühr einziehen: —

Allerdings zur Ungebühr; denn man sollte glauben, daß, wenn je ein Grundstück Nutzen verschaffen könnte, ihn dieses verschaffen müsse; so war's schon in den ältesten Zeiten, und so, sollte man denken, sey es auch noch heute.

Diejenigen Höfe, welche die alten Römer nahe an der Stadt hatten, hielten sie weit einträglicher, als die fern von derselben; auf jenen Höfen nutzten sie alles und jedes auf's höchste, da der Gewinn auf diesen gegen dem aus jenem gar nichts bedeutete.

Varro von der Landwirthschaft sagt in seinem dritten Buche im zweiten Kapitel hievon mehrere Beweise; Er sagt von solchen Höfen, die nahe an der Stadt lagen, wenn sie auch wenige Feldungen hatten, daß sie auf viele hundert und tausend Thaler genutzt wurden, da sie

vielleicht fern von der Stadt nicht so viele Groschen abgeworfen hätten; das stärkste Landgut fern von der Stadt sey im Ertrage dem nahe an der Stadt nicht um die Hälfte beigekommen, und dieß habe jenes in grossen Summen überstiegen.

Die Dinge, aus welchen die Alten so sehr grossen Nutzen herauszogen, waren nicht Wein, Getraide, grösseres Vieh: Pferde, Rinder, Schafe und dergleichen, sondern geringere, im ersten Anblicke wenig bedeutende Sachen: Gänse, Tauben, Bienen, Hüner, Kraniche, Pfauen, Haselmäuse, eingesperrte wilde Schweine, Fische, Krametsvögel, u. d. gl. Mancher solcher Meyerhof, nahe an einer Stadt, warf ein paar tausend Thaler ab, und es war nichts seltenes, daß man nur vor Krametsvögel ein paar tausend Thaler einsteckte.

Varro erklärt, wie das zugienge: er schreibt es dem Wohlleben, dem Luxe der Stadtleute zu; eine Menge Volks, unter dem sehr wenige sind, die vor sich solche Dinge besitzen, sie alle mit baarem Gelde kaufen müssen, und doch lüstern genug sind, sie auf ihren Tischen zu haben, kan so eine Losung, sagt er, gar wohl verursachen, und einen solchen Gewinn von einem an der Stadt anliegenden Meyerhof verschaffen. Er fährt fort und behauptet, daß ein dergleichen Ertrag aus so einem Hofe niemal deßwegen, weil die städtische Schwelgereyen

stets

stets fortdauern, von einem Hause in das andere täglich übergehen, versage und allezeit andaure.

Vermuthlich wird hierinnen dem Varro niemand widersprechen, da jeder den Beweis der Wahrheit seines Ausspruches heutiges Tages in allen Städten noch wahrnimmt; Man wird vielmehr zu den Dingen, aus welcher der Erlos vormals geschahe, zu den Hünern, Haselmäusen, Fischen, Vögeln, u. d. gl. noch andere hinzusetzen, und die verschiedene Gartengewächse auch noch hinzuthun; denn so sehr damals jene gesucht wurden, so sehr sucht heutiges Tages der verleckerte Gaume Spargeln, Artischocken, Carfiol, Ananas, Melonen, und alle die Arten Gemüse, welche wider den Lauf der Natur in unsern Ländern früher hervorgebracht werden; man kauft alles dieses in den Städten alle Tage auf und zahlt es mit gutem Gelde; sollte man also nicht zu sagen das Recht haben: so einträglich, als ein Meyerhof nahe an einer Stadt den Alten war; so nützlich ist der Garten nahe an einer Stadt heutiges Tages uns! Ich glaube allerdings! —

Die Beweise sieht man, und sie liegen davon in allen Städten vor Augen: die Gärten an und nahe an ihnen sind in sehr hohen Preisen, die Gartengemüse werden gar sehr in solchen gesucht, und die Gärtner und Landleute, die sie dahin bringen, befinden sich bey ihrem

täglichen Erlose sehr wohl, und nutzen öfters ein ganz kleines Gärtgen sehr hoch. Dinkelspül, Nürnberg, Bamberg, Frankfurt und so alle andere grosse Städte weisen dies auf.

Wie sollte denn nun der Ausspruch nicht befremden? „Es ist bekannt, daß die Besitzer der „Gärten an Städten ihr Vergnügen sehr theuer „bezahlen müssen, und zur Ungebühr von ihren Gärten wenig Nutzen einziehen.“

Warum sollte es nicht überflüßige Frage scheinen: wenn man darauf anfraget:

Welche vorzügliche Einrichtung hat ein Besitzer eines Gartens bey einer Stadt zu treffen, um mit dem wenigsten Aufwande sein Grundstück zu bewirthschaften und zu benutzen?

Befremde sie den, der auf solche Gärten nie aufmerksam genug hinsahe! den, der sie mit allen ihren sie umgebenden Umständen überdachte, befremdet sie nicht, er sieht sie natürlich erwachsen, weil es wirklich so ist, daß diese Gärten unter den Händen der meisten Stadtleute nicht nur nichts eintragen, sondern ihnen vielmehr auf allen Seiten noch ihr ganzer Ruin ist.

Als allgemein geltenden und alle Stadtleute angehenden Ausspruch muß man dieses nicht annehmen; man weiß es gar wohl, daß viele sie nutzen, gar vorzüglich nutzen, und daß sie ihnen das sind, was vormals den Alten ein

Meyer-

Meyerhof nahe an der Stadt war; ich habe es bereits schon gesagt, daß Gärtner und Landleute den Ertrag ihrer Gärten an der Stadt sehr hoch hinaustreiben.

Wenn von Besitzern der Gärten, welche aus diesen Grundstücken Schaden haben, die Rede ist; so sind die solche, welche sie ihres Vergnügens wegen angekauft, angelegt haben und bearbeiten lassen: Herren, Bürger, Reiche, oder wenigstens reichscheinende oder so scheinenwollende Leute. In Ansehung dieser wird angefragt, wie diese in Stand gesetzt werden mögten, neben dem Vergnügen, so sie aus ihren Gärten haben wollen, Nutzen ziehen, oder solche wenigstens ohne Schaden geniessen zu können. Ich antworte hierauf! —

Auch hier vor allem wieder erkannt und gesagt: so bald der Mensch, er sey, wer er auch seyn kan, aus seinem Amt, Stand und Berufe heraustritt, und sich in etwas, so nicht mit seinem Berufe vereinigt werden kan, einflicht; so leidet er Schaden.

Was ich schon so gar oft von der Landwirthschaft überhaupt gesagt habe, das gilt auch hier von den Gärten: wer solche Dinge besitzen will, der verstehe sich nur gleich im Anfange dazu, wenn er nemlich nicht Bauer, nicht Gärtner von Profeßion ist, oder nicht selbst mit, in und bey der Arbeit ist, daß er dieß Vergnügen hoch

und theuer bezahlen und annehmen, von seinem Kapital, so er darauf verwendet, wenige oder gar keine Interessen ziehen, oder gar noch über dem Verlust derselben noch einiges zusetzen will.

Der Grund dieses meines Ausspruches liegt nun freilich nicht in dem Garten selbsten, er liegt in ganz andern Winkeln; Ich rechtfertige den Garten, und rede sodann auch von dem, in welchem sich diese Ursachen des Verlusts aus ihnen offenbar vorfinden.

Ein Garten hat nahe an einer Stadt gewiß den erklecklichsten Nutzen, und der, so ihn besitzt, zieht aus ihm leicht den vorzüglichsten Gewinn; vorausgesetzt, daß er, der Besitzer, oder dessen Weib so klug ist, bey dessen Anbau auf ihre Absicht: den Nutzen, ihr Auge zu richten, und dann, daß sie auch nicht zu groß ist, die nächste Aufsicht zu übernehmen, oder gar selbsten mitarbeitet, wenigstens anordnet, und ihn mit ihrem Hausgesinde anbauet und bearbeitet.

Ein Garten kan in einem Sommer fast auf allen seinen Beeten dreyerley und viererley abgeben; alles, jedes Blatt findet seinen Käufer, man hat aus ihm Losung im Frühling, Sommer, Herbst und Winter, und nichts ist, das dem Verderben, wo nur einige Umsicht, einiger Fleiß ist, ganz zufällt;

Was Menschen nicht genieſſen, ist vor Kühe, Gaisen oder Schweine, die der Besitzer eines

Garten

Garten in seinem Hause ernähret und in das Haus nutzet. Was Erfahrungen überall bestätigen, braucht aus Ideen durch Schlüsse keines Erweises. Ein offener Kram, aus dem jederman alle Tage das nöthige ablanget und baar zahlet, kan wohl nie versagen, zumal da, wo der Kram eigene Produkte enthält, und wo der Absatz so gewiß ist. Der Garten selbst also ist gewiß nicht in der Schuld, warum über ihm sein Besitzer verarmet oder über Verlust klaget.

Zeige ich die Gründe, aus welchen der Nachtheil den Gartenliebhabern und Besitzern gemeiniglich erwächset; ist das geschehen; so ist es alsdenn ja nicht weit hin, den besten Vorschlag, wie man den Verlust abwendet, zu thun.

So wie sich der Alten Thiergärten und Meyerhöfe, wo sie die Thiere, die man verspeißte und zu Gastmälern in die Städte verkaufte, nach und nach ganz ausarteten: man besetzte sie statt Tauben, Krametsvögeln, Pfauen, u. d. gl. mit seltenen Vögeln, mit allerhand fremden vierfüßigen Thieren: Löwen, Bären, Affen, Adlern, Schuhu, Papagayen und dergleichen, damit nach Art der Grossen die Neugierde zu belustigen, und erzog also keine Hahnen, keine Tauben, u. d. gl. mehr zum Verkauf. schämte sich des Krams, und stopfte nur alles fett und feist vor seine eigene Tafel an, worüber endlich die Einkünfte entkamen; so werden auch nun die meisten, schönsten, fruchtbarsten Gärten,

ten, die vormals Salat, Kohl, Spargeln, Rettige, u. d. gl. aufhatten, womit man die Küche der Bürger vor baar Geld besorgte, und daraus den größten Gewinn einzog, jetzt nach dem Muster der Gärten grosser Fürsten zu Wildnissen, oder mit modernen Namen genennt, Busqueten, Alleen, Spaziergängen, Hütten, Brunnen und Blumenbeeten verwendet, eine seltene Melone, ein unnützer krupigter Kürbis, Ananas, Glashäuser, Orangerien, ein Kaffeebaum und so was rares, so sehr vielen Aufwand erfordert, und aus dem man nicht einen Heller mehr einziehet, ist da nun alles; wie will man so Nutzen erwarten, wo man bey der ganzen Anlage den Nutzen gar nicht zum Zweck hat, und sich nur die Wollust zum Gegenstand bei'm ganzen Entwurfe gemacht hat?

Sage ich zu viel; so will ich ausserdem, daß ich jederman nur auf die Stadtgärten hinweise, gar nichts mehr beisetzen; thue nur jeder nach dem, was er jetzt siehet, und was er vormals, wenn er funfzig Jahre zurücksehen kan, gesehen hat, einen Ausspruch; so bin ich ja ganz gewiß und vollkommenst gerechtfertigt. Der Alten Weise ist nicht mehr: Pracht hat das Nützliche verschlungen! —

Der Luxe der Stadtleute ist nun so hoch gestiegen, daß beinahem jeder Bürger, jeder Krämer, Gerber, u. d. gl. seinen eigenen Gärtner, wenigstens so etwas an einem besoldeten Mann

hat,

hat, der ihm neben andern dazu bestellten Taglöhnern seinen Garten besorgt und bearbeitet; dieses wird nothwendig, weil man sich nun zu groß dünket, zum nützlichen Vergnügen selbst Hand anzulegen, und man nun mehr auf das, was das Auge weidet, als den Magen sättiget, oder sein Einkommen erhöhet, hinsiehet; diese Anstalt aber ist allerdings kostbar; den Lohn vor jene zahlen nicht die Produkte, und da der Gärtner Freiheit hat, das Zugemüse vor sich auf seinen Tisch da zu nehmen; so bleibt kaum vor den Herrn das Benöthigte übrig; was will alsdann die Interessen des auf den Garten verwendeten Kapitals denn auch bezahlen? — Vordem handelten unsere Alten nicht so; sie selbst, ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Mägde vertraten zusammen die Stelle des Gärtners, und wenn auch ihre Arbeit so symmetrisch nicht ausfiel; so geschahe sie doch besser und nützlicher, so trug sie doch ein und bezahlte den Aufwand mit ihn noch überschiessendem Gewinne.

Ein Gartenhaus von Jasmin, Jörgen oder andern Rosen, aus Nußstauden, Fichten oder Laubholz zusammen geflochten, wo man wider die heisse Sonne Schatten und Schirm hatte, war den Alten zur Abkühlung und zur Decke genug; etwa ein Brunnen, wo am Garten kein Bach vorbeifloß, wurde zur Bewässerung oder zum Begiessen gegraben, das übrige des Gartens war zum Gemüsbau, zum Graswuchse, zum Baumpflanzen gewidmet; jetzt aber in unsern

sern Zeiten erbaut man da Palläste, Häuser vom weitesten Umfange, allerley Lusthäuser, an mehreren Ecken, man verwendet Gegenden auf Kegelspiele, auf Schießplätze, führt Brunnen zu Fontainen von weitem her, gräbt grosse Seen aus, und nur ein ganz geringes bleibet als eigentlicher Garten zum Anbau. Das Nützliche also nimmt das, so auf allen Verlust abzielt, und lockt und ladet jedweden, den mit zu bewirken, ein, hinweg.

Nichts so sehr, als der gesuchte Pracht der Gärten: die Teiche, Fontainen, Laubwände, Spaziergänge, Busquete, Häuser, u. d. gl. zur Verschwendung abzielende Gelegenheiten verursachen, daß die Stadtleute ihre Gärten schlecht nutzen, ja so gar statt des Nutzens, nichts als lautern und starken Verlust einernden und empfinden.

Sind diese Dinge dann nicht alle und jede die reizende Gegenstände, die den Herrn, die Frau, die Kinder des Hauses anziehen, da ihre Zeiten laß und faul, in Weichlichkeit und Wollust zu verschwenden? Verblühet da nicht öfters in buhlerischen Wollüsten die Unschuld? — Wird nicht da Speiß und Trank unnöthig genossen? unter kostbaren Musiken und Tänzen nicht vieles Geld durchgebracht? — Wer dieß und mehreres anderes leugnen kan, mit einer Stahlstirn wider alltägliche Erfahrungen anlaufen will, mag es immerhin thun! — Dieß sind

die

die Feinde, welche die Gärten der Stadtleute zu Gruben graben, in denen ihr Vermögen, ihre Tugend, ihr ehrlicher Name und ganze Wohlfart in Zeit und Ewigkeit öfters versinket, und noch mehr! Sie graben ihnen diese Grube nicht allein aus; dazu bedürfen sie Gehülfen, und diese melden sich an: Fremde und nahe Freunde, auf Wollust Gleichgesinnte stehen da immer im Garten; diese sinds, die sich der Gelegenheit bedienen, die Gesellschaft vermehren und die Grube recht tief graben, nach und nach alles verzehren; wie will ein solcher Garten Gewinn geben, wo er das volle Verderben, so auf ihn Stolz, Wollust und alle Ueppigkeiten ausstreuen, erträgt? —

Das so ich nun bis daher gesagt habe, enthält die Haupturſachen, (Lokalursachen finden sich immer überall noch mehrere) warum so viele Stadtleute ihre Gärten so schlecht nutzen, und von ihnen mehr Schaden, als Gewinn haben; dieß nun vorausgesetzt ist es ein leichtes, Vorschläge zu thun, wie sie den Schaden aus ihnen verwehren, ihn sogar in merklichen Nutzen verkehren. Ich will nun auch dieß thun.

Vor allem sage ich nochmal: daß ein Garten für ein Haus ein erwünschter und in allen Aussichten sehr nützlicher Besitz sey, wenigstens einem jedweden werden könne, auch vielen bereits sey.

Man-

Manchen ist er es so und sie glauben es nicht, weil sie seinen Ertrag niemal berechnet haben, und manche halten ihn dafür und sie irren sich gewaltig; eben auch deßwegen, weil sie den Aufwand auf ihn und seine Abgaben niemal gegen einander gehalten, niemal gegen einander abgewogen haben.

Ein Garten kan einem Hause die ganze Sommer- und Winternahrung zur Hälfte nur gar zu wohl abgeben; das Brod abgerechnet, gibt er Gemüser, Schmalz, Butter, Fleisch, vorausgesetzt, daß er mit dem Hause verhältnismäßige Grösse und Anlage habe. Er besetzet also den Tisch und welch' eine schöne Gelegenheit zur Bewegung? die wohlfeilste Apotheke zu des Besitzers Gesundheit. Eine da liegende Gelegenheit, wo die Mutter des Hauses neben ihren Kindern und Dienstmägden, wie unter lauterer Wonne in Spielarbeiten ihre müßigen Stunden vergnügt hinbringet, und so das ganze Haus ein nützliches Spiel treibt, und von tausend Ausschweifungen, unter welchen sonst Zeit, Gut, Tugend und Ehre vergeht, entfällt, verblühet und verrauchet, abgehalten wird. Ein Garten ist so schätzbar vor jeden einzelnen Burger, welcher nach der Arbeit des Berufs im Hause frische Luft sucht, um forthin zu leben, gesund ferner zu leben wünschet. Nun dann jetzt, wie daraus Nutzen zu gewinnen? —

Nutzen zu gewinnen ist also die Absicht? — Also nicht allein da zu wollüsteln, sondern neben dem Vergnügen vom auf den Garten verwendeten Kapital, und von den täglichen Ausgaben auf's Taglohn der Arbeiter darinnen Zinse und Ueberschuß zu sammlen! — Gut so! — diesen Zweck muß man behalten, nach diesem Zwecke muß man sich einrichten, thun und ihn niemal verlieren; —

Der, welcher seinen Garten zur Wolluft nur anleget, kommt da nicht in Betracht; denn so einer, da er keinen Gewinn sucht, soll auch nicht gewinnen! — ihm ist Wolluft Gewinn, die setze er in seiner Rechnung oben an, so hat er ja, was er begehrt; was will er also mehr, da er mehr nicht verlanget? Ich wüßte mir keinen Ort in der Welt, wo ein wollüstiges Herz mehr Gegenstände, mehr Gelegenheiten hätte oder haben könnte, als in dem Garten, wo es im Grünen, im Schatten, hinter Wänden, unter Blumen und Bäumen an Quellen, unterm Gesange der Vögel, im Umgange mit guten und bösen Menschen, vor alle Sinnen alle Reizungen, alle Sättigungen findet und antrift, der reichste Gewinn also nach seiner Absicht vor ihn!

Der, so das Nützliche sucht, bleibt also allein mein Lehrling, dem ich zu gut schreibe. Sey er nun, wer er sonst seyn kan; Ist er Herr, Gelehrter, Kaufmann oder Edler, ist er

Bürger, Künstler, oder der Mann eines Handwerks oder eines niedrigern Gewerbes; so spreche ich ihn, auf seine Absicht: nach dem Nützlichen zu handeln, dann an. Ist sie ihm Ernst; so läßt sie ihn wohl auch nicht los, selbst mit den Seinigen allen in dem Garten zu arbeiten; eigene, selbstgethane Arbeit ist allezeit die wohlfeilste und die beste, und trägt vor allen andern am allermeisten ein; und keine Arbeit steht allen jenen auch ohne Unterschied besser an, keine können sie, ohne sich ihrer schämen zu dürfen, ehe thun, keine ist ihrer Gesundheit zuträglicher, als diese, keine ist leichter, als diese, keine kan mehr abgesetzt gethan werden, als diese, keine wird unter mehrerem Vergnügen und mehrerer innerer Wollust verrichtet, als diese. Ich will dieß alles nicht erweisen — jeder Garten, jedes Grün, jeder Vogel im Garten, Blumen, und tausenderley Abwechslungen im Schönen und Angenehmen des Gartens erweisen es ja schon satt und genug. —

Also einen wie den andern zu gleicher Arbeit verdammen? — die Dame zu der Bürgerin, die Frau des Gelehrten, die Gemahlin des Edlen zu der Frau des Handwerkers zu stellen? —

Allerdings so; aber nicht zu ganz gleicher Arbeit, wo sie vor sich nicht schon wollen, und die leichteste Arbeit, die ihnen, ihrer Gesund-

heit

heit zuträglichste Bewegung mehr scheuen, als Nichtsthun, nur zusehen und krank seyn! —

Die Dame, die Gemahlin, der Edle, der Herr, der Gelehrte, diese alle sollen vom Aufstechen der Erde, vom Einebenen der Beeten, vom Baumklettern, auch vom Einsäen, Aussetzen, Auflockern und Ausjäten des Erdreichs ganz und gar frey seyn; ich weise ihnen dann also nichts, als die Aufsicht in ihren Gärten hier an; sie sollen da nichts thun, als aufsehen, anordnen und befehlen; dabey stricken, nähen oder was sie als gute Haushälterinnen sonst arbeiten, ihre Hände sollen niemal beschmutzt werden, und leiden so darunter wohl gar nichts. Der Herr, der Edle, wenn er dem Baumpfropfer, dem Heckenbinder oder dem Taglöhner aufsieht, etwas ließt, im Gartenhause schreibt, darauf wieder geht und sich bewegt, seine Pfeife Taback dabey rauchet, hat so vor sich die seiner Gesundheit zuträglichste Abwechslung; ists ihm zu viel, wenn er dem Baum mit seinem Gartenmesser ein unnützes Aestgen hinwegschneidet, ein Stämmgen äugelt; so thue er es nicht; die Aufsicht, die Anordnung allein ist vor sich und ihn schon nützliche Arbeit genug.

Die Taglöhner, die Dienstboten sollen arbeiten nicht vor Augen als den Menschen zu gefallen, als Knechte Gottes mit gutem Willen; allein, wo sind die? wo findet man die? — Nirgends oder irgendwo sehr selten; ist da nicht

Aufsicht; so ist der erste Grund schon gelegt, aus dem besten Garten, aus dem größten Stücke nicht nur nichts zu gewinnen, sondern zu verlieren. Und der Garten! — der ist eben der rechte Ort — und da ist eben die rechte Gelegenheit, wo man alles beisammen hat, die liederlichsten Arbeiten auf's liederlichste und auf's nachläßigste zu thun. Aufsicht also da natürlich vor allem! —

Des Bürgers, Krämers Weib, das Weib des Handwerkers! — sage ich denn diesem zu viel, wenn ich sage, daß sie die Spate, den Rechen ergreife, mit und neben ihrer Magd arbeite, säe, pflanze, ausjäte, hacke, auflockere, ihre Gemüse selbst abschneide und heimbringe? Das glaube ich nicht! ist es ihr zu viel; so weiß ich nicht, was ihr zu wenig seyn müßte; bei'm Nichtsthun würde sie glauben alles, und bei'm nur Etwasthun übermäßig gethan zu haben; ihr müßte alle Arbeit zu viel seyn, und nie würde ihr ihr Gartenbeet, so sie, wie es bey solchen nichtstaugenden Hausmüttern gemeiniglich ist, dasselbe durch eine Rotte alter Plauderinnen, Zu- und Abträgerinnen, oder alter Kupplerinnen bestellte, was abwerfen; hätte der Bürger so ein Weib; so verkaufe er seine Gartenstücke lieber heute noch, als morgen; es wird nie eine Zeit, ein Sommer seyn, da er dabey nicht verlieret; sein Weib, das zu Hause sitzt und ihre alte Klatschweiber im Garten hat, wird auf sie weit mehr verwenden, und vielleicht

in

in etlichen Tagen ihnen an allerhand, so sein Haus hat, mehr zuwenden, als der Garten im ganzen Sommer abwirft. — Diese faule Weiber, die, vom Stolz beherrscht, sich des Arbeitens schämen, sind doch stolz genug, ihren Garten vor dem Garten anderer wohl bestellt zu sehen, um sich nicht beschimpft zu sehen, und verwenden heimlich darauf alles. Ein gewaltiger, verderblicher Schleichhandel vor den Bürger, den Mann in dem Hause! —

Der Bürger selbst, er sey übrigens, wer er auch seyn kan, wenn er Gärten haben will, wenn er dabey gewinnen, nicht verlieren will, muß in ihnen nicht den Herrn machen, der da nur spazieren geht, isset, trinket, und Taglöhner arbeiten läßt und bezahlen will; sein Gewerbe wirft so viel Müßiggang und Aufwand nicht ab, und so bald er das glaubt und darnach thut; so ist der Gewinn aus den Gärten für ihn wohl nichts als Schade! welche schöne Erholung aber nach der Arbeit seines Berufs für ihn, wenn er Bäume zweigt, ausschneidet, ein Beet zurechte richtet, ausjätet, die Hecke schert, den Mist auf seine Stelle bringt, oder so was ihm angemessenes thut. Er geht alle Abend ins Bierhaus, trinkt da einen Krug Bier; warum trinkt er's denn nicht in seinem Garten unter ergötzender Arbeit, da allein, wo er sich mit Niemand verwirrt? Man hat Feyertäge, in denen man ohnehin wider Gottes Gebot vom Arbeiten absteht, wo der Bürger es vor heiliger

hält, in den Gasthäusern auf den Bettelstab vor Weib und Kinder zu saufen, als seine Berufsgeschäfte zu besorgen, und damit Weib und Kinder zu ernähren; wie wohl würde er da thun, wenn er statt solcher Sünde, die auch die Heiden verabscheuen, seine unschuldige, niemand ärgernde Gartenarbeiten thäte! — Niemal Schande vor uns bey dem, so wir uns selbst thun! — dem Bürger so wenig, als dem Herrn, und diesem so wenig, als jenem! —

Handeln wir so, ich will es nicht übertreiben, nicht alle unter einander werfen, nicht allen einerley Arbeit aufladen oder in die Hand geben, handeln wir so, sage ich, daß jeder nur etwas, nur das ihm und seinem Stande angemessenes, das Seine da thut; so legen wir den Grund, daß uns der Garten, jeder Garten einträglicher wird, als jedwedes anderes Gut: Acker oder Wiese.

Kurz! — der Mann, der unter seiner Hand den Salatstock und den Baum gerne wachsen siehet, sich an seiner selbsteigenen Schöpfung ergötzet, wird, er sey wer er auch seyn kan, sich der Gartenarbeiten niemalen schämen; Himmel ist ihm sein Garten und Himmelsfreude seine Arbeit in ihm, gewisser Vortheil sein Lohn! wer zu stumpfe Sinnen hat, das zu fühlen, was soll dem aber auch ein Garten? —

Der Garten, bey dem man den Zweck hat, Nutzen zu ziehen, muß auf diese Absicht angelegt

legt und mit denjenigen Gewächsen bepflanzt werden, aus denen man ihn nimmt, die am meisten Gewinn bey wenigerm Aufwande am sichersten und gewissesten abwerfen: die Gänge, die Laubwände, das, was sonst zur Schönheit, zur Weichlichkeit verwendet wird, muß auf Nutzen und Gewinn angelegt und angebauet werden. Statt des Buxbaums, unnützer Blümgen, oder des untauglichen Grases, womit man sonst die Gänge ausleget, die Beeten einfasset, nimmt man würzhafte Kräuter, Pflanzen, die in der Küche unentbehrlich sind und nähren; man pflanzt Aefel- und Birnbäume statt der Busquets: allerley Holzes aus West- und Ostindien; statt der viel Aufwand erfordernden Orangerien und fremden Gewächse überhaupt wählt man Kirschen, Amarellen, Pflaumen, Zwetschgen, u. d. gl. die keine Kunst, keine Kosten, keine eingeheizte Stuben fordern, und deren Früchte doch sättigen, wohl abgesetzt und im Haushalten genutzt werden können, Spargeln statt der Ananas, da jene nicht den hundertsten Theil Mühe und Kosten verursachen und weit mehreres eintragen. Fontainen, Teiche nehmen da keinen Raum weg; ein Brunnen, ein Wasserloch, da, wo die Sonne das Wasser zum Begiessen wärmt und zur Fäulnis bringet, ist da nützlich; mit wenigen Worten alles zu sagen: Ein Garten, der einbringen soll, muß durchaus mit allem dem bepflanzt werden, so einbringen kan; über dessen Hecken und Zäune muß man jedes Gewächse vom Gegentheil hinauswerfen! —

Also gar nichts Schönes in demselben? — O ja! recht viel Schönes, auf unsern Zweck aber Schönes! schöne Kräuter, schöne Bäume, schöne Spargeln, nichts Schlechtes! schöne Blumen, alles ist da schön, was uns zum Zweck führt; eine schöne Nelke, eine schöne Hyacinthe, eine schöne Aurikel, Schlüsselblume, Levcoje, ein frecher Rosmarin u. s. f. alle diese zieren den Garten, und auf dem Markte sind sie eine Kaufmannswaare von den besten; was ist aber die stinkende Kaiserkrone? — was die Aster? was die Convolvuln? u. d. gl. Sehen sie schön, schön in dem Garten, wer kauft sie aber dann auf dem Markte? — Niemand; so sind sie auch keine Waare, die der Haushälter liebet oder pflanzet.

Ein Gärtner, der auf einen Garten gehalten wird, wird mehr verzehren, als er Jahres durch erarbeitet, die Erfahrung und die Berechnung seiner Arbeit mit seinem Produkt wird dieses wohl klar machen; gut ist es, daß man den Gärtner nur zu dem, so uns auf's Nützliche allein sehende Hauswirthe nichts angehet, zu fremden Gewächsen, bedarf, diesen schaft man also ab oder nimmt ihn nicht an.

Aber wie da zu rathen? — Dem ist sehr bald gerathen! Ich übergab dem Bürger und den Seinigen diese Arbeit; —

Aber dem Herrn, dem Edlen! — auch diesen, die selbst nicht arbeiten wollen oder können,

doch keinen Gärtner; da arbeiten die Mägde des Hauses und die Damen, die Gemahlinnen, die Kinder, die Herren sehen auf, ordnen an und befehlen! — Ist wohl nicht genug! — Ey nun dann, doch sind wir geborgen auch ohne den Gärtner von Profeßion! — das Beste, daß die ganze Gärtnerkunst, so wie sie nutzt, nutzen kan, wie sie der Gelehrte, der Edle, der Bürger, der auf den Nutzen sieht, bedarf, in nuce vorgetragen und von jeder guten Hausmutter, jedem emsigen Weibe gar bald erlernt wird. —

Rathe man sich da so: Viele wackere Hausmütter verlieren ihre Männer sehr frühe, sie werden arme Wittwen und wissen öfters gar nicht wo aus; welch' eine christliche Fürsorge für die, wenn man ein solches der Wollust abgestorbenes Müttergen, deren Kinder im Dienste sind, zu sich in's Haus nähme, ihr sonst nichts, als den Garten zur Bearbeitung übergäbe und ihr dafür lohnte; so ein Müttergen, welches ein klein wenig unterrichtet wäre, deren nur in der Zeit, da das ganze Feld im Frühling auf einmal umgebrochen werden müßte, einige Arbeiter, die Knechte und Mägde, oder auch ein paar Taglöhnerinnen zugäbe, wäre im Stande, im übrigen einen mäßig grossen Garten im besten Anbau zu erhalten, und kostete wenig; wären Bäume zu bezweigen, zu beschneiden, zu behauen, diese könnte ein klein wenig in solchem Geschäfte erfahrner Bauer oder Knecht gar wohl in wenig Tagen besorgen. Ich bin gewiß, daß

ein solches Weib, allein und stets im Garten bey dieser Arbeit gelassen, mehr thäte, als der allerbeste Gärtner, der mehr spazieren geht, als er arbeitet, und zu jeder Arbeit, so gar zum Jäten, Taglöhner und Taglöhnerinnen fordert. Weiß man ja doch aus der allgemeinen Erfahrung, was diese Leute sind, und wie wenig sie auf's Nützliche sehen oder arbeiten, sich nur mit dem Spiel der Künsteleyen abgeben. Kennt man dann nicht Fürsten, welche grosse Felder zu Gärten anlegten, öfters mehr als zwey, drey Gärtner und doch kein Kraut auf den Tisch haben, und solche auf ihre Tafel auf dem grünen Markte aus der Hand des Schneiders oder Schusters Weibe einkaufen. —

Der Gartenplatz soll Garten seyn, aus dem man, als aus einem Garten, Nutzen sucht und erwartet. Seine Absicht bestimmt und legt ihn so an; daher also müssen die breiten und vielen Spaziergänge, die Laubwände, viele von den Remisen, Laubhütten, die Teiche, Fontainen, das grosse Gartenhaus, so einem Stadthause ähnlich und gleich ist, hinweg, und alle diese Plätze, die jene einnahmen, sollen auf den Kohl- und andern Gemüsbau verwendet werden. Behandelt man ein Feld, so Garten geheissen wird und seyn soll, also; so kan es nicht fehlen, wenn auch das übrige haushalterisch überdacht und gethan wird, es muß Gewinn abwerfen.

Nicht nur, daß man so mehr Platz zur Anpflanzung gewinnet; die Arbeit, welche man

auf

auf jene Gegenstände des Prachts, der Wollüste verwendete, fällt zugleich mit den Summen, die sie als Aufwand erforderte, hinweg, und dann auch, was noch mehr? —

Fällt so der Reiz für die Wolluſt; so wird sie sich da weniger sammlen, die Schmausereyen fallen hinweg, die Gelegenheit zur Verschwendung wird ausgegraben, und die Verschwendung ist nicht mehr: so nimmt der Garten weniger hinweg und trägt mehr ein. —

Allerhand Nebenideen! solche diktatorische Aussprüche fallen doch zu sehr auf, die Mignonsideen leiden darunter doch gar sehr! —

Ja, Freunde! wenn ihr mich fragt: Wie nuzt man den Garten als guter Haushalter? — so fragt ihr ja nicht: Wie legt man ihn als Wollüstling zu einem Rasen- und Blumenbeet, worauf die Wollüste sich hinstrecken, an? — Will ihn jemand so, und sucht da nur ein sanftes Lager vor seine Lüste; so rechne er darauf und ziehe das Vergnügen statt baaren Geldes immerhin ein! Vor den Wollüstler und den guten Hauswirth ist nicht ein und eben der Garten Freude; jenes Brust schwellt sich nur unter dem Dunst aufgehender und abwelkender Blumen; dieses seine sucht ihre Wonne unter fettem Kohl, unter nahrhaften Rüben vor sich und sein Vieh! —

Habe ich nun gesagt, was ich gerne wegräumte und was ich dagegen gerne einführte; so ver-

verfolge ich meine Idee auf die bessere Benutzung der Gärten an den Städten in mehreren Aussichten auf dieselben noch weiter.

Der, welcher aus einem Garten gewinnen will, muß ihn so bauen, daß er im Stande ist, Produkte zu geben, die in Völle, öfters in einem Sommer, und recht, wie erwünscht, schön zu geben; — ohne ihn mit hinlänglichem Dunge versehen, und nach einer guten Bauart bearbeitet zu haben, ist dieß schlechtweg nicht zu hoffen.

Von der Bauart ist da nicht zu reden, das dehnte die Beantwortung der Frage zu weit aus, dieß muß man sonst woher erlernen; Eins will ich doch sagen: den Boden tief aufstechen, die Pflanzen öfters ausjäten, und das Erdreich öfters, sonderlich vor einem nahen Regen zu behacken und aufzulockern, daß Regen und dann die Sonnenstralen wohl eindringen können, ist da die nothwendigste und allezeit nützlichste Arbeit.

Vom Dung aber ist allerdings nothwendiger zu sprechen! — Einen Garten, ohne hinlänglichen Dung dazu zu haben, anlegen und haben wollen, ist Vorsatz und Arbeit in den Wind, die mehr schadet, als nutzet; Man muß also die Grösse seines Gartens nach der Menge und Güte des Dunges berechnen, die man sich stets anschaffen zu können glaubet.

Mist,

Mist, Dung in Städten sich anzuschaffen, ist beschwerlich und öfters sehr kostbar; die Ankaufung desselben nimmt den meisten Gewinn aus dem Garten gemeiniglich vorweg. Beobachte man also bey Anlegung des Gartens die eben gegebene Regel!

Und jetzt, wie den zu erhalten? — Ist der Garten so groß, daß man vermögend ist von seinem Theil, auf dem man Bäume hat, unter denen Grasboden ist, eins oder mehrere Stücke Vieh ernähren zu können; so muß man nicht, wie der unbesonnene Geizige, verfahren, welcher nur ernden und nicht säen will, der das Gras verkauft und es im Miste vom Vieh als Nahrung auf den Garten nicht wieder zurückbringt; man muß davon Vieh füttern, Mist machen, und damit seinen Garten wohl dungen; die Sache der ganzen Natur geht immer im Cirkel; was heute Gras ist, ist morgen Mist und dann wieder Gras; wo das eine nicht ist, da wird auch das andere nicht seyn können. Zudem so gewirthschaftet in einer Stadt ist allezeit sehr gut gewirthschaftet; der Gewinn kommt nicht aller unmittelbar aus dem Garten, er kommt auch mittelbar aus Milch und Butter; was kan aber geschwinder, beständiger und zu allen Zeiten, und wo allzeit gewisser und in höhern Preisen abgesetzt werden, als die Butter, die Milch in der Stadt? —

Setze man nun aber: daß das Gartenstück so groß nicht ist, daß man neben dem Platz zum

Gemüsbau auch ein Baum- und ein Grasstück besitzet, daß man Kühe halten und Mist machen könnte; so gibt es in einer Stadt allzeit Gelegenheit, so viel Mist zu sammlen, unentgeltlich zu sammlen, als man vor so einen Garten bedarf. —

Grabe man sich in seinem Garten zwey Löcher, in deren jedem so vieler Mist gesammlet und aufbewahrt werden kan, als man auf ein Jahr vor die Gartenbeete, sie zu dungen, bedarf. — In diese Löcher bringe man von Zeit zu Zeit das Unkraut, so man im Garten ausjätet, alle Stängel, Blätter, kurz alles, was im Garten abfällt, so gar auch das Laub von Hecken und Bäumen, die kleinen Aestgen, welche man von den Hecken abscheeret, alles, was man findet und der Vermoderung ausgesetzt ist. Sammle man allen Unrath, das Kehrigt in den Stuben, auf der Gasse, vor der Thüre des Hauses, und dann noch, wenn man Handwerker ist, Schneider, Schuster, Kammmacher, Gerber, Färber, Dreher, Seifensieder, Sattler, Metzger, Kürschner, Ziegler, Becker, u. d. gl. den Abgang bey dem Handwerk: Flecke, Späne, Haare, Asche, gebrannten Leimen, Lauche, Blut, Knochen, Horn, Klauen, und was d. gl. noch mehr ist, ferner die natürliche Auswürfe, Harn, Koth, das Spülicht in der Küche, die Asche, den Ruß des Ofens, — Wasch- und Seifenwasser, und bringe dieß von Tagen zu Tagen oder von Wochen zu Wochen in diese Löcher;

So,

So, wie nun das Loch, worinnen dieses Gemenge am längsten gelegen und am besten verfault ist, am ersten ausgeleert und mit dessen Inhalt dieses Jahr gedüngt wird; so wechselt man künftig mit dem andern ab, und füllt sie auch so wechselsweise wieder nach und nach an.

Diese Löcher müssen im Schatten ausgegraben werden; thut man zu Zeiten Kalch und Gips, auch sonst für sich ganz unfruchtbare Erde zu, und bringt so eines aufs andere, begießt sie mit Urin, Spülicht, Lauche von Zeit zu Zeit; so bekommt man den allervortreflichsten Dung, von dem eine Schaufel voll besser ist, als drey Schaufel voll Mist von dem Vieh.

Man weiß Städte, z. E. Nizza in Italien, wo die Gartenbesitzer, weil man da gar wenigen oder gar keinen Kühmist hat, an ihren Gärten Abtritte erbaut haben, wo die Vorübergehende abtretten, und von diesen Auswürfen allein düngen sie ihre Gärten und erziehen die schönsten Gartenfrüchten in sehr grosser Menge. Wenn man nur will und emsig ist; so kan man in Städten immer etwas sammlen, umsonst erhalten, womit man aufs allerbeste und wohlfeilste dunget und dadurch den Ertrag seines Gartens erhöhet. Wie oft hat man nicht Gelegenheit, Bauschutt, weil da immer gebaut wird, zu erhalten? — Kein besserer Dung als dieser, zumal wenn er vorher ein, zwey, drey Jahre auf Hausen gelegen ist und gemodert hat.

Hätte

Hätte man Gelegenheit, ein Wasserhaltendes Loch ausgraben zu können; so lasse man Wasser in solches, bringe den Abfall von Menschen und Vieh u. d. gl. Blut, Ruß, Hornspäne, Tauben: Hünermist darein, rühre es um und begiesse damit.

Wenn ein Garten nicht mehr thut, als daß er ein Haushalten besorgt und vor solches auf ein Jahr das Zugemüse abgibt; so thut er schon vieles, man wird aus seinem Ertrage zwiefache Zinsen erheben; ein nur mäßiger Garten aber wirft nun weit mehr ab, als was nur eine Haushaltung bedarf.

Dieser Ueberschuß muß nie der nützlichsten Verwendung einem guten Hauswirthe entfallen; ihn selbst zu nutzen, selbst zu verzehren, ist ihm nicht möglich, also ist weiter nichts übrig, als ihn zu verkaufen.

Ich habe ein Weib zur Gärtnerin bestellet, dieses übernimmt auch den Verkauf: alle Morgen früh, da sie der Thau hindert, im Garten zu arbeiten, nimmt sie den Ueberschuß ab, sitzt auf dem Markte und verkauft ihn; einige Gewächse bringt man im Herbste unter die Erde z. Ex. Wurzelwerk, andere im Keller, z. E. Aepfel, Birn, Kohlkraut, Karfiol, u. d. gl. damit hat und treibt man im Winter seinen Kram.

Dieses eben gesagte führt ganz natürlich auf diesen Handgrif: daß ein Gartenbesitzer, der seine Waare zu Markte bringen will, das

anbaue,

anbaue, was seine Mitbürger vorzüglich suchen, lieben und einkaufen. Man sucht überall nicht Einerley, nicht einmal in jedem Hause Einerley, man muß also Verschiedenes, aber doch nur dieses Verschiedene anbauen, so man zu verkaufen Gelegenheit hat. An einem Bauerndörfgen, an einer Stadt, die nur lauter Handwerker bewohnen, würden Artischocken, Spargeln, Karfiol sehr wenig, destomehr fütterende Kräuter: Kopfkohl, Rüben, Kartoffeln, u. d. gl. von denen man mehr um geringes Geld abgeben könnte, gesucht werden; Wie man an einer Stadt, in der viele Edle, Gelehrte, Kaufleute, Reichere, weichlicher lebende wohnten, an jenen Gewächsen Abgang genug hätte.

Ein Garten muß des Jahres wenigstens zweimal, auch dreimal umgraben und genutzt werden: man kan jedwedes in der Jahrszeit, da man es zu essen gewohnt ist, erziehen; es kommt nur darauf an, daß die Gärtnerin hierauf ein klein wenig belehrt wird.

Alles ganz gut! wird man bey allem dem sagen; Aber so fällt ein gut Theil des Angenehmen des Stadtlebens hinweg; denn nimmt man da in unsern Gärten die Alleen, die Spaziergänge, die Gartenhäuser zu Krautbeeten hinweg, was bleibt uns zum Vergnügen in ihnen nun auch noch übrig? — Wenig oder nichts! —

Auf dieses, ich sage es nochmal, bin ich nun aber auch nicht gefragt worden! Man

fragte: Wie sind die Gärten der Stadtleute mit dem wenigsten Aufwande zu benutzen? Ist nun das Vergnügen an frohen Aussichten die Absicht bei'm Garten; so muß man reelle Nutzen vor den Tisch und den Beutel nicht suchen; ist aber hierauf gedacht; so weiß man ja wohl, daß ein Krautbeet mehr einbringt, als ein breiter mit Sand beschütteter Weg zum Spaziergang. —

Doch auch hier was zu sagen und mit zwey Worten vor grosse Städte einen Vorschlag zu thun! — Schaffe man zum Besten der Besitzer die Assembleen in den Privatgärten ab, und versammle man sich zum allgemeinen Besten auf publiken Spaziergängen, in angelegten publiken Gärten; so thut man in Berlin, so in Amsterdam und in London; jeder zehrt da vor sich, wie er will, und keiner druckt den andern in seinem eigenen Garten bis zum Verderben darnieder!

Gelten Erfahrungen mehr, als alle Ideen, mehr, als alle Schlüsse aus Ideen; so setze ich hier die meinige nun schon so lange Zeit von vielen Jahren her, alle Jahr gehabte Erfahrungen zum Unterrichte und Erweise dann noch an.

Ich wohne nicht in einer Stadt; in einem Marktflecken, wo kein täglicher, überhaupt kein Verkauf von Gartengewächsen ist, wo jederman der Gärten genug hat, habe ich meinen Garten, welcher etwa fünf bis sechs Morgen, den Morgen zu 180 Ruthen, halten mag; gemessen habe

ich ihn nicht, das aber kan ich sagen: er enthält bey 1800 Bäume, und die zwar so, daß ringsum drückts an der ihn umgebenden Hecke lauter Zwetschgenbäume, keiner von dem andern über zwey Schritte, öfters nicht so weit absteht, angebracht sind, die auch so Raum genug haben, sich zwar nicht gegen einander, aber auswärts, auf zwo Seiten, ausbreiten zu können und so eine dichte hohe Laubwand formiren; die Bäume innerhalb des Gartens: Aepfel- Birn- Zwetschgenbäume wechseln von Weiten zu Weiten in gleichen Reihen durchaus mit einander ab, und stehen auch nicht gar entfernt einer vom andern, weil sie noch jung sind und sich selbst künftig durchs Abstehen theils, und theils durchs Ausnehmen Platz und Raum machen werden und können; Stehen sie künftig sich zu nahe; so nehme ich aus; ich bin im Ausnehmen der Bäume gar nicht ängstlich; mir ist es eins, einen Baum von 8, von 10 oder von 20 und 30 Jahren auszuheben und ihn zu verpflanzen; einer so gut als der andere bekommt mir, und sind mir schon einige ältere abgestanden; so sind mir doch auch eben so viel oder noch mehrere jüngere nicht bekommen; es kommt nur darauf an, daß man dabey vernünftig und nach der Weisung der Natur die Sache angreift; folglich wird es für mich oder einen andern künftigen Besitzer keine gefährliche Sache werden, da, wo sie zu dichte stehen, mehrere auszuheben und sie zu versetzen.

Auf diesem ganzen Lande wechsle ich mit (*) Klee- Haber- und Kartoffelbau, in welchem letztern auch Rüben eingesprengt und allerhand andere Küchengemüse erzogen werden, ab; die Reihen, auf welchen die Bäume stehen, werden deßwegen, weil auf solchen zwischen den Bäumen viele Spargeln einzeln eingelegt sind, stets zu zweyen und dreyen Schuen breit bearbeitet, und mit Küchenkräutern, auch Wurzelwerk besäet.

So mein Garten bearbeitet, nutze ich ihn sehr hoch; weil er durchaus ein fast ganz verödetes Gut war, welches ich seit zwanzig Jahren nach und nach Stückweis mit nur 450 fl. zusammen gekauft habe, und mich also mit allen Nebenunkosten, z. E. Handlohn u. d. gl. etwa 480 fl. kosten mag, wo ich unter tausend Freuden mit den Meinigen: meiner Gattin, Kindern, Mägden, auch einigen Taglöhnern den Gärtner machte, ihn nach und nach anlegte, bearbeitete und verbesserte; so habe ich nun, wo nur kein grosser Mißwachs erfolget, alle Jahre am Ertrag fast bis zu der Hälfte dessen, so er mich Ankaufs zu stehen kam.

Zum Erweis dessen wähle ich den Ertrag des letztabgewichenen Jahrs 1778. aus.

Jähr-

(*) Klee und Haber lasse ich durch einander säen; dieser Haber wird zweimal abgeschnitten und ist die beste grüne Fütterung für's Rindvieh.

Jährliche Kosten.

	fl.	kr.
Vom Kapital der Kaufsumme und anderer Kosten 480 fl jährliche Zinse hievon à 5 pro Cent	—	24 —
jährliche Bearbeitungskosten am Bau in der Ernde, beym Dörren des Obsts	30	—
50 Wagen voll Dung à 45 kr.	—	37 30
Herrschaftliche jährliche Kosten von diesem vormals verödetem Gute	4	—
jährlicher Saamen an Haber, Klee, Kartoffeln — — — —	12	—
Jährlicher Ertrag 1778.	107	30
An gedörrten Zwetschgen 130 aufgehäufte Simri; jedes Simri kan im Hause vor 1 fl. 30 kr., auch zu 2 fl. verkauft werden, setze ich 1 fl. 30 kr. vor jedes an	—	195 —
An Kartoffeln 30 Malter, als in einem Jahr, in dem dieselben ziemlich versagten, à 1 fl. 30 kr.	45	—
drey Wagen voll weisse Rüben à 1 fl. 30 kr. — — —	4	30
Sommer- und Winterfütterung zu drey Kühen und ihren Kälbern	60	—
An Aepfeln, Birn, Kirschen und übrigen Gartengewächsen	—	20 —
an daselbst erzogenem Klee 1½ Simri à 8 fl. — — — —	12	—
	336	30
die jährlichen Kosten — —	107	30
abgezogen, bleibt jährlich reiner Gewinn	229	—

So viel erträgt mir mein Garten da, wo man nicht alles, wie in einer Stadt, sogleich und täglich an Handwerksleute, die keine Gärten haben, verkaufen und absetzen kan, — was würde er mir, an einer Stadt gelegen und so behandelt, nicht abwerfen? — Doch! hätte ich ihn da, was würden mir auch Gesellschaften darinnen vielleicht nicht wieder vorwegnehmen? — — Alles hat zwo Seiten! — doch bleibe ich dabey: einem Hause ist nichts einträglicher, als ein Garten von der Art! —

Noch mehr! Nicht die Hälfte meiner Bäume, da die meisten noch nicht erwachsen sind, viele erst gepfropft und kaum zwey Jahre gepflanzt sind, ist tragbar; was würde mir nicht mein Garten jährlich einbringen, wenn alle seine Bäume zur Tragbarkeit gereift wären? Einem Bürger einer Stadt empfielt sich also so sehr nichts, als der Garten.

LXIII.

Welche Art von Gemenge findet man zu grüner Sommerfütterung vor die beste? das ist, von welchen Sorten, ob Gerste, Haber, Erbsen, Linsen, Wicken, ꝛc. ꝛc. und in welcher Proportion?

Leipz. Intelligenzblat vom 3. Oct. 1778. Art. VIII. Anfragen Num. 4.

Wenn man von Gemenge, welches man in Franken Gemische oder Gemesche heisset, als einer grünen Sommerfütterung redet, und sie als nothwendig erkläret; so sieht man dabey nicht auf Pferde, Schafe oder Schweine, sondern nur auf das Rindvieh.

Unstrittig ist es wahr, daß man aus dem Rindvieh, sonderlich von den Kühen im Sommer den meisten Nutzen aus der grünen Fütterung erwartet, und zu dieser grünen Fütterung, aus welcher der meiste Nutzen erfolget, rechnet man billig das Gemenge; doch auch nicht geleugnet, daß unter dem vielerley Gemenge, auf die Nutzbarkeit gesehen, nicht ein geringer, sondern ein sehr grosser Unterschied seyn müsse.

Es lohnt sich der Mühe und ist der Aufmerksamkeit des Landwirths allerdings würdig, die Sache des Gemengs aus der Natur zu erklären, und den Abstand einer jeden Art von der andern zu zeigen. Das selbsten zu thun, dazu hat mir die Leipziger Anfrage Gelegenheit gegeben; versuche ich es also! —

Das Gemenge oder Gemesche, so aus Allerley bestehet, wird auch von allerley Saamen gesäet; dieser Saame wird entweder lauter oder einer mit dem andern, öfters werden auch dreye

unter einander zugleich ausgestreuet; man säet sie aus, um sie, etwas aufgewachsen, abzugrasen und sie grün zu verfüttern; man nimmt dazu: Gersten, Haber, Roggen, Buchweizen oder Heidekorn, Erbsen, Linsen, Wicken, u. s. w. Diese Saamen werden zu allen Zeiten des Frühlings und Sommers und gegen den Herbst angesäet; die Zeit, in welcher man solcher Fütterung benöthigt ist, bestimmet durch das Maas des Wuchses die Zeit der Aussaat. Man ist solcher Fütterung benöthiget, wenn man sie sonstwoher durchs Grasen hin und her und von den Wiesen nicht erhalten kan.

Noch ehe, als der Kleebau eingeführt wurde, war das Gemenge beinahe jedwedem Bauern unentbehrlich, man bauete es sehr haufig: jetzt aber, da der Klee grüne und dürre und zwar sehr gute Fütterung in Menge gibt, man solche auch durch ihn mit wenigerer Arbeit, ohne grossen Schaden vielmehr mit Nutzen gewinnen kan; so verliert jenes seinen Werth und verliert sich selbst nach und nach sehr.

Sage ich vor allen Dingen, warum man den Kleebau dem Gemengebau vorziehet und nenne die Ursachen! —

Der Gemengebau ist gegen den Kleebau nicht deßwegen, als wenn der Klee eine fettere Fütterung wäre, verwerflich; gewiß ist's, daß einiges Gemenge, als das von Wicken, Haber,

Haber, Erbsen, den Klee an Güte oder Fettigkeit noch zurückläßt oder ihm vorangeht;

Die Ursachen sind andere und diese:

Die erste: das Gemenge, wenn es nur etwas hoch aufwächst und anhaltende Regen fallen ein, legt sich gar bald, wird so und aufrechtstehend faul, das Vieh frißt es sodann gar nicht mehr gern, und zieht davon vieles in die Streue.

Die zwote: die meisten Gattungen, als: Erbsen, Wicken, Linsen können nur einmal abgemähet werden und geben also gar nicht viel aus.

Die dritte: Man säet es gemeiniglich in das Brachfeld, so auf nächsten Herbst mit Wintergetraide besäet wird; man säet es auch in das um Jacobi abgeerndete und umgestürzte Wintergetraidefeld ein; im ersten Fall mag man, nachdem es abgegrast ist, den Acker dungen und bauen, wie man will; so versagt er doch auf den nächsten Sommer das Getraide gewaltig und die Ernde wird schlecht, so, daß man da, wie der Bauer als in einem Sprüchworte zu sagen gewohnt ist, da, wo man jetzt Gemäsch abschneidet und füttert, schneidet und füttert man Getraide.

Im zweeten Fall ergibt sich beinahem eben so viel Schädliches wieder: ein Acker, so behandelt, wird aufs folgende Jahr an den auf ihn aus:

ausgesäeten Sommierfrüchten abbrechen und man wird es vielleicht auf folgender Wintereinsaat noch fühlen.

Die vierte: der darauf auszustreuende Saame könnte, wo man ihn nicht darauf verwendete und aussäete, zu andern Absichten: zur Fütterung, Mastung, u. d. gl. genutzt werden.

Wenn man nun aus diesen Gründen den Liebhabern des Gemengebaus ihre Liebhaberey aus der Landwirthschaft ausmerzet und den Kleebau empfielt; so mögten sie aus eben denselben den Kleebau verwerfen und das Gemenge wieder anpreisen; könnten sie doch sagen: auch der Kleesaame ist theuer; auch der Klee saugt die Felder aus; auch der Klee hoch gewachsen, alt, ist nicht mehr die angenehme Speise vor das Vieh!

Daß ich kurz darauf antworte! und dieß: den Kleesaamen zieht man selbst, er gibt sehr viel aus und man bedarf wenig, höchstens in drey Jahren wieder frisch anzusäen; einiger der ewige und der türkische, oder, welches eben das ist, der lucerner und der Esparset daurt wohl 30 und 50 Jahre an, und ist immer unter guten Handgriffen gute Fütterung für Rinder, Pferde, Schafe und Schweine. Der Klee saugt, wie tausend Erfahrungen zeugen, die Felder nicht aus; er bessert sie vielmehr; das Kleefeld nur einmal umgeworfen, ohne es gedungt

zu

zu haben, sogleich, so es mäßiges oder sehr schwer Feld ist, besäet und beeggt, gibt die fettesten Ernden.

Der Klee hoch aufgewachsen, alt, ist freilich dem Vieh die angenehme Fütterung, die er war, da er noch jung war, nicht mehr; er wird zu rauh, zu hart, bei'm Regenwetter unten her öfters faul; allein, wenn er dieß alles ist; so dörret man ihn zu Heu, so ist er das beste Futter auf den Winter, bei'm Gemenge ist es nicht also.

Müßte ich, wenn ich zu rathen hätte, nach meinen Ueberzeugungen und Erfahrungen, also den Gemengebau abrathen und den Kleebau dargegen anrathen; so entledigt mich doch hier dieß nicht von dem übernommenen Auftrage, nach dem ich zu sagen habe:

Wenn man Gemenge irgendwo ansäen wollte, welches unter allen Arten das beste und nützlichste seyn müßte.

Die Natur der Sache, wie die Erfahrung lehret und überzeuget, daß die Saamen, die Halme, die Ranken aller und jeder Getraidesorten, so lange sie ihre Körner noch nicht ausgeschoben haben, also deren Kraft noch in ihnen liegt, fette und in solchem Betracht alle zur Fütterung recht gut und erwünscht sind; das sind sie, so lange sie Blätter und grün sind. In Absicht auf dieses wird das Gras oder das Halm einer

Getrai-

Getraideſorte dem einer andern wohl nicht viel nachgeben oder ihm vorſtehen.

Das mag aber in andern Ab- und Ausſichten gar wohl ſeyn und iſt auch allerdings ſo. Der weſentliche Inhalt eines Gewächſes iſt überhaupt zwar immer einer und eben derſelbe; der Unterſchied aber in demſelben liegt in der Quantität und in der Modification der weſentlichen Theile der ganzen Maſſa des Inhalts: Eine Fruchtſorte hat mehr von einem weſentlichen Theile, als eine andere von ihm hat, und dieſe ſind hernach ſo verſchieden gemiſcht und zuſammen geſetzt, daß andere Farbe, anderer Geruch, Geſchmack, andere Geſtalt und Wirkung heraus kommt und das nicht nur in der Frucht und im Korn ſelbſt, ſondern auch am Halm, Ranken oder Blatt, ſie ſeyen dürr oder grün;

Daher alſo kommt's, daß eine Frucht ſüß, milchigt, die andere rauh, anziehend, bitter ſchmäckt; daß eine mildes, ſüſſes, glattes, mürbes, das andere rauhes, ſchneidendes, hartes, bitteres Gras, Stengel und Blätter hat; daher folgt's, daß das eine das Vieh lieber als das andere frißt, das dritte gar nicht oder nur mit Unluſt; daß das eine mehr Fettigkeit und Milch gibt als das andere, und das Vieh vom dritten wohl gar noch zurückſteht und ausmagert; Man wird alſo, ohne mehreres ſagen zu dörfen, dafürhalten, daß die erſtere Art ſolcher Fütterung vor der letztern den Vorrang habe und behaupte,

ja daß die letztere gar keiner Achtung, keines Anbaues werth sey.

Diese Gräser alle sind aber allerdings im Grade ihrer Güte oder Nichtgüte verschieden, und was dem einen auf der Seite an Güte zuwächst, verliert es oder hat es nicht auf der andern; wenn wieder andere vom Gegentheil seyn werden; die, welche freilich neben ihrer Güte keine von solchen Mängeln aufwiesen, wären die besten.

Man muß von allem dem genannten Gemenge oder Gemsche, so aus Roggen, Gersten, Haber, Erbsen, Wicken, Linsen angesäet und verfüttert wird, sagen, daß es Fettigkeit satt und genug habe; man kan aber auch nicht leugnen, daß es bey regnerischer Witterung den allgemeinen Fehler habe, wenn es abgemäht und naß heimgebracht wird, dem Vieh nicht so gar angenehm sey und über Nacht anlaufe, faule, zu stinken anfange und dann zur Fütterung gar nicht mehr tauge.

Der Bauer hat einen Handgrif, sich wohlfeiles Gemenge auf den Herbst zu verschaffen, und er ist dieser: sieht er, daß auf seinem Acker viel Roggen vom Hagel ausgeschlagen oder von Sturmwinden abgerieben worden; so säet er noch etwas Erbsen oder Wicken darunter, stürzt seinen Acker flach um und gewinnt so das wieder, was ihm schiene zu entgehen; so verfährt

er

er auch bey der Wintergerste, das ist, bey der Gerste, die er am Herbst säete, welche noch ehe zeitigt, als der Roggen. Dieses Gemenge ist allemal zu schätzen, weil es weniges kostet und im Herbst sehr willkommen und gut ist.

Das übrige Gemenge, so der Bauer aus der Baarschaft seiner Körner aussäet, kommt ihn nun freilich allezeit höher, als jenes; Säet er aber so; so wählt er dazu die Sorte, welche im geringsten Preis stehet, also niemalen, oder gar selten Roggen.

Das gewöhnlichste Gemenge bestehet aus Erbsen und Wicken; er hat, diese zwo Sorten dazu zu wählen, vollkommensten Grund. Denn Erbsen und Wicken können zu allen Zeiten: bey angehenden Frühling und spat im Sommer, ausgesäet werden; ihr frecher Wuchs, sonderlich der der Erbsen, bringt sie zur Abfütterung bald her, und da das Rindvieh beede Sorten nur gar zu gerne frißt, solche auch Fettigkeiten und Milch geben; so zieht man sie wohl nicht ohne Grund andern Schottenfrüchten, sonderlich den Linsen, weit vor;

Die Linsen werden auch meines Wissens zur grünen Fütterung oder zu einem Gemenge gar nicht gesäet; das Vieh würde ihr Gras allerdings fressen und sich nur gar zu gerne damit füttern, es müßte auch Fettigkeiten auf Feistigkeit und auf Milch wirken; allein der Wuchs

der

der Linse ist nicht frech, das Gras bleibt kurz, es gibt sehr weniges aus und schickt sich hieher wohl gar nicht.

Besser dient hiezu der Buchweizen oder das Heidekorn, dieses wächst sehr schnell und hoch und in starken Stengeln auf, das Rindvieh frißt es auch gerne, es suchet oder fordert keinen allzuguten Boden, wächst dem ohngeachtet fett auf, und wirkt auch auf die Fettigkeit des Rindviehes, auf viele und sehr gute Milch.

Wenn diese dreyerley Sorten schon das Gute, so ich genannt habe, alles an sich haben; so mangelt ihnen doch eins, nemlich: daß sie, einmal abgeschnitten, nicht wiederum nachschieben, und also der Acker durch sie das zweitemal nicht weiter genutzt werden kan; allerdings ein sehr wichtiger Fehler!

Diesen Fehler haben Gerste und Haber nicht; werden sie einmal in ihrem besten Wuchse zu halb Ehlen hoch abgemähet; so treiben sie auf einem mäßig gutem Acker allezeit noch einmal und in ungleich grösserer Dichtigkeit nach, so, daß also durch sie der Acker wohl zweimal in einem Sommer abgegrast und genutzt werden kan. Die Gerste und der Haber sind einander hierinnen ganz gleich.

Doch muß die Gerste dem Haber in andern Stücken nur allzuweit nach- und zurück stehen: in der Fettigkeit nicht; bey der wollte ich lieber sagen, daß die Gerste den Haber übertreffe;

sondern in Ansehung seines Grases, welches, wenn der Stock kaum eine Drittelehle hoch aufgeschossen ist, solches auf seinen Seiten mit so scharfen Enden oder Stacheln dichte an einander besetzt wird, daß es schneidet, und das Vieh ohne verwundet zu werden, kaum im Stande ist, es zu käuen und zu fressen, daher es solches auch gar nicht gerne angreift, wenn es auch jüngern solchen Saamen sehr begierigst einfrißt.

Noch mehr! wenn es nur etwas regnet und solcher Saame noch jung ist; so ist er so mast, wird so bazigt und fault so gerne, daß man nicht wohl Rath thun kan, das Vieh zeigt auch alsdenn sehr wenige Begierde, ihn zu fressen.

Zudem noch! kaum eine Getraidesorte ist weichlicher als diese; hat sie nicht recht und eben angemessene Witterung, ist es nur etwas zu trocken, etwas zu naß, etwas zu kalt oder zu heiß; so stockt sie sogleich, wird gelb und steht ab, so also, daß man mit der Ansaat eines Gemenges aus Gersten beständig in Gefahr ist und seine Fütterung niemal gewiß hat.

Der Haber sticht in allem diesem und in noch mehrerem über der Gerste herfür: Einmal ist die Ansaat eines Gemengs mit Haber nicht so kostbar, als die mit Gerste, Erbsen, Wicken Linsen, Roggen; — sie ist schlechtweg die wohlfeilste unter allen; wenn das Malter Haber mit zwey Gulden bezahlt wird; so gelten die andern

Sorten

Sorten gewißlich drey, vier, fünf oder mehr Gulden.

Zweitens: das Habergras: Halmen, Blätter sind und bleiben immerhin milde, linde, dem Vieh eßbar und schmackhaft, fast bis dahin, daß es abstirbt; daher kan man es vom Acker weg allezeit füttern: es ist nie zu jung, nie zu alt.

Drittens: wie die Habersaat auf allen Feldungen, guten, schlechten, schweren, leichten, auch auf dem Sandfelde gut fortkommt; so achtet sie auch Tröckene und Nässe nicht viel; kan irgend noch bey diesem oder jenem eine Fruchtsorte bestehen und fortkommen; so besteht auch der Haber und kommt gut fort, und welches ihm vor der Gerste noch eigen ist, er fault nicht wie sie, und bleibt dem Rindvieh immerhin schmackhaft.

Viertens: Wenn man den Haber mit Erbsen, Wicken, Linsen vergleichet; so gibt er allezeit ein vorzüglicher Gemenge, als alle diese dreye, wenn diese in ihren Ranken auf dem Boden dahin kriechen, und bey regnerischer Witterung sehr leicht und bald anlaufen und faul werden, so, daß es das Vieh nimmer genisset; so steht der Haber immer aufrecht, fault nie und bleibt beständig das schmackhafteste Futter.

Säet man also Erbsen, Wicken, Linsen zusammen oder jedes derselben allein, oder zwey

von ihnen unter einander; so hat man ihr Gutes und Schlechtes einmal wie das andere mal, zu ernden.

Die vorzüglichste und beste Ansaat eines Gemenges ist also die:

Wenn man Haber, Erbsen, Wicken, untermenget und sie zusammen unter einander ausstreuet;

Die Ursachen hievon sind diese:

1) Daß alle drey schnell und behende aufwachsen.

2) Alle drey dem Vieh die beste, fetteste und schmackhafteste Fütterung abgeben.

3) Der Haber allerwenigstens nach dem Abgrasen noch einmal aufwächst und also zweimal abgefüttert werden kan.

4) Durch den Haber, der unter den beeden andern Sorten gleichzu auf- und emporwächst, ist das, was an den Erbsen und Wicken als Fehler bemerkt, hinweg gehoben wird, und sie auf allezeit aufs brauchbareste hergestellt —; denn, indem er gerade aufwächst; so hängen sich die sonst auf dem Boden kriechende und da bald faulende Erbsen- und Wickenranken an ihn an, wachsen an ihm empor, entgehen also hierdurch der sonst frühern Fäulnis.

Dieses Gemenge am ersten Frühling aufs Brachfeld gesäet kan also bis Jacobi zweimal genutzt werden.

Wird es auf die um Jacobi abgeerndete gestürzte Wintergetraidefelder ausgestreut; so dient es noch um und nach Michaelis zur Spatfütterung gar sehr wohl.

Der Bauer, welcher bey uns mästet und Jahr aus Jahr ein einige Ochsen in der Mastung hat, bedient sich solcher gemengten Ansaat, so er keinen Klee hat, seit einigen Jahren gar nützlich.

Er säet sie in den Sommerfluhr ein, wenn alles zu einer halben Ehle gewachsen ist, grast er es nach und nach ab, füttert Mastvieh und Kühe damit, und so, wie er es nach und nach abgrast; so bestreut er die abgegraste Stücke nach und nach mit Gips, und erhält in kurzem wieder so viel, als er das erstemal wegnahm.

Läßt er es aber länger stehen; so steht es gemeiniglich, bis alles anfängt, Schotten und Körner zu gewinnen und zum Theil schon gewonnen hat, er nimmt es da ab, schneidet es, weil es doch etwas zu hart ist, auf der Häckerlingsbank zu einem oder einem und einem halben Zoll kurz, und schüttet es so Kühen und seinem Mastviehe vor; so werden seine meisten Sommer- und Herbstochsen, ohne weiter was zu erhalten, gemästet.

Zu Zeiten, sonderlich wenn er zu viel dergleichen Gemenge ausgesäet hat, läßt er's auch auszeitigen, bringt es dann heim, drischt es aus und bedient sich der Körner so gemengt,

geschroten oder eingeweicht und gequöllt bey seiner Mastung als der allervortreflichsten Fütterung vor allem.

Noch eine Art eines solchen Gemengs ist jetzt Haber und dreiblätterigter rother Klee; diese beede Sorten unter einander gesäet, sind die vortreflichste Fütterung. Bald nach Pfingsten schneidet man den Haber ab; begipst das Feld, in kurzem wächst sodann Haber und Klee unter einander vorzüglich schön auf, und dann hat man den Nutzen vom Acker zwiefach an Güte und Menge; folgende zwey Jahre ist der Acker nun Kleefeld.

Von der Proportion nun! — wie die Proportion? — Damit fragt man allerdings so viel: Wenn Wicken und Erbsen untermengt werden, wie viel nimmt man von jeder Sorte dazu? — Wenn Haber, Erbsen, Wicken gemischt werden, wie viel nimmt mau sodann Haber? wie viel Erbsen? wie viel Wicken? —

Ich sage hierauf überhaupt so viel: Man hat in solchen Dingen, wo es in's Grosse gehet, auf Kleinigkeiten gar nicht zu sehen, man nimmt da, wie man es hat; diese Fruchtsorten taugen alle, eine jede allein und zwey, drey zusammen zu der vortreflichsten Fütterung; kommt die eine nicht hin; so vertritt seine Stelle die andere und der Acker oder die Fütterung verliert nichts; eine ersetzt, was ihr durch die andere entgehet, ganz vollkommen.

Jedoch

Jedoch man hat die Proportion gefordert, ich bleibe dabey, daß ich von der Proportion des besten Gemengs: Haber, Erbsen, Wicken hier rede; der Haber hat als in ein Paar Aussichten die erste Frucht bei'm Gemenge Vorzüge, und man muß bey dem Gemenge ihn am allerersten ansehen; denn

Durch ihn steht 1) Erbsen und Wicken aufrecht, dadurch, daß sie sich an ihn vermittelst ihrer Klammern anhängen, wodurch sie also 2) vor der Fäulnis bey regnerischer Witterung verwahrt werden.

3) Er ist die Frucht, welche, wenn sie einmal abgegrast ist, noch einmal frech und dicht aufwächst.

Aus diesen beeden gefolgert, macht der Haber bey dem Gemenge den ersten Hauptheil wohl aus; daher muß zu solchem wenigstens die Hälfte, oder zwey Drittel, alsdann ein Theil Erbsen, ein Theil Wicken oder nach dem Maas: da zwey Drittel Haber genommen wird, das dritte Drittel zu zwey gleichen Theilen aus Erbsen und Wicken bestehen.

So mag es allezeit mit dem Gemenge, welches im Frühling gesäet werden soll, gehalten werden; will man aber erst nach der Wintergetraideernde säen; so ist Haber und Wicken dazu nicht so geschickt, als die Erbsen; diese wächst schneller, als jene, und vielfältig, wenn nicht recht erwünschtes Wetter im Herbste noch eintritt, erhält man gar nichts vom Haber und den Wicken;

glückts aber; so ziehe ich abermal den Haber der Erbsen, und die Wicken beinahe beeden zugleich vor; warum? deßwegen, das Gras der Wicken hat mehr substantiöses, als die Erbsen, und vielleicht übertrift sie darinnen auch noch den Haber, der im Herbste weniger kräftig zu bleiben scheinet. Gewiß ist's, dergleichen Gemenge auf schwerem Boden aufgesäet, mit Gips bestreut, hat an Güte und Vielheit sehr grossen Vorzug vor dem auf leichtem Boden, ohne Begipsung erhalten zu haben.

Einen weitern Grund der Proportion solches Gemenges aus Haber, Erbsen, Wicken suche ich selbst auch in der Fütterung. Erbsen, Wicken dem Vieh allein zu geben, ist gefährlich; sie sind zu fett, und wenn sie in Menge vorgelegt werden; so werden sie bei'm vielen und hurtigen Einfressen unverdaulich, blähen auf, und wo nicht schnell Mittel dagegen gebraucht werden; so wird es tödtlich, gefährlich, das Vieh fällt davon nur allzuleichte hin; ist aber mehr Haber untergemischt; so geschieht dieß wohl niemal.

Wer also sicherer gehen will, der macht sein Gemenge so, wie ich gesagt habe, setzt aber auch hiebey nöthige Vorsicht und Aufsicht doch niemal beiseite.

LXIV.

Der

Handgrif

überhaupt

und insonderheit

bey der

Dekonomie.

LXIV.

Reiche und Arme sind auf Erden unter einander gemenget; nach des Königs Ausspruch hat es der Herr so gemacht; Niemand läßt sich wohl dabey einfallen, daß er es so nach unbedingtem Rathschlusse geordnet habe, sondern es vielmehr so erfolgen lasse, weil sich manche selbst so in das Weltsystem, welches alle Menschen zu beglücken vermag und dazu erbaut ist, einpassen, daß sie arm werden müssen, wenn andere sich so dreinschicken, daß sie ihnen Reichthümer zuwenden können und müssen.

Wäre es nicht so; so könnte Gott bey keinem Menschen sagen: Du bringest dich selbsten in's Unglück, und jeder, der unglücklich oder arm würde, der mit seinem Centner nichts gewönne, hätte hinlängliche Ursache, sich wider die Anklage des allgemeinen Hausvaters zu vertheidigen und bliebe gerecht. Ich schliesse: da Gott unser Bestes will; da er der ganzen Weltbau und Lauf segnete und uns zum Besitze übergab; da wir sehen, daß jeder, der sich von seinem Entstehen an recht einpasset, genug hat; daß jeder das nemliche thun und also haben könnte, und so es einige nicht haben, daß sie die Regel: im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, verschmäht haben.

Man revoltirt mir diesen meinen Gedanken auf zwo Seiten: auf Seiten des Beglückten und Reichen; auf Seiten des Unglücklichen und Armen.

Hans, sagt man, kommt eben, wenn's viel ist, mit dem Laute der Betglocke aus dem Bette, zieht sich gemächlich an, betet zwar kurz, wäscht sich, geht in Stall, legt dem Vieh Futter vor, kommt zurück in die Stube, isset unübereilt sein Morgenbrod, und kommt eben wieder zu seinem Vieh, wenn es sich nach mehrerm Futter umsieht; er füttert, tränkt, zieht wie ein anderer mit oder ohne Vieh zu Felde, kommt auf den Ruf der Mittagsglocke zum Tische, isset da gut und sich so im gewohnten langsamen Takte weg satt, trinkt seinen Cyder, kommt zurück zur Arbeit, dann zum Abendtische; ist Stall und Haus versehen und verriegelt; so geht er sorgenlos zu Bette und schnarcht die Nacht durch; so treibt er's alle Tage die Woche hindurch, trinkt auch wohl am Feste ein Glas Wein mit seiner Hausehre in der Dorfschenke um baar Geld; ich sehe weder vorzügliche Arbeit, noch ausserordentliches Sparen, vielweniger Geiz und doch hat Hans an allem und immer genug. Mit seiner Arbeit geht's doch gut fort, Feld und Garten sind wohl gebaut, gut versehen, er ist immer und alle Tage vor andern fertig, ob er gleich des Gesindes im Hause und bey der Arbeit nicht mehr hat, als andere; wenn Arbeit und Klugheit reich machte; so wäre es Hans nicht; es

liegt

liegt alles an Zeit und Glück, am Schicksal, am Segen von oben; wem's Gott gönnt, dem gibt er's im Schlaf. —

Stephan, der gute Stephan! ist in allem das Gegentheil ganz, und doch bey gleichen Feldgütern, bey ungemein grösserer Emsigkeit, als des Hansen seine ist, bleibt er unglücklich, kommt von Tag zu Tag immer mehr herab, und wenn es so fort gehet; so wird er bey seinem harten Stück Brod, Kartoffeln und Wasser, bey seiner unmäßigen, nie geendigten Arbeit, bey allen seinen Sorgen in kurzem in Gant kommen; Es ist unbegreiflich, wie dieser Mann, gegen Hansen gehalten, herab- und jener emporkommt! Er arbeitet mehr, als Hans, isset, trinket schlechter, als Hans und kleidet sich ärmer, als Hans; im Arbeiten und Sparen also steht er ihm vor und im Vermögen dennoch weit nach; was ist also so sichtbar und so gewiß, als daß weder Arbeiten, noch Sparen, und nur allein das Schicksal über uns bestimmet, reich oder arm macher; durch Wunder geschieht beides. — Alles, was man noch zugibt, ist das, daß unmäßiger Geiz auf Reichthum was vermöge und zügellose Faulheit verarme. Weiter was gestehet man nicht zu.

Und mich bringt alles dieß von meinem Glaubensbekenntnisse dennoch nicht ab; solche Eräugnisse lassen sich aus dem Naturlaufe immer noch erklären, man darf keineswegs hiezu der Zuflucht zuwundern.

Das

Das allerletzte, so man annimmt, kan nicht erwiesen werden; Man kan geizen und doch arm werden, und faul seyn und durch Zufälle nicht nur reich werden, sondern sich auch bey solchem Reichthum erhalten. Dergleichen Geschichten sind eben so rar nicht, als man vielleicht glaubt; auch die da reich werden wollen und darauf geizen, fallen in allerhand Stricke, die in gänzliches Verderben hinabsenken; wird der ganz Faule immerhin faul bleiben; veranlaßt ihn der blinde Glücksfall, durch den er reich wurde, hiezu noch mehr; so wird er auch zu faul seyn, seinen Reichthum zu verschwenden; er wird sich wie eine Thürangel im Bette nur umwenden, und das macht ihn, so einmal reich geworden, gewißlich vor sich nicht arm.

Daß Stephan bey aller Arbeit und Sparsamkeit immer mehr herab- als empor kommt, wundere ich nicht; ich will seine Arbeiten und seine Einsichten und so auch seine Sparsamkeit gar nicht verkennen, noch weniger ableugnen; ich will sagen und zugestehen, daß er mehr arbeitet, als Hans; daß er in den Feldbau eben so gute Einsichten hat, als Hans; daß Hansens Sparsamkeit nicht so weit geht, als die seine; so bemerke ich doch, wenn ich Hansen gegen Stephan, Stephan gegen Hansen stelle, an diesem immerhin so etwas herfürstechendes, welches mir Hansens Arbeiten und Sparsamkeit vielmehr empfielt, als die Sparsamkeit und die Arbeit des Stephans;

Ich sehe sie nach gleichen Regeln arbeiten, aber Hans steht immer weniger mühsam und ist frölich bey allem dem, so er thut, wenn Stephan indessen krumm und gebückt, wie von Lasten beladen, mit saurem Gesichte gräbet und wühlet. Jener endigt ein gleiches Maas der Arbeit doch ehe, als dieser, und wenn sie dann bey Tische sitzen und beede ihre Würste aus dem Kamin essen; so sind Hansens seine wohlfeiler zubereitet, als Stephans seine, und doch mögte ich jenes seine weit lieber essen, als die Würste des Stephans, die mir Ekel bei'm ersten Anblicke erregen. Jener schläft auf seinem Bette sanft, dieser liegt auf eben so einem Bette hart und in Unruhe, und zwar mit dem Erfolge, daß dieses seines unter Unflat vor der Zeit umkommt und verfault, und jenes seines auf Kindes Kinder vererbt wird und bleibet. Ich sehe das gleiche Maas der Arbeiten, auch öfters des Einkommens, auch der Sparsamkeit, und doch, ich weiß nicht recht was, sehe ich herfürstechendes bey Hansen, und so etwas nicht bey Stephan; ich verstehe es nicht recht, warum, wie ich meyne, auch Stephan zurückbleibt! —

So weit kommt man wohl in seinen Bemerkungen bey lichten Eräugnissen selbsten; ich wünschte da nun aber weiter zu kommen, zu sagen und zu erweisen, daß Hansens Glück alles von geschickten Handgriffen und Stephans Zurückstand von seiner Armuth an Handgriffen ganz allein abhange.

Wenn

Wenn der Handgrif die Arbeiten, die Sparsamkeit, das Glück eines Menschen so gar sehr befördert, und der Mangel an solchen jene so sehr zurückhält, zurückstößt; so verdient er einer Beleuchtung, Betrachtung, der strengsten Beurtheilung, alsdenn der besten Empfehlung.

Der Handgrif! —

Ob über dem Handgriffe, sonderlich über dem in der Oekonomie schon was geschrieben sey, weiß ich wohl nicht; mich deuchts aber, nein; wenigstens ich selbsten habe davon noch nie was gelesen. Ich liefere, was ich aus mir selbst davon denke.

Mir kommt es so für, daß der Handgrif das im körperlichen Gewerbe sey, was das bon-mot in der Beredsamkeit, und der coup de maitre in der Kunst, in der Politique; der coup d'oeil in der Kriegskunst etwa seyn mag.

Man ist kaum im Stande, von je einem dieser dreyen eine complete Erklärung zu geben; ich habe wenigstens noch keine gesehen oder gehöret, die ich davor zu erklären vermögte. Das bon-mot der Franzosen, so der Lateiner unter seiner locutio acuta verstanden haben mag, hat noch nicht einmal im Teutschen einen festgesetzten Namen, gleichsam als wenn dasselbe auf das Bürgerrecht in Teutschland, oder der Teutsche auf solches keinen Anspruch zu machen berechtiget seyn möchte. Ist es nun da so, wie sollte es sich mit den Handgriffen wohl anderst verhalten?

halten? Man kan nicht sagen, was im abgezogenen Verstande der coup de maitre sey, und so sind die Wörter, womit der Franzos den Handgrif betitelt, der Sache durchaus nicht so angemessen, wie sie es seyn sollten; Manière, façon sind gar weit entfernt, pratique eben so weit, adresse kommt etwas näher, druckt aber die Sache eben auch nicht aus; mich deucht, das Wort des Teutschen: Handgrif, habe da den Vorzug vor allen, und man könne sich wirklich das Wesen und die Natur der Sache dabey gemächlich und vollkommener denken.

Wie fast alle die Namen, welche die geistige Handlungen der Seele ausdrucken, Namen körperlicher Handlungen sind, z. E. Begrif, Einsicht, Leidenschaft, u. s. f. so hat auch die Handlung, die man Handgrif betitelt, ihren Namen von der Hand und dem Griffe, der Handhebe eines Instrumentes erhalten. Die Handhebe, oder das Theil eines Instruments, so Grif heisset, ist der Theil, das Stück, an dem man es ergreifen soll und es recht zum Gebrauch packet, wenn man es da ansaßt; es aber nicht brauchen kan, wo man es an einem andern Theile packet; die Hand ist dazu, es zu ergreifen, durch sie, oder von ihr wird es genutzet, in einem andern Gliede nutzet es nicht und von keinem andern kan es genutzt werden. Darf ich es also wagen, zu sagen, daß, nach diesem gedacht, unter dem Worte: Handgrif, ein auf seinen Endzweck passendes Verfahren in

einer Sache verstanden werden müsse. — Mag es das seyn! — so sehe ich doch wohl ein, daß dieser dem Worte: Handgrif, unterlegte Begrif noch lange nicht alles das fasse oder sage, was man sich unter ihm denket. Ein jedwedes kluges Verfahren auf seine Absicht ist jenes; aber das ist eben nicht sogleich Handgrif; dieser sagt nun wohl mehr! —

Der Handgrif ist diejenige Fertigkeit in einer zweckmäßigen oder auf den Zweck passenden Handlung, durch welche man nicht nach der gewohnten und jedem bekannten Art, schneller, ohne so grosse Mühe oder Kosten, seine Absicht, seinen Zweck vollkommener erreichet.

Damit will ich mich nicht darauf einlassen, als ob ich glaubte, Erklärung gegeben zu haben, da mag die unvollkommenere Beschreibung ihren Platz einnehmen; so viel aber ist doch gewiß, daß man in diesen angezeigten Stücken das Wesen des Handgriffes suchet und erwartet. Ein Handgrif ohne Fertigkeit ist nicht zu denken; mich rechtfertiget, wenn ich es sagen darf, der Officier, der die Handgriffe machen lassen will, wenn er damit: macht euch fertig: seine Kriegsknechte aufruft, und ihnen dadurch das, was ihnen jetzt am nothwendigsten ist, zuruft. Wenn der Handgrif eine gemeine zweckmäßige Handlung wäre; so würde man ihn durch einen eigenen Namen vor den übrigen nicht ausgezeichnet haben, und wenn er nur auf dem gemeinen

meinen Umwege, mit eben der Mühe und den Kosten zum Zweck führte, warum sollte man ihn so auffallend vor den übrigen auszeichnen? Nimmt man das, so bey den Uebungen des Kriegsvolks mit dem Namen des Handgriffes belegt ist, vor sich; so wird man in solchem alle diese Eigenschaften vorfinden; man wird beobachten, daß man aus ihnen und den Graden ihrer Vollkommenheit, die Vollkommenheit der Sache selbst abmißt und beurtheilt.

Es ist kein Gewerbe, keine Kunst, gar nichts, so auf Erden von Menschen geschiehet, wo nicht Kunst- und Handgriffe mit vorkommen oder seyn könnten, und diese sinds auch, die allen Vortheil verschaffen; über diesen allen mich aber einzulassen, bin ich nicht Willens; ich bleibe bey meinem Vorsatze und schreibe über dem

Handgriffe bey der Oekonomie! —

So viele Theile diese hat; so vielerley und mancherley Handgriffe werden auch in ihr bemerket, und diese machen den Unterschied guter und schlechter, wohl und übel bestellter Oekonomien allerdings aus. Alle Haushaltungen, in welchen man nur nach dem Gewöhnlichen arbeitet, handelt und verfährt, werden nie zu was Vollkommenem sich aufheben, ehe noch verfallen, als sich über eine andere aufschwingen, und alle Haushaltungen, wo man viele gute Handgriffe in der Arbeit und in der Aufbewahrungskunst, im Sparen vorfindet, werden

zunehmen, über andere emporsteigen und die weit hinter sich zurücklassen.

Hier ist Licht über zwoen Haushaltungen, in deren einer tägliche Arbeiten gefunden werden, wo Nachtsorgen, Wachen und Aufwecken, wo gleichwol kein Fortgang, kein Bestehen ist; — in deren anderer aber, wo das Glück alle Tage mehr anwächst, wo man doch weder so mühsam arbeitet, noch so gar grämlich sorget und karget. In beeden Haushaltungen gehen die Geschäfte zu Ende: in der einen fertig, schnell, ohne Mühe, ohne viele Kosten; in der andern aber langsam, verdrossen, mühsam und mit sehr vielem Aufwande; dort ist Ueberschuß und Gewinn; hier nimmt Zeit und Aufwand den Gewinn schon, ehe sie geendigt sind, wieder vorweg. — Beede Haushalter kommen mir gerade so vor, wie zween Arbeiter, denen ihr Werkzeug zur Arbeit, etwa eine Haue, vor den Füssen liegt; der eine ergreift sie bei'm Stiel, bey der Handhebe, hebt sie so auf und haut so, ohne weiter was dabey nöthig zu haben, drauf los; der andere aber ergreift sie nicht an der Handhebe, sondern am Eisen, womit man hauet, er drehet sie ein paarmal herum, besudelt seine Hand mit da anklebendem Koth, leget sie wieder weg, waschet erst seine Hände, dann die Haue, trocknet sich und sie, und denn erst ergreifet er sie bey dem Stiel und arbeitet endlich mit fort. Wer fieng nun glücklicher an? — Wer wird das Maas seiner Arbeit ehe endigen? — Der erstere

allerdings! da er den wahren Handgrif am besten gemacht hat, oder sein Werkzeug sogleich am Handgrif ergrif; so kommen sie mir vor, wie Hansens und Stephans Häuser, wo man die Würste aus dem Kamin nimmt, sie in Hansens Hause nur im Wasser absiedet; in Stephans seinem aber in Butter bratet; also da mit Aufwand, mit mehr Mühe ekelhafte Würste auf den Tisch stellt, wenn man sie dort schnell ohne alle Kosten weit schmackhafter herfürbringt und essen kan.

Die Menschen sind in der Ausführung ihrer Absichten so verschieden, wie zween Reisende, die in einen und eben den Ort wollen, deren der eine gerade zu, der andere aber Umwege gehet; sie kommen beede auf einen Fleck, der eine frühe, der andere spat, unter'm Ermüden und mit Aufwand mehreren Reisegeldes; gewohnt arbeiten, ohne Handgriffe arbeiten, das heißt: an einem Graben stehen, und da man nicht mit einem gewohnten Schritte überschreiten kan, nicht drüber springen oder überhüpfen, erst eine Brücke bauen und denn sich im gewohnten Schritt übersetzen wollen.

Kan man den Handgrif nicht erklären, oder, daß ich mich des Kunstwortes bediene, kan man ihn nicht definiren; so muß ich mehrere Handgriffe vorlegen, aus denen man sich eine mögliche Idee von ihnen selbst bildet! — sie liessen sich nun freilich alle ehe und besser anschaulich,

als aus Worten, erkennen; ich will aber doch sehen, daß ich einige auswähle, die man auch aus der Beschreibung zu verstehen im Stand ist.

Der Bauer, der sehr schweres Feld, sonderlich schwarzes Feld, so Gips inne hat, und sehr gebunden ist, bey seinem Hofe besitzet, pflüget es früh; nach Klugheit pflüget er es sehr früh und da zwar, da er noch folgenden Schnee und Frost mit aller Wahrscheinlichkeit muthmasset; soll er aber jetzt auch seine Sommerfrüchte alsogleich einsäen? — Das thut er nun nicht, um sie nicht durch Schnee und Frost umkommen zu sehen; — warum aber so frühe denn pflügen und umbrechen und doch noch nicht besäen? — Ein anderer pflüget es später; welcher Vortheil vor jenem und welcher Nachtheil vor diesem? — Jener pflüget zu der Zeit, da er sonst noch gar nichts im Feldbau zu bearbeiten vorfindet; — dieser, da die Feldarbeiten schon überhand nehmen; jener bricht da feuchtes, schweres Feld gleich nach dem Abgange des Schnees leicht auf; da dieser öfters nach etwas Austrocknung den eisenfestesten Boden gar nicht mehr gewinnen oder umbrechen kan. Jener sieht sein aufgebrochenes Feld zwar in Stücken jetzt daliegen; es frieret aber wieder, es thauet auf, alles wird mürbe, zerfällt in Staub und dann in der Säezeit streuet er den Saamen auf, egget ihn sehr leicht und schön unter; da dieser sein Feld erst herumbricht, in Stücken liegen hat, und seinen aufgestreuten, nicht unter zu

egzenden Saamen von allerley Vögeln, die sich eben jetzt im Striche in Menge einfinden, von einheimischen und wilden Tauben vorzüglich aufgefressen siehet, und folglich die schlechteste Ernde zu erwarten haben wird. Handgrif bey jenem; Handgrif nicht bey diesem.

Dieser Ackersmann mähet, wenn es regnet, seine Wiesen zu Heu ab; ein anderer erwartet hiezu schön Wetter; Wetter, da es zu regnen jetzt nachläßt. Jener haut das nasse Gras leichter vom Boden mit halber Arbeit hinweg, er kan da Arbeiter, die jetzt nichts zu thun finden, genug haben; das grüne Gras im Regen niedergehauen, fault viele Tage nicht, es kam noch allemal nach Regen wieder schön Wetter; kommt es, so dörrt er ab und führt dann ein; da der ohne diesen Handgrif Arbeitende jetzt erst schwer mähet, die Taglöhner dazu nicht finden kan, und dann erst, nachdem jener schon eingeheimset hat, hauen oder dörren will, da dann das Regenwetter wieder zurücktritt, und sein halb dörres Heu gar leicht in wenigen Tagen verdirbet.

Ein umgepflügter, in der Brache liegender Acker zeuget allemal Unkraut, im Uebertrieb nehmen zwar die Schafe dessen obere Theile: die Blätter und Stängel, nicht aber die Wurzeln hinweg; die drüber gehende Egge aber reisset auch diese, wenn das Feld wohl beeggt ist, heraus. — Ja — aber der Bauer egget nicht

sogleich alsdann; er lauert auf heisses und anhaltendes, heisses Wetter; vermuthet er dieß, dann nach zween, dreyen Tagen auf den Regen ergreift er seine Egge, reißt das Unkraut aus, welches nun auch ausgerissen verdorret, und nicht mehr, wie sonst, wo diese Operation gleich nach dem Regenwetter oder bey wieder darauf folgendem Regen erfolgt wäre, wieder weder anwächst, noch aufgrünet.

So thut auch der Gärtner, der Weinbergsmann, die zu so einer Zeit der größten anhaltendesten Hitze ihre Felder herumbrechen, und drey oder vier Endzwecke auf einmal gewinnen: das Unkraut ausreissen, vertilgen, dem Saamen Raum machen, mit den Wurzeln eindringen zu können, das Feld lockern, damit sich folgende Regen desto leichter und tiefer eingiessen. — Der so nicht denkt, hauet dann sein Feld auf, wenn es feucht ist; — aber er gewinnet damit so viel, daß er weder den einen, noch den andern dieser Zwecke erreicht, und sich leicht alles, so er wegheben wollte, wieder herstellt.

Wohlgestählte und geschliffene Werkzeuge sind die stärkste Hülfe zu guter, fertiger, also wohlfeilerer Arbeit bey allem und jedem, so man unternimmt: die Aufsicht, dieses allzeit zu haben, ist schon einer der allerbesten Handgriffe; wie weit steht der, so sie nicht hat, vor jenem, der sie hat, nicht zurück? Der, so sie schleift,

scheint

scheint vor dem, der sie nicht schleift und mit stumpfem Geschirr in einemhin arbeitet, an Zeit und Arbeit zu verlieren, und gewinnt zuletzt doch noch über ihm; die Arbeit wird leichter gethan, und mit halber Mühe wird er vor diesem noch fertig.

Ein anderer mögte denken, daß man bei'm Baumausgraben, bei'm Heckenbinden mit zween Arbeitern, deren jeder einzeln arbeitete, weiter käme, als wenn man sie beede zusammen auf einen Fleck, an einen und eben den Baum, an eben die Hecke, hinstellete, da zusammen zu arbeiten, und die Erfahrung lehret doch, daß es Handgrif in beeden Geschäften ist, letzteres zu wählen, da man wahrnimmt, daß zween so mehr thun können, als sechs andere, welche einzeln hingestellet wären. Warum? — das läßt sich eigentlich nur anschaulich begreifen und nicht so recht mit Worten erklären; Ich mache es mit Worten so verstehlich, als ich kan! — Eine Hecke, die mit Dornen durchaus besetzt ist, wie kan die, ohne daß einer dem andern die Sträuche zum Einflechten, zum Anbinden hinreichet, und ohne daß man sich bey jedem Angriffe, so man anderst verfähret, verletzt siehet, eingeflochten oder eingebunden werden? Wer kan da eilen oder schnell arbeiten? zumal da, da er bald auf der, bald auf der andern Seite seyn soll? — Sind zween; so wird auf einmal alle Hindernis zu fertiger Arbeit gehoben, und sie

geschiehet ohne alle Gefahr verletzt zu werden; sie gehet also gut und schnell fort. — Ein Baum, den ein Mann auszugraben gedächte, würde sich lange gegen alle Bemühungen darauf aufrecht erhalten; sind aber ihrer zween und der Baum ist nicht allzustark und dick; so ergreift ihn der eine am Stamm hoch an, zieht oder biegt ihn etwas um, der andere grabt; kommt dieser mit der Haue an eine Wurzel; so empfindet es jener sogleich mittelst des Stamms in der Hand, der belehret den, der gräbt, da oder dort zu hauen, er trift die Wurzeln gut, sie bringen sie alle leichte los, und den Baum aus der Erde heraus; sagte ich es ja doch schon: dieser Handgrif läßt sich in Worten nicht ganz erklären; genug ists: zween graben so ehe funfzig Bäume aus, als ein Einzelner zehne mühsamst heraushebt. Zu diesen beeden Arbeiten auf einmal zween Arbeiter zugleich hin- und zusammen zu stellen, ist also Handgrif des Hausvaters.

Da man anfieng, Kartoffeln zu bauen, gieng alles ungeschickt, ohne alle Handgriffe zu; man war im Einlegen derselben nicht belehrt, im Bearbeiten ohne Vortheil, im Herausnehmen und Gebrauch ohne Handgrif; nun man sie aber einige Zeiten her angebaut hat; so hat man der Handgriffe dabey mehrere. Man schneidet die Kartoffeln etliche mal entzwey, und pflanzt mit einer vier, fünf, sechs Stöcke an; man nimmt nur die Augen heraus, steckt sie ein

und

und verbraucht das Uebrige zur Speise vor die Menschen oder zur Fütterung vor's Vieh. Ehe man sie aufhäufet, das geschieht mit der Haue, besser mit dem Karst, haut man rund um sie her den Boden tief auf, so, daß er recht locker ist; alsdenn häuft man die Stängel hoch mit Erden auf; man schneidet das Kraut, wo möglich, gar nicht mehr, oder nur erst nach Michaelis ab; nimmt man die Kartoffeln aus, so umgräbt man den Haufen erst auf zwo Seiten, haut über den Stock hin, und reißt ihn dahin, wo erst geraumt wurde, (man kan dieß mit Worten nicht lehren) da sie alsdenn sehr wohl herausfallen; im Gebrauche hat man nun gar zu viele Handgriffe, die Kartoffeln recht wohl zu nutzen, sie alle anzusetzen bin ich nicht Willens.

Der dreiblätterige rothe Klee wurde anfangs allein ausgesäet, alsdenn nahm man den Handgrif bald an, ihn mit der Gerste anzusäen; man wählte noch einen bessern: säete ihn im Frühling auf das Wintergetraidefeld unter den Saamen ein, ersparte die Mühe des Pflügens und der Klee erwuchs so vortreflich; nun gehet man von diesem auch hie und da ab; säet ihn mit dem Haber ein, schneidet Klee und Haber Sommers durch zweimal ab, gewinnt so das allerbeste Futter gleich im ersten Jahr, und hat künftig den prächtigsten Kleewuchs noch zwey Jahre, so man will, aneinander.

Man erfuhr, daß der Klee das Vieh aufblähete, worüber es leichtlich verkam; wie viele Handgriffe hat man nun nicht darwider ersonnen, um nicht gezwungen zu seyn, von einer sonst so herrlichen Fütterung abstehen zu müssen, sein Vieh zu erhalten?

Man schneidet ihn mit Stroh untermischt, im Frühjahr, wenn er noch zart ist und leichtlich aufblähet; kurz, man mähet ihn in der Mitte des Tags, wenn er abgetrocknet ist; man läßt ihn bis zur Blüte erwachsen; man macht die Sprossen oder das Gegitter der Raufe sehr enge, um das langsame Fressen zu erzwingen; man legt dem Vieh oft, aber allezeit sehr weniges nach einander, abgesetzt, vor. Welcher Landwirth nicht gedacht haben würde, würde auf alles dieß wohl nicht gefallen oder gekommen seyn, wir würden so viele Handgriffe heute noch vermissen.

Es ist alte, auf zwoen Seiten schädliche Gewohnheit, das tragende und säugende Muttervieh: Kühe und Schweine, mit Getraide zu füttern, ihm mehrere und fettere Milch zu geben. Diese Fütterung ist kostbar, das Vieh wird davon verstopft, erkranket, das Schwein wird durch die Hitze rasend und frisset seine Jungen, der beste Handgrif sehr vieler jetzt: sie lassen alles Getraide weg, füttern Klee, Esparsette, Turnips, Kartoffeln, ꝛc. ꝛc. das Vieh hat

davon

davon fette Nahrung, viele Milch, erfrischende, heilende Fütterung, die den Leib offen hält, wovon das alte Muttervieh bestehet und die Jungen sehr wohl gedeihen; die Fütterung hat zugleich sehr niedrigen Preis gegen das Getraide, und der Gewinn aus der Zucht wird erhöhet.

Ein Handgrif ist es, wenn der Bauer bey der Mastung seines Viehes, wozu er, wenn er nicht besonderes gutes Heu und Grummet, so auf schwerem, schwarzem, vorzüglich auf Gipsboden gewachsen ist, hat, Körner bedarf und dazu vornemlich die Wicken wählet, entweder eine Handmühle, um sie selbst darauf zu schroten, im Hause hält oder solche zur Fütterung einweichet, um dadurch der vielen Mühlenmitze oder des Mühlenlohns zu entgehen.

Das Kleefeld mit Mist zu überstreuen hat zwoerley Absichten: ihn zu düngen und ihn damit wider den Fraß der Schafheerden, die den Gestank des Mistes fliehen, und über das Feld, so damit gedungt ist, ohne da anzubeissen, hinweglaufen, zu sichern; wenn man also recht stinkenden, fetten, nicht sehr verfaulten Mist, zu dem man nach und nach Menschenmist gemenget hat, nicht im Herbst, sondern erst im spaten Frühling, da der Klee eben jetzt zu kaimen anfangen will, aufführet und umstreuet; so liegt er da im vollen Gestank und das eben zu der

Zeit, da der Klee seines Schutzes bedarf; wäre seine Aufführung und Ausstreuung schon im Herbste oder Winter geschehen; so würde er bis zum Kaimen des Klees seinen Gestank schon verlohren haben, und zur Erreichung der zwoten Absicht gar nicht mehr dienen, auch den Namen des Handgriffes gar nicht mehr verdienen.

Die Schafheerden sind der Rinde junger Bäume sehr gefährlich: sie schelen sie ab: es wäre nöthig, wo sie sich sonderlich im Winter öfters aufhalten, oder wo der Pferch hingeschlagen wird, sie mit Dornen zu umbinden und zu vermachen; man bedarf es aber nicht, wo man die Stämme nur so weit, als ein Schaf auflangen kan, mit stinkendem Miste, er sey Schwein- Rinds- oder Menschenkoth übersalbet. Der Handgrif des Gärtners.

Wer den Vortheil haben kan, daß ihm die Schäfer auf dem Ackerfeld unter seinen Bäumen auf ein Trinkgeld zur Sommerszeit in den Mittagstunden, da es sehr warm ist, und die Schafe in den Schatten gebracht werden, herscheln, (sich lagern) der macht damit einen Handgrif vor seine Bäume, welcher zur Fruchtbarkeit derselben alles und alles beiträgt; der Bauer bedient sich dieses Handgriffes vor das Geschenk einer Milch, dem Schäfer den Durst zu löschen, sehr wirthschaftlich, und ersparet damit sehr vielen Dung.

Ich

Ich muß, nachdem ich einige Handgriffe zu Musiern, durch die ich gerne sagen mögte, was ich unter Handgriffen verstehe, angebracht habe, noch anmerken, daß sie der Bauer gemeiniglich mit dem Namen: Vorthel, belegt und ihre sich vor allen andern gemeinen, allen bekannten Arten zu arbeiten so sehr auszeichnende Güte durch sein Sprüchwort: der Vorthel ist Meister, lehret und anpreiset.

Ich muß bekennen, daß mehrere der angezeigten und anderer in der Landwirthschaft vorkommenden Verfahrungsarten mit dem Namen der Handgriffe so eigentlich nicht belegt werden können; denn eigentlich sollte man nur die besondern Arten: eine Arbeit, ein Werkzeug bey der Arbeit anzugreifen oder anzufassen und damit zu arbeiten, so heissen; allein, da aber doch der Bauer sich diese Dinge oder diese Vortheile alle unter seine Handgriffe oder Vorthel im Haushalten und in seinen Arbeiten bringet und dazu zählet, wer sollte ihnen also diesen Namen, ohne Unrecht zu begehen, entziehen? Läßt man es da, wie es ist.

Ich wollte übrigens wünschen, daß ich im Stand wäre, eigentliche Handgriffe bey den Arbeiten durch Worte zu sagen oder zu zeigen; es ist mir aber bey allen denen, die mir eben jetzt einfallen, ohnmöglich; sie müssen anschaulich im Werke selbst vorgemacht, so gelehrt und

so gelernt werden, öfters nachgemacht, öfters bis zu der nöthigen Fertigkeit hierinnen wiederholt werden.

Ich sage damit alles: Nicht sowohl Arbeiten, als mit oder ohne Vortheil oder Handgriffen arbeiten und haushalten, beglücket oder verunglücket; die Landleute arbeiten alle; aber nur wenige mit Vortheil oder mit Handgriffen, und eben daher kommts, daß diese bestehen, und andere, die sauer Tag und Nacht arbeiten, zu Grund gehen. Man lehret diese Leute gewiß noch nicht viel, wenn man sie zu arbeiten anhält, wenn man sie nicht gewöhnet, Handgriffe zu machen, um besser, fertiger, schneller, mit geringerer Mühe und wenigern Kosten zu arbeiten.

Der Korporal lehrt die Handgriffe den Neugeworbenen nicht mit Worten, er lehret sie ihm, da er ihm das Gewehr in die Hand gibt, diese dem Gewehr anlegt, Bewegungen machen, wieder machen und noch einmal machen läßt, u. s. f. in der Uebung und Exerciren.

Bei'm Landmann gehet es mit den Handgriffen eben so, wie bey dem angehenden Soldaten. Lehret ihn die jemand; so muß er sie ihm nicht nur sagen, er muß sie ihm fürmachen, selbst Hand anlegen, wiederholen lassen; will er sie selbst auffassen und lernen; so lernet

er

er sie gewiß nicht aus dem Nachdenken ausser der Arbeit; mitten in der Arbeit fallen sie ihm nach und nach öfters, wie von ohngefehr, in die Hände, er versucht sie, macht sie öfters, gewinnt endlich Fertigkeit und treibt sie sodann in der Folge geschickt.

Doch! das auch gesagt: wo kein Kopf ist, da hilft die Hand so wenig, als da, wo Kopf und keine Hand ist; manche Menschen sind so ungelehrig, daß sie weder aus sich, noch von andern was aufnehmen und erlernen; es scheint bey manchem, daß Hand und Kopf viel zu ungelenk und zu störrig sind, sich in eine Form einzubiegen, etwas anderes, als das Gleichzu zu verrichten.

Das sage ich selbsten; ich muß aber doch mein Wort: Es scheint so, wiederholen. — Es scheint so — als ob einige gar nicht anderst als so, wie sie geformt sind, geformt werden mögten; so scheints nur! —

Habe ich doch Rekruten, die Naturklötze waren, in kurzem alle Handgriffe fertigst machen sehen; habe ich sie doch aus krummen und bucklichten Klötzen zu Bildern, als wenn sie Apelles gebildet hätte, umgearbeitet gesehen; wo? — Unter den Preussen. —

Warum sollte ich denn am Bauern, der unter der Hand des Korporals das allerschönste

Bild als Soldat wird, verzweifeln, daß er sich auch gar leicht, wenn man nur Ernst hat und ihn geschickt und anhaltend anführt, zu allen Handgriffen in der Landwirthschaft umschaffe. — Ich zweifle wohl nicht; aber das fordere ich alsdann, daß seine Lehrmeister im Feldbau so gut sind, als die Preussen in der Kriegskunst, daß sie Fleiß haben, daß er von Kindesbeinen an dahin bearbeitet und darauf geübt werde!

LXV.

Das

Schädliche der Wälder

und zwar einmal

wie sie dem Staate schaden

und dann

was ihnen im Staate schadet.

(I)

Wie die Wälder dem Staate schaden.

Keine Sache ist vor sich böse, und keine ist ausser Gott vor sich gut; das Schlimmste kan uns nützlich und das Beste kan uns doch schädlich werden; es kommt hierbey alles auf den rechten, und auf den Mißbrauch aller Dinge an; durch jenen ist jedes gut und durch diesen jedes böse.

Unter diese Rubrike gehören auch die Wälder; sie haben so im Staate ihren Nutzen; aber auch ihren Schaden. Es liegt alles daran, wie man die Wälder behandelt: sie recht gebrauchet oder mißbrauchet.

Die Absicht der Gegend ihrer Lage bestimmt ihren Gebrauch und ihren Mißbrauch zugleich; paßt ihre Anlage auf den Endzweck; so ist ihr Gebrauch, wenn dieser gut ist, allezeit zuträglich; paßt er ihm aber nicht an; so herrscht da der Mißbrauch und sie werden allemal schädlich.

Ich glaube aus Erklärungen durch Schlüsse gesehen fällt man diesem bey. Ich eile zu dem Thema meiner Schrift:

Wie die Wälder dem Staate schaden.

Die Wälder haben vor sich keinen Nutzen, sie müssen erst auf ausgesuchte Absichten genutzt oder gebraucht werden, und dann kan man sich von ihnen einen Nutzen gedenken. Also zuerst von den Absichten.

Es wäre nöthig, wenn niemand wüßte, was Wälder sind, eine Beschreibung von ihnen zu geben; es wird aber genug seyn, wenn ich sage, daß ich unter dem Wald, alle Gattungen derselben: die aus Laub und die aus Nadelholz bestehende, verstehe: daß man diese zwo Holzarten zu Brenn- und Nutzholz abtheilet. Diese zweyerley Holzarten befinden sich nicht überall gemengt; werden aber doch hie und da unter einander angetroffen, machen entweder grosse an einander hangende Wälder aus, oder sind in kleinere, so, gar nur in mäßige Büsche in einem Lande vertheilt.

Die Absichten bey dem Walde, warum man ihn erhält oder auch anbauet, sind verschieden.

Die Hauptabsicht ist die Feuerung in den Haushaltungen; Sie sind zum Stubenheizen, Kochen, Backen, Waschen, u. d. gl. zu Bergwerken, Fabriken, Manufakturen, zum Bau der Häuser, Scheuern, Ställe, der Schiffe, zum Wasserbau, zu Acker- und andern Werkzeugen ersehen. Man schont ihrer auch des Wildprets, der Mastung der zahmen Schweine wegen, u. s. f.

Des Walds und dessen Abholzung bedarf man in dem Lande selbst, oder es wird damit ein ausländischer Handel getrieben; aus beeden ziehen die Besitzer allerdings Vortheile. Es kommt in allem nur darauf an, daß man dahin denkt und die Waldungen so behandelt, daß die größten Vortheile neben den geringsten Schäden aus ihnen herausfallen; so sind sie einem Staate gar einträglich; sollten aber letztere grösser, als die erstern werden, wer würde dabey den Verlust auch verkennen? —

Man mag also einen Wald ansehen, wie man will; so bekommt er seine Güte erst aus seiner Benutzung durch die Einwohner eines Landes, und ohne solche wäre er eine unnützliche, verwilderte Wüste. Wo also ein Land keine Einwohner, keine hinlängliche Anzahl derselben hätte, die es benutzten, da wäre das Land, wie der Wald unnütze, wie denn überhaupt ein Menschenarmer Staat weder reich, glücklich, noch seinen Nachbarn furchtbar seyn könnte.

Dieß denn vorausgesetzt soll in keinem Lande alles zu Wald liegen, es müssen darinnen so viele Gegenden zum Unterhalt und zur Nahrung vor dasjenige Volk, so es benutzen soll, ausgehauen und angebauet werden, als es bedarf, und man muß in ein Land so viel Volk aufnehmen, also so vieles Volk ansetzen, als Feld zu seiner Nahrung in Bau gelegt werden kan, wobey noch so vieles Holz übrig bleiben

muß, als es zur Nothdurft bedarf. Aus diesem letztern flieſſet folgende unwidersprechliche Wahrheit: Ein Land mit Volk beſetzt, und das angebaut mit allerley Nahrungsbedürfnissen, ist um sehr vieles einträglicher, als das mit Wald überdeckte.

Ueberall findet man dieß nicht! — das weiß ich sehr wohl; aber eben da bedarf man der vielen Einwohner auch nicht, und die da sind, gewinnen ihre Nahrung von aussen. Bergigte, felsigte Länder sind diese Länder, wo die Berge und Thäler mit Hölzern bedeckt sind, und eben dadurch, da diese Gegenden nicht urbar gemacht werden können, durch sie noch möglichst gut genutzt werden, wo man auch überdieß mehr Holz, als sonstwo, bedarf.

Diese Gegenden sind die Geburtsstätten allerley Metalle: Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Eisen, u. s. f. zu deren Bearbeitung man sehr vieles Holzes bedarf; wo man solches also benöthigt ist, soll auch da der Erdboden nach Möglichkeit von Menschen genutzt werden. Weiseste Vorsicht! —

Man kan die Bevölkerung aber auf jedwedem platten Lande durch Aushauung der Wälder begünstigen, und dazu aufzufordern will ich die Schaden hier angeben, die ein Land leidet, wo man die Wälder, es geschehe nun in grossen Strecken, oder in einzelnen Büschen und zwar

so, daß man, wo man mehrere ausreutete, dennoch genug Holz hätte, die Einwohner damit alle ganz wohl besorgen zu können, erhält.

Der wichtigste und erste Schade, den ein Staat durch die unnöthigen Wälder erleidet, ist die Bevölkerung, die durch sie zurückgehalten wird.

Unnöthige Wälder heisse ich die Wälder, welche zur Unterhaltung, zur unmittelbaren Consumtion der Einwohner, als zu ihrer Feurung, zum Bau ihrer Gebäude oder zur Verfertigung ihrer Werkzeuge, u. d. gl. nicht nöthig sind; mit Holz auswärts zu handeln, trägt nicht so viel ein, als wenn der Platz zum Ackerbau verwendet wird und dadurch die Bevölkerung wächst.

Die Wichtigkeit der Bevölkerung gegen den Ueberfluß des Holzes und den etwa damit verbundenen Handel gehalten, ist weit grösser, als diese; die Berechnung fällt auch noch im detail ungesehen, bei'm ersten Anblick und Gedanken schon so klar in die Augen, daß es wohl gar niemand leugnet. Wir haben noch viele solche Länder, die dichte mit Holz stehen; wo die Einwohner aber ganz dünne gesäet sind; was sind sie anders, als arme, dürftige ohnmächtige Länder? — Nur da mag ein grosser Wald ein Dorf, einen Weiler bereichern, wo ringsum dieselben das Land mit Bewohnern, die alle Man-

gel am Holz haben, dichte besetzt ist, und die durch ihren Einkauf den Handel jener begünstigen; das heißt nun aber eben so viel: die ganze Gegend umher hat nicht mehr Holz, als sie bedarf, von dem allen nur jenes Dorf oder Weiler im Besitz ist, es unter sie zu vertheilen.

Die Zurückhaltung der Bevölkerung durch überflüßige Waldungen auf Gegenden, welche in Aecker, Wiesen, zu gutem Weinwachs in Weinberge verwandelt und dazu angelegt werden könnten, ist so unleugbar, daß Wald und Bevölkerung gar nicht gedacht werden kan; wo Holz wächst, da kan die Zahl der Menschen nicht wachsen, da mangeln Häuser und Nahrung. Eines verdrängt das andere; die Menschen den Wald, der Wald die Menschen; aber wehe so einem Lande, wenn es in die Nothwendigkeit gesetzt wird, sich gegen den Anfall seiner Feinde zu wehren! und wie wenige Vortheile zieht dabey der Regent? Mit welcher Gefahr des Verlusts ist er nicht davon im Besitze? Es ist mir unmöglich, über einer Sache zu schreiben, sie zu erklären, da sie schon so klar ist, daß man sie als handgreiflich erkennet und auf's willigste zugibt.

Der zweete Schade, welcher freilich nicht nothwendig, aber doch gemeiniglich dabey ist, ist der, so aus seinen natürlichen Bewohnern entstehet, ich meyne den von dem Wildpret, welches sich da, wo nicht die Weisheit und

Güte

Güte des Regenten darwider besorgt ist, allezeit sammlet und seine Anfälle auf alles, was Menschennahrung genennt wird, verbreitet und sie hinwegnimmt.

Wie viele Länder werden nicht gezählt, die die besten Erdgründe haben, welche andere hieran bey weitem übertreffen; wo der Landmann alles daran setzt, sie zu kultiviren; wo aber übermäßige Waldungen und dann die Jagdlust des Regenten, oder auch nur die Inaktivität desselben, die seine Jäger durch ihre falsche Griffe und Relationen von der geringen Anzahl ihrer Hirsche und Schweine noch mehr gegen alle Jammerklagen des Unterthanen einschläfern, alles vom Grund aus verderben und dem Landmann alle Lust zur Verbesserung hinwegnehmen?

Wieder ein so evidenter Schade, daß man sich darüber schon müde geschrieben hat, und ich mich hiebey wieder dispensire, ein mehreres zu sagen.

Nimmermehr können Waldungen und Wildpret den Schaden, der aus ihnen dem Regenten und Landmann entstehet, je wieder gut machen. So ein Land, mit dieser Plage beschwert, ist eines der unglücklichsten; Tagsein hat es alle Arbeit, Nachts durch keine Ruhe; bey Wachen und Unruhen und Arbeiten doch weniges, oder nichts, und verliert allen, allen

Eifer,

Eifer, sich je zu erheben, da ihm dazu nie Hofnungen grünen, ihm aller Eifer, alle Hofnung zertretten und verwühlt wird.

Der dritte, weniger bemerkte und dabey sehr wichtige Schade ist der, den vorzüglich das Land, in welchem die Holzung in mehrere und viele kleine Büsche vertheilt ist, empfindet. Alle mindere und kleinere wilde Thiere sammlen sich da in Menge: die Vögel allerley Arten, grössere, kleinere, Maulwürfe, Mäuse von verschiedenen Gattungen, eine Menge noch kleinerer Insekten werden da gezeugt, und diese alle nähren sich insgesamt von dem Lande, alle beinahem von dem, so der Bauer pflanzt: vom Getraide, von den Bäumen, vom Kohl und von Gartengewächsen, so gar die Raubthiere: der Wolf, der Fuchs, der Marter, der Geyer, von seinem Haus- oder zahmen Vieh: Rindern, Schafen, Tauben, Hünern, Gänsen, u. d. gl. von den Alten, den Jungen, und ihren Eyern.

Man denkt zwar, daß es Kleinigkeiten seyen; führte man aber diese Kleinigkeiten beisammen, welche grosse Summen, die kaum auszusprechen seyn würden, sollte man nicht als Schaden erblicken!

Ganz wahr! sie haben auch ihren Nutzen; aber der Schade von ihrer überflüßigen Menge übertrift ihn bey weitem, und ich finde es aller Orten, wo sie in solcher Menge nicht sind, daß

der

der Bewohner des Landes besser bestehet, welches mir erweiset, daß der da erwachsende unsichtbare Schade unsichtbar, ohne daß man ihn recht fühlet, woher, den Einwohner hinabdruckt. So eine Wunde, die weniger sichtbar ist, weniger schmerzt und doch umfrißt, ist allezeit gefährlicher, als die vom Gegentheil seyn wird; hierwider sucht man bey Zeiten Rath, sieht sie aufgedeckt vor sich, schneidet, brennet, heilet sie; wer will jene heilen, die man nicht einmal wahrnimmt? —

Von allem diesem Beweise zu nehmen und zu sehen, welch' ein Unterschied in Absicht auf diese Thiere und Insekten in Dörfern und Weilern, wo viel und wo wenig Wald liegt, sey, darf man nur zur Winterszeit auf sie hinschauen. Man wird in jenen eine viel grössere Menge Vögel, als in diesen erblicken: man sehe nur auf den ersten im Frühling umgebrochenen und eingesäeten Acker; so wird man durch die Menge der Sperlinge, Goldammern, Stahren, wilder Tauben, Raben, Finken, Hänflinge und dergleichen, die alle dem Saamen jetzt und auch im Herbste, wenn er reifet, nachgehen, sehen, die man auf dem Acker eines Weilers, wo kein Wald ist, nicht findet.

Wiesen, Aecker nahe am Walde sind immer von den Maulwürfen und Mäusen durchwühlet; voll Mooß sind die Wiesen und die Aecker ohne Saamen; solche Erscheinungen wer-

den

den doch wohl überführen, daß ein Land, von überflüßigen Wäldern voll, durch die Wälder mehr verliert, als gewinnt, und da sonderlich vorzüglichen Verlust hat, wo die Wälder an kultivirten Gegenden hin und her Buschweise anliegen.

Der vierte schädliche Erfolg aus überflüßigen Wäldern ist die Kälte, welche dieselben durch Schatten, Ausdünstungen, Nebel, und die in ihnen sich erhaltende verborgene Quellen und fast unabzulassende Sümpfe, beständig durchs ganze Jahr verursachen. Eine Erfahrung, die man aus der Fühlung glaubet, mit Augen in den neblichten Ausdünstungen über den Wäldern siehet; aber auch aus der Natur der Wälder erkennet und wohl nicht leugnet, nicht leugnen kan.

Es ist überhaupt schon eine beläſtigende Sache um eine grosse und anhaltende Kälte, um eine neblichte, nasse Gegend; jedweder flieht sie und wohnt nicht gerne da; allein der Schade, der daraus entstehet, ist noch beläſtigender, als jenes.

In einer solchen Gegend werden die zahmen, wie so gar auch die wilden Obstbäume voll Moos, krupigt, rauh, wachsen schlecht, blühen selten, und ihre seltene Blüte bringt noch seltener einige Früchte, und diese wenige Früchte sind so krupigt, sauer und elend, als

der

der Baum selbsten; sehr wenige Bäume werden da lange bestehen. —

Wieswachs, Ackerbau, Viehzucht so gar ist da allemal schlecht, die Kälte, und die zumal, welche da mit Wärme gern und vielfältig abwechselt, verderbt nach und nach überall alles; an einen guten Weinwachs ist da gar nicht zu denken, wo der Schnee allezeit sehr spat hinweg geht, und der Herbst und Winter bald wieder einbricht. In einem Lande, wo viel und überflüßiger Wald ist, hat man gemeiniglich viel Schnee, und jetzt noch Schnee, wo das Feld, von solchem leer, schon grünt, Wärme hat, und in Frühlingshofnungen schon daliegt; Man sehe, Beweise zu sehen, auf alle Länder, wo es so ist und die Wälder alles bedecken; der Thüringer Wald, der Schwarzwald, der Spessert, u. s. f. sind meine Zeugen.

Aus allem diesem erwächst auch der fünfte sichtbareste Schade. So ein Land ist durch Nässe und Kälte und Nebel allemal auch ungesund vor die Menschen; der Arzt stimmt mir hierinnen wohl bey, und das fieberhafte Aussehen der Bewohner, die vielen Fieber selbst, die unter ihnen beständig graßiren, setzen es ausser Zweifel, daß ich das Wahre behaupte: dieß muß nun entvölkern, auch die Bevölkerung zurück halten.

Ich stehe gar oft und wundere, wenn ich Leute aus den Wäldern in unsere vom Wald

leere

leere Gegenden herabkommen und da in Dienste tretten sehe: ausgemagerte, bleiche, gelb und schwarz, ungesund hersehende Leute, die, wenn sie nur ein oder zwey Jahre bey uns leben, sich färben, stark werden, ganz andere Menschen werden.

Der sechste Schade ist der Schade, den man in solcher Leute moralischem Charakter selbst wahrnimmt. Das Klima, alle die uns umgebende Umstände: Speise und Trank, Umgang, Gesellschaft, u. d. gl. haben einen ungemein starken Einfluß auf unsere Seele.

In Amerika sind die natürlichen Landesbewohner träge, faule Leute, Leute ohne Feuer, so kalt und weich in allem, wie Nebel und Wasser, da sie zwischen Sümpfen, im Schatten der Wälder ihre Tage zubringen; wie sollte man in Teutschland unter eben solchen Umständen andere Leute vermuthen? Unsere alte Teutsche waren auch so! Faul zur Arbeit, träge, wild, leutscheue, und alle die Teutschen, die heute noch in Wäldern einzeln, hie und da in ihren Rauchhütten wohnen, sind noch das nemliche, was ihre Väter waren. Sie blieben bei'm alten Schlender, Faulheit und Trägheit besteht; Leutscheue, Mißtrauen, Wildheit, Armuth ohne Sehnsucht nach Mehrerem bey Kartoffeln ist das, womit sie sich unter den Bewohnern eines bearbeiteten, von Wäldern leeren Landes auszeichnen; von der Hand ins Maul, ohne weitere Sorge:

was

was essen, was bedürfen wir morgen? — Sie fressen wie der Wolf, und hungern wie der Bär, unter Holzklötzen Klötze! —

Der siebende Schade ist selbst ihre Arbeit. Dieser Leute Arbeit ist die im Wald: sie haben wenige, nichts taugende Aecker, Wiesen, Gärten, ihre Arbeit hieran ist vergebliche Arbeit; Kälte, Nässe, Nebel, Schatten, Vögel, Wildpret, andere Insekten vernichten ihnen die, daher wird sie mit Unwillen gethan, verdrossen obenhin, und eben dadurch beziehen sie daraus weniges oder nichts; dieses veranlasset sie also, daß sie entweder gar nichts, sehr weniges, nichts einträgliches, oder wenn's viel ist, nur am Holze, es zu fällen, zu verführen, zu verkaufen arbeiten.

Kinder und die Alten ernähren sich durchs Betteln; die Jünglinge tretten in auswärtige beständige Dienste, oder faullenzen zu Hause; im Winter und Frühling; in den Erndezeiten gehen sie in Haufen, wie es in einigen Waldgegenden in Schwaben und Franken geschiehet, an den Rhein oder sonst wohin zur Arbeit, verdienen da ein paar Gulden, gehen am Herbste wieder heim und leben davon dürftig; heirathen sie sodann; so hauen sie Holz, und, indem sie solches in die nahen Städte verführen; so erfolgt vor sie nicht nur kein Gewinn, sondern ihr letzter Schade und der Fortlauf eines steten Verderbens:

Ihr ohnehin schlechtes Vieh wird gänzlich verführt und verdorben; was sie am Holz scheinen zu gewinnen, das verlieren sie schon wiederum hieran, alsdann auch an ihren Werkzeugen, Wägen, Jochen, Beilen, u. d. gl. Das Wichtigste ihres Schadens, so sie neben dem Schaden aus ihrem Vieh, mit welchem sie ihr Holz verführen, erleiden, ist das, daß sie bey ihrem Fuhrwesen in den Städten gut Essen und Trinken erlernen, faul und träge zu aller andern Arbeit werden, ihren wenigen, ohnehin schlechten Feldbau gänzlich vernachläßigen, in den Städten oft mehreres verzehren, als ihr Holz werth war, und dann zu Hause, des guten Essens und Trinkens gewohnt, eben so leben und eben so von dem armen Weibe traktirt werden wollen. — Nimmermehr wird man daher sehen, daß solche Waldleute auf- oder gut fortkommen. Ein merklicher Schade, wenn ein so grosser Fleck öfters des besten Landes so gar schlecht benutzt, mit schlechten Haushaltern besetzt ist, und niemal hinlänglich bevölkert wird, da die noch etwas taugliche Leute, welche ihr Bestes bedenken, von da immer in andere Gegenden auswandern.

Der achte Schade, den eine Waldgegend, die von einer ziemlichen Ausdehnung ist, oder wo das Land meistens mit Büschen bedeckt ist, ist der, daß sich nicht nur in solche die meisten Donnerwetter hinziehen, da sich gemeiniglich zum Hageln und Schlossenwerfen bereiten, und

sodann

sodann die umliegende und anstossende kultivirte Gegenden verheeren.

So habe ich mehrere Erfahrungen, und so deucht mich, erweißt es auch die Natur der Sache oder des Waldes.

Ich rede am ersten von meinen Erfahrungen: Kupferzell liegt so (ich wünschte hier, daß die, die dieß lesen, die Karte, die ich meinem Lehrbuche aus der pragmatischen Geschichte der gesammten Land- und Hauswirthschaft des Amtes Kupferzell, Nürnberg bey Zeh, beigelegt habe, ansähen, um seine Gegend vor Augen zu haben) daß ihm gegen Westen gen Norden eine Stunde weg ein langer und breiter Wald, der Hermersberg genannt, liegt; zur Seite gen Süden aber eben so viel oder noch mehr Waldungen in einer Strecke eine Stunde weg hat, zwischen diesen zwoen Waldungen von Westen, von Heilbronn und Oehringen her, ist das Land über zwo und mehr Stunden breit in einem langen Strich weg bestens kultivirt, von allem Walde leer; daher fast allemal, wenn ein Donnerwetter von Westen herauf kommt, zieht es entweder dem Hermersberg gen Norden oder gen Süden den entgegen gelegenen Waldungen zu, und die Mitte oder die Kupferzeller Ebene bekommt selten mehr, als einige nachfolgende meist ausgewitterte, regnerische fruchtbare Wolken.

Man hatte seit etlichen und dreißig Jahren mehrere Hagelschläge in Hohenlohe, sonderlich n eben benannten Gegenden; unser Land aber betraf in solcher Zeit gar keiner; der letzte, sonsten kan sich der älteste Mann keines entsinnen, war der 1739. So oft nun solche Hagelschläge links und rechts, Kupferzell entweder gen Süden oder Norden erfolgten, sah ich den aufsteigenden Gewittern von meinem Hause aus zu; alle stellten sich entweder links oder rechts über diese Wälder hin, stunden da einige Zeit stille, zogen endlich unter Donner, Blitz und Hagelregen ab, und verdarben dann alles, was ihnen in ihrem Laufe links oder rechts in dem Weg lag; eines zog so gar von dem Wald in Süden geradezu auf den Wald gen Norden, und richtete auf dem darzwischen liegenden kultivirten Lande alles zu Grunde; unser Amt, so von dem Wald gen Norden eine Stunde aufwärts gen Osten entfernt liegt, litte dabey nicht den allermindesten Schaden.

Solche Erfahrungen hat man hin und her mehrere, man hat überall gewisse Gegenden, wo sich die Wetter wenden oder sich scheiden, die man deßwegen Wetterwendungen oder Wetterscheidungen heisset; ich glaube, wenn man Acht hat und meine Bemerkung zu Hülfe nimmt, daß man sehen wird, wie sich die Wetter immerhin und überall auf Waldgegenden vorzüglich hinneigen und weglaufen.

Nimmt man nun die Natur der ganzen Sache noch dazu; so deucht mich, daß man den Grund finde, welcher diese Züge nothwendig mache, und warum solche Wetterwolken Hagel oder Schlossen auswerfen.

Darf ich es wagen, meine Meinung zu sagen? — so will ich sie sagen.

In einem Wald, wo so viele Quellen, Sümpfe und gemeiniglich viele See oder Teiche sind, wo die Sonne vor den Bäumen nicht auf den Boden auffallen kan, sind die Ausdünstungen allezeit häufig und dabey dichte, es ist da mehr Kühle, als auf kultivirten Feldern, folglich ist die Luft da dicker, als dort. Nehme ich an, daß sich das Leichtere gegen dem Schwerern neige und sich da gerne anhänge; so deucht mich, sehe man ein, warum die Gewitterluft ihren Zug auf die Wälder gern und vorzüglich zu nehme, und da auch die Wolken der Gewitter gerne verweilen; ist nun aber da die Luft, wenn die Sonne durch die Wolken nicht mehr durchfällt, unten kälter, als oben, wo die Sonne auf die Wolken aufscheinet; so müssen die Dünste der Wolken sich unten in Schnee umsetzen, der obere Theil der Dünste schmelzt in Tropfen zusammen, fällt so auf den Schnee auf, die Schlossen werden formirt und fallen sodann ihrer Schwere wegen herab. Lasse man nun noch überdieß einen Ost- oder Nordwind sich erregen und blasen; so ist das ganze Hagel-

wetter geschaffen, und eine umliegende Gegend, auf die es nun seinen weitern Lauf zunimmt, (das geschieht nun gemeiniglich gegen Norden und Osten, da die westliche verdickerte Luft die reine östliche und nördliche hinwegdruckt,) damit befallen und verdorben (*).

Aus diesen acht Ursachen, ich will nicht sagen, daß ich damit das Schädliche grosser oder vieler Wälder eines Landes alles genannt habe, wird man doch wohl schon ersehen, daß ein waldigtes Land viel Schädliches inhabe, sich selbst und seinen Bewohnern viel Schädliches zeuge.

Der Schluß ist daraus sehr leicht zu machen, daß der Regent eines Landes, welcher dessen Kultur liebt und zu befördern gedenkt, vor allem darauf zu denken haben werde, unbenöthigte Waldungen, und wenn er auch sonsten durch auswärtigen Handel dadurch vieles gewön-

---

(*) Da ich dieses schreibe, ist es nun eilf Tage, als alles das, was ich bisher von unsrer Gegend sagte, wieder erfolgte; in der Nacht vom 30. auf den 31. Julii, früh zwischen 1–2 Uhr betraf die Gegend gen Norden hinter dem Hermersberg wieder der schädlichste Hagel, der alles verderbte, und wir blieben, Gott Lob! wieder vollkommen verschont. Fast unerhört und mir unverstehlich, wie sich der Hagel in der Nacht zeugte.

gewönne, zu vertilgen und auszurotten; Nimmermehr wird auf einem zum Feldbau gelegenen und tüchtigen Lande ein Wald so viel abwerfen, als die Kultur verspräche, wenn man sie einführte und um deßwillen diesen verdrängte.

Sage man nicht: das Feld ist zum Anbau zu mager; der elendeste Flugsand kan fruchtbar gemacht werden. Wo nichts als Berg, Felsen, Klinge und Klause ist, wo Bergwerke sich finden und man hiezu viele Holzungen bedarf, die Länder, die Berge nur hiezu genutzt werden können, da mag es immerhin stehen, wachsen und sich erhalten.

Aber, wie so wider seine Endzwecke: — Ebenen mit Holz bewachsen seyn lassen? — Ebenen erst mit Holzarten frisch ansäen? — Ich weiß nicht, wo dabey mir, oder andern der Kopf stehet.

(2)

Was den Wäldern im Staate schadet.

Man würde, so man das, was den Wäldern schadet, wüßte und abwendete, der grossen und vielen Wälder für die Nothdurft der Staatsbewohner gar nicht bedürfen, den Schaden, den sie dem Staate verursachen, so abwenden und seine Felder besser benutzen.

Dieser Gedanke ist der Grund, warum ich meine Betrachtung über den Wäldern hier fortsetze, aufschreibe, und diese Frage:

Was schadet den Wäldern?

zu beantworten suche, um dadurch das, was ihnen schadet, zu heben und die Menge derselben zu verringern, die Ursache zu geben.

Wälder in einem Staate zu haben, ist nothwendig, es wäre dann Sache, daß man Torf oder Steinkohlen hätte, oder auch, das Holz sonstwoher ohne grosse Kosten, etwa durch Schwemmungen auf Flüssen, zu erhalten vermögte; diese Wälder aber müssen so eingeschränkt werden, daß sie sich über die Nothdurft nicht ausbreiten, den Feldbau nicht zu hindern, und vielen andern Schaden abzuwenden, weil man sonst durch sie allezeit mehr verlöhre, als man gewönne, da sie so viel nimmermehr einbringen,

als der Feldbau einbringt und der durch sie verursachte weitere Schade beträgt.

Die Ausdehnung der Wälder auf den Flächen wird eingeschränkt werden können, wenn auf einem engen Bezirke alles dicht mit Holze bewachsen ist; sie wird aber begünstigt werden müssen, um genug Holz zu haben, wenn die Flächen des Bodens nur sehr lichte und dünne mit Holz und Bäumen besetzt sind. Um das Land also zu ersparen, muß man auf jenes bedacht seyn, und alles das, so es verhindert, auf das sorgsamste abwenden.

Der erste Fehler, der also dabey gemacht wird, ist dieser, wenn man dem für den Staat benöthigten Wald seine Lage da auf dem Boden anweiset, wo sich der elendeste Grund: Flugsand, Sumpf und dergleichen vorfindet, wo nur die schlechtesten Holzarten: Weiden, Erlen, Aspen, Forlen wachsen, wo noch überdieß ihr Wuchs theils schlecht, theils die Anzahl der Stämme sehr gering ist, und so eine weite und breite Strecke sehr weniges Holz aufhat.

Ich sage damit, daß ich dieß vor einen Fehler angebe, nicht, wie ich wünschte, daß man den besten Erdgrund zu Anlegung der Wälder aufsuche, ich rathe dabey nur so viel, daß man ein solches von Natur schlechtes Land vorher, ehe man die Holzarten dahin säet oder einleget, verbessere, oder wo der Wald da

schon vor sich selbst angeflogen ist, auf die Verbesserung des Erdbodens denke, um mehr Holz und bessere Holzarten darauf zu gewinnen.

Was wäre leichter, als die Sümpfe, wie man sie nun auf Aeckern und Wiesen abzapfet, auch in Wäldern abzuzapfen? Man würde dadurch das Land austrocknen, verbessern, Eichen und Buchen würden da nunmehr gut fortkommen, alle Holzarten würden dichter drauf wachsen, eine ganz mäßige Strecke würde nun mehr Klaftern liefern, als man vorher auf einem weiten Bezirke in vielen Jahren nicht wegnahm; wer hat aber bisher auf eine Abzapfung so vieler Sumpfplatten in den Wäldern gedacht? Wer sieht es aber nicht, daß solcher Stellen sehr viele sind und sehr ungenutzt daliegen?

Daraus entspringt nun der zweete Fehler, welcher dem Walde gar sehr vieles schadet, er ist aber dieser; Ein Wald, welcher dergleichen nasse Platten aufweiset, hin und her licht ist, dessen Holz nicht dicht in einander gesetzt ist, zeuget vieles Gras, eine willkommene Ausbeute für den Holzwärter, den Förster, öfters auch eine sehr gepriesene Revenue vor die Kammer, die nicht weit siehet. Jene erlauben um ein Nefas den Landleuten das Abgrasen, oder Grasen daselbst; was kan, was muß hieraus anders entstehen, als das, daß alle junge Schosse, die etwa noch aufwüchsen, von Jahren zu Jahren abgeschnitten, weggemäher werden wodurch

die

die Holzung licht bleibet, die sogenannten Waldwiesen, die doch schlechtes Gras aufhaben, entstehen, und ungeheuer grosse Strecken Waldes doch sehr weniges, schlechtes Holz abgeben.

Das schlechteste Holz: die Weide, die Aspe, u. s. f. wächst bald über die Sichel hinweg; das beste aber, die Buche u. d. gl. wächst langsam, wird abgeschnitten, verstickt endlich unter jenen und kommt so niemal zum Aufwuchs; ist auch die Strecke noch Wald; so ist doch seine Holzart immerhin schlecht. Diesen Fehler abzuwenden, gestattet der Förster, der Jäger nicht gern; wie gesagt, er machet ihn selbst oder gestattet ihn andern um's Nefas; um ihn zu begünstigen, geben sie nur gar zu gerne für, daß das Gras, sonderlich da, wo das Holz erst ein, zwey Jahre weggehauen worden, die frische Schosse und Limpfe überwachse und ersticke, folglich sey es gut, daß das Holz ausgegrast werde.

Ich antworte: das Vorgeben ist noch nicht erwiesen, das Gegentheil liegt ja am Tage: auch da, wo man das Gras nicht abgraset, wächst das Holz allemal wieder schön auf, und dann gesetzt auch, einige Schosse würden erstickten; so ersticken doch gewißlich nicht so viel, als Sense und Sichel bei'm Abhauen hinwegnähmen.

Der dritte Fehler, welcher dergleichen von Holz leeren Raum erhält, die Dichtigkeit der Wälder verringert, aufhält und durchsichtig machet, überhaupt den frechern Holzwuchs verhindert, ist freilich das viele Wildpret, so sich in grösserer Menge da aufhält; leugnen kan es wohl Niemand, daß dasselbe: Hirsche, Rehe, viele Limpfe, Schosse und Bäume abnage, wodurch das Wachsthum gar sehr zurückgehalten wird; der Eintrieb aber des zahmen Viehes: des Rindviehes, der Schafe, sonderlich der Ziegen, übertrift jenes bey weitem, verderbt und zernichtet ungemein vieles und macht ganz lichte Wälder, indem es nicht nur die Büsche im Wuchse durch stetes Abfressen hindert, sondern auch die aus dem Boden wachsende Schosse zertritt, ausreisset und gänzlich zerrottet. Wer so einen Wald ansiehet, wo das Vieh seinen Trieb hin hat, der siehet den Schaden so helle, daß man gar nicht nöthig hat, hierüber noch ein Licht anzuzünden oder zu beweisen.

Man siehet den Schaden wohl ein, und fühlet ihn in unsern Zeiten, da man ihn in den Zeiten von denen er sich herschreibet, gar nicht achtete oder fühlte, recht sehr; gibt es ja Zeitgesetze und Zeitfreiheiten, die nicht ewig bestehen können noch sollen, und nach den Umständen und Abänderungen derselben abgeändert werden sollen und müssen; so gehören die Triebgerechtigkeiten, die Waidefreiheiten in den Wäldern auch dahin.

In

In den alten finstern Zeiten, da alles oder das meiste der Länder noch Wald, wenig Acker oder Wiese war, noch wenigere Menschen waren, auch der Feldbau ein Nichts war, da man durchaus Ueberfluß an Holz hatte, man mogte mit den Wäldern umgehen und hausen, wie man wollte, da schlich sich der Waidgang in die Waldungen ein und wurde nachmals ein Herkommen; sollte aber jetzt noch ein solches Herkommen irgendwo auch bey irgend einem vernünftigen Richter noch Beifall oder Grund haben, oder durch Aussprüche oder Gesetze geschützt werden? — Ich meyne, nach Billigkeit, Gerechtigkeit und Umsicht, da der Grund desselben gänzlich hinweggefallen ist, schlechtweg oder durchaus nicht. — Nun ist fast durchaus alles gebaut, es sind sehr viel mehr Menschen, man hat Mangel an Holz; wenn die Menschen sich nähren sollen; so darf der Feldbau nicht verengert und der Wald darf nicht vergrössert werden, folglich beedes zu haben: genug Feldbau und zugleich genug Holz; so muß das Holz auf engern Bezirken nach Möglichkeit wieder alles Verderben geschützt werden; jetzt fühlt man den Schaden der Waidgänge zu heftig, die Umstände gebieten jetzo die Rinder, Schafe und Ziegen aus den Wäldern heraus, wie sie andere, die gegentheilige, vorher hineinliessen.

Man will hier auch abhelfen, man hilft ab, halb und nicht ganz, und eben dadurch gar nicht: Man läßt in keinem Platz, wo erst

vor 2. 3. 4 oder 5 Jahren das Holz niedergehauen worden ist, das Vieh, weil es da die Limpfe des jungen Holzes noch erreichen kan, nicht einwaiden; nachher aber ist die Waide dahin wieder offen, was erhält man? — Man sehe auf alle die Wälder, in denen das Vieh auch auf diese Weise waiden darf, nimmermehr steht die Holzung da dicht, sie werden endlich ganz lichte, es fleugt kein Holz jung an; etliche Eichen, Buchen, Büsche, Zwerge von Stangen, das ists alles, was da noch bleibet.

Das Rindvieh, die Schafe, die Geisen mögen also zu gesetzten Jahren da waiden; aber die Schweine ja niemalen, auch da nicht, wenn's Eicheln, Bücheln zum Eckerich und Mastung genug hätte, warum? — sie wühlen, graben die Wurzeln des Holzes aus und so weiter; — — warum aber nicht etwa deßwegen? — der Förster wüßte die Eicheln besser zu benutzen; seine Hirsche! — Doch! nicht eben seine Hirsche, — läßt er sie doch für sich selbst auflesen, — ist's doch gut und gewiß Geld — ein Nefas — oder Mastung vor seinen Stall, und wer mag in einem so zerwühlten Walde stets auf und abgehen? In zwey, drey Jahren setzt er sich nicht wieder, man hat immer üble Wege, über welche man hinstolpert. — Wende ich's um!

Der vierte Fehler: daß man die Schweine nicht öfters in die Wälder eintreibet. Ich glaube, daß kein unschädlicheres und kein nützlicheres Vieh

für

für den Wald ist, als das Schwein, und ich, wenn ich rathen dürfte, riethe: man solle die Schweine alle Jahre im Herbste bis zum Frühling in die Wälder eintreiben, da zu wühlen, es mag auch Eicheln und Bücheln geben oder nicht;

Gibt es; — wie viele tausende kommen so nicht zerstreut unter den Boden, wo sie nachher keimen, frisch Holz, Stämme und Stöcke antreiben? — Das bedarf jedweder Wald, da nach jedwedem Hiebe viele Stöcke faulen und ausgehen. In Fichten- Tannen- und Forlenwäldern geschiehet das durchaus. Wie Naturgemäß und nützlich müßte es nicht seyn, wenn so der auf der Oberfläche liegende Saame durch die Wuhl der Schweine untergebracht würde? — Denket man oder denket man nicht? —

Gibt es weder Eicheln, noch Bücheln, noch andern Saamen; ganz ist der Wald von ausgefallenem Saamen niemalen leer! — wie zuträglich wäre es nicht, wenn nur so der Wald um- und das Laub, das alte faule Holz untergewühlt würde? — Laub, Nadeln, Holz ist die Nahrung der Waldbäume; ist's so? Man gestehet es zu; so ist's wohl gewiß, daß der Dung, unter die Erde gebracht, weit ehe und besser dungt, als da auf der Oberfläche liegend: so faulet er, löset sich auf, und seine Dungtheilgen verflüchten sich nicht oder weit weniger, als unbedeckt gelassen.

Sey

Sey auch darauf nicht gesehen! — so muß das Umwühlen des Waldgrundes eben das dem Holze seyn, was die Bearbeitung des Grundes einem jeden fruchtbaren Baum ist; so ein Baum auf bearbeitetem gepflügtem Grunde wächst zehnmal mehr, und ist weit fruchtbarer, als der, dessen Grund nie umgearbeitet wird. Wer zweifelt hieran? — Allgemeine Erfahrung! — würde also so ein umgebrochener, alle Jahre umgebrochener Wald, in dessen Grund Regen und Sonnenschein oder Wärme besser eindringen könnten, nicht um so viel schneller wachsen, als der Wald, dessen Grund vest ist und es allezeit bleibet? — Ich denke es wohl, und die Analogie heißt mich allerdings so und nicht anderst schliessen. Es wird wohl eins seyn: ob die Erde mein Grabscheid um meine Bäume im Garten herumbricht, und die dort im Wald die Rüssel der Schweine herumwerfen.

So geht es! was schädlich ist, wird oft gewählt; was nützlich ist, wird oft verworfen; fehlt's dann nicht am Nachdenken? oder wenn das nicht ist, nicht, wie es wohl seyn mag, mehr am guten Willen? —

Der fünfte Fehler gibt sich aus diesem nun selbst an: Ist der Saame der Bäume Zeugung und Geburt junger Bäume, Laub, Nadeln, faules Holz Nahrung der Bäume; so muß wohl das sichtbarester Schade vor den Wald seyn, wenn man seine Saamen wegnimmt und

seinen

seinen Dung ausführt oder wegträgt. Eicheln, Bücheln werden aufgelesen, was liegen bleibt, frißt das Wild, die Mäuse, Eichhörnge, u. d. gl. Thiergen, es wird nichts davon unter die Oberfläche gebracht: Laub und Nadeln führet man aus, das dürre Holz brockt man zusammen und tragt's heim; was will nun da wachsen? frech und schnell fortwachsen? Gewiß! ein sehr grosser Fehler, wo einer dieser oder alle zween gemacht werden.

Spreche ich hier für den Wald, nicht für den Landwirth, der solche Dinge aus dem Wald freilich nicht ohne Gewinn nutzet! Sie mögen sich immer noch zusammen betragen: nehme dieser Eicheln, Bücheln durch seine da eingelassene Schweine, Laub, Nadeln, dürres Holz immerhin hinweg, es bleibt davon immer doch noch vieles zurück; gäbe er nur zu Zeiten seine Schweine zur Umwühlung desselben ab; so würde er damit gewiß den dem Wald durch jenes verursachten Schaden wieder ersetzen.

Viele Forstämter, die die leeren Kassen der Kammern zu sehr beherzigen, stehen nicht an, ohne Rücksicht auf das Beste ihrer Wälder alles jenes alle Jahre zu verkaufen: das heißt aber nahe, geringe Vortheile suchen, und etwas fernere, weit grössere wegstossen. Es gibt auf alles keine fruchtbarere Feldungen, als die, auf welchen von vielen Jahren her alles Laub

und alles dürre Holz faulte: warum ist die Ukraine, warum Amerika so fruchtbar? Gibt man davon nicht die Ursache daraus, daß von jeher alles Holz auf diesen Feldern verfaulte, an? — Was dort geschahe, ist bey uns möglich, setze man unsre Wälder nur unter die Umstände jener Wälder; so hat man gleiche Effekte, aber vom Gegentheil auch Schaden, wenn man es in und mit ihnen vornimmt.

Der fünfte Grund, aus dem den Wäldern der Schade sehr sichtbar erwächst, ist allerdings dasjenige schädliche Verfahren, wenn man ausser Acht läßt, die Bezirke der Wälder nach Nothdurft mit Holzsaamen zu versehen, um dadurch ihre Dichtigkeit zu bewirken; wenn man überdieß die Naturbesaamung verhindert und zernichtet; also keinen Saamen säet, und den, so die Bäume selbst säen und ausstreuen würden, vorhin hinwegnimmt; wie wollte sich bey solcher Behandlung ein Wald dicht erhalten, da er so nothwendig ausstocket?

Denn es kan ja nicht fehlen, daß in einem Walde nicht hie und da durch allerhand Zufälle der Stock, die Wurzel des Baums, der Staude, des Busches Schaden leide, umkomme, und so mit da, dort die Dichtigkeit jenes gemindert werde, ja, daß so öfters grössere wie kleinere Plätze, von allem Holze ganz leer werden; wo diesem also nicht durch natürliche oder

künst-

künstliche Ansaaten in Zeiten vorgebeugt würde, wie wollte man zuletzt dann auch auf so einem Bezirke das sonst da vorräthige Holz wiederum vorfinden? — Es müßte zuletzt endlich entgehen.

Natur oder Gott in der Natur thut nichts vergebliches; — Könnten die Wälder ohne beständige Nachsaat bestehen, warum hätte Gott alles Holzes Bau so geordnet, daß es auf seinen Wurzeln neue Bäume ansetzt, daß aus dem Stamm und auf Aesten, wenn sie abgestutzt werden, sich frische Stämme ansetzen, daß jeder Baum, jede Staude die Menge des Saamens zum frischen Aufwuchs ihres Gleichens jährlich herfürbringt? — Alles dieses deßwegen so geordnet, weil es nöthig ist, und es ist nöthig, weil sonst durch allerley Zufälle die Holzarten endlich vergehen müßten.

Dem Gang der Natur muß man allerdings folgen; folgt man ihm nicht; so folgen natürlich widrige Effekte; jenes thun diese, die bey der Abholzung eines Bezirks keine Saamenbäume erhalten oder stehen lassen, oder wenn sie solche nicht auf so einer Seite, auf dem Standorte erhalten, von wo aus sie ihren Saamen nach Nothdurft auszustreuen vermögen, und denn auch diese, welche, wenn sie sehen, daß einem Platz die natürliche Ansaat entgehet, nicht zur künstlichen alsobald greifen, und solche nicht

durch ihren Fleiß hinlänglich ersetzen. Auf einer einmal von Holz entblößten geräumigen Strecke wächst schwerlich mehr etwas vor sich auf; wird diese nicht umgebrochen, besäet, gehegert; so bleibet sie immerhin leer, und nutzt weder so, noch zwischen dem Wald inne als Feldbau.

Auf dem Platz, worauf der Stock eines alten Baums stehen geblieben ist: der Stock einer Eiche, einer Buche, die Stöcke des Nadelholzes, die alle nicht mehr anschieben, sondern nach langen und vielen Jahren erst zusammen zu Erde verfaulen, ist kein Raum für einen Stamm oder Schossen; würde man aber dieselben nach dem Hieb alsobald herausgraben und ausnehmen, die Stellen wieder ansäen, welcher Vortheil müßte nicht so erwachsen? — Wer es verabsäumt, trägt allerdings zum Nachtheil der Waldungen sehr vieles bey. Mir scheint aus diesem Gedanken das Verfahren derjenigen, welche sogleich nach dem Hieb alles Nadelholzes die Stöcke von den Theer- und Wagenschmierbrennern ausgraben, und die Plätze sogleich wieder mit Saamen besäen lassen, sehr forstmäßig zu seyn.

Der sechste Fehler. Ich tadle es, wenn man zur immer frischen und neuen Aussaat keine Saamenbäume auf dem rechten Flecke stehen lässet; diese müssen in den Laubhölzern hin und her stehen bleiben (bey dem Nadelholz muß der Hieb immer so gerichtet werden, daß man entweder

weder von Osten gen Westen oder von Norden gen Süden hauet, weil die Süd- und Westwinde heftiger wehen, und den ausfallenden Saamen über einen ganzen Schlag, eine abgeholzte Strecke, leichtlicher und gewisser hinjagen und verstreuen); hier muß ich sagen, daß der Saamenbäume des Nadelholzes; der Eichen, der Buchen, sonderlich der Buchen, niemalen zu viel, oder sehr alte seyn sollen; die alten Eichen, welche sich im Laubholze sehr weit ausbreiten, hemmen den Wuchs des Brennholzes gar sehr, doch nicht so sehr, als die Büschen, welche rund unter sich herum alles und jedes andere Holz durch ihren starken Schatten ersticken und verdrängen; der also, welcher seinen Wald mit vielen solchen Bäumen überschattete, würde zuletzt einen lichten Wald und gar kein Niederholz mehr haben.

Ueberhiebiges Holz, welches zu lange stünde, ehe es abgehauen würde, zeugte den fast nemlichen Fehler; die zurückgebliebene alte Stöcke würden gar nicht mehr austreiben und faulen, es würde da entweder gar nichts mehr aufwachsen, oder wo noch was wüchse; so würde es eine ganz schlechte Holzart: Aspen, Birken, Dorn und dergleichen seyn, und sich so der beste in den schlechtesten Wald ausarten.

Woher aber so, wenn man den Wald von allen grossen Bäumen: Eichen, Buchen, entblösete,

blöfete, das Bau- das Nutzholz zu nehmen? — Wenn man die grossen, alten Buchen nur zu Nutzholz des Wagners, etwa zu Rädern bestimmet, sie nicht zu Brennholz stehen lassen will; so bedarf man derer nicht viele, und diesen gönne ich gar gerne und willig ihren Raum in dem Walde; man hat auch nicht nöthig, sie gar alt werden zu lassen, da das Holz der jüngern Bäume zu Nutzholz weit besser ist, als das von den gar alten.

Eichen zum Bauen bedarf man wohl mehrere! — Ganz gut; allein man handelt, so man die in Laubhölzern zerstreut hin und her erhält, schlechtweg nicht wirthschaftlich, gar nicht nach seinem Zwecke, welcher doch bey dem Klugen alles bestimmet. Eichen fern von andern Eichen, zerstreut im Walde, machen einen kurzen Stamm, breiten sich in ihren Aesten weit umher aus; aus ihnen hat man also wohl vieles schlechtes Brennholz und das erst nach vielen Jahren, aber weniges Bau- und Nutzholz; ein kurzer Stamm gibt dessen nicht vieles. Was also solche Bäume verstreut im Walde zu haben?

Weit besser gethan; man säet eine Strecke mit Eicheln an (die jungen Eichen zu pflanzen ist mißlich, aus mehreren Ursachen nicht räthlich) läßt sie so an einander auf- und fortwachsen; wollte man sie in Reihen ein paar oder etliche Schritte von einander einsäen oder ein-

stecken; so thäte man besser, dann so könnte man einige Jahre das Erdreich zwischen ihnen auflockern, sie auch allenfalls mit guter Erdedungen, welches den behendesten Wuchs schafte und unterhielte. So verfahren würden sie sich wie die Tannen emportreiben, die schönsten, längsten, die geradesten Stämme machen, und so zu ihrer Absicht: zum Bauen, vortreflichst heranwachsen. Auf allen Seiten wäre so gewonnen; wer also gegentheilig verfährt, schadet sich und dem Walde nicht wenig.

Man hat von Zeiten her angemerkt, daß der abgefallene Saame zwar öfters kaimet, der junge Anflug, ein, auch zwey Jahre sich erhält, im dritten Jahre, auch öfters ehe, wieder verkommt; man weiß, daß dieß vormals nicht so geschahe. Die Ursache: vormals ließ man wegen Menge des Holzes, wenn es abgehauen wurde, die kleine Aeste, das Laub, u. d. gl. liegen, niemand trug es aus, unter diesen kaimte der Saame, wuchs darzwischen auf, war gedeckt gegen die Kälte und bestand; jetzt ist jenes nicht, also auch dieß nicht, und der junge Anflug verfriert.

Siebenter Fehler: Wie schon gesagt, auf einem kleinern Bezirke kan mehr Holz stehen, als auf einem grössern, es kommt nur darauf an, daß keine leere Plätze gelassen und alles zu Holz angelegt und genutzt wird; das geschieht

nun also für die Wälder sehr nachtheilig, daß man in solchen so gar viele, in der That öfters ganz unnöthige Wege gestattet; so sieht man viele unnöthige Fahr- und Fußwege, und dann wieder viele unnöthige Jagd- oder Stellwege. Der Schade, der hieraus erwächst, ist ja wohl unleugbar, doch eben so allgemein und gar nicht geachtet; wie viele Strecken würde man zu Wald gar nicht bedürfen und könnten zum Feldbau dienen, wenn man jene Wege verwehrte oder minderte? Nichts, als verderbliche Jagdlust hauet die letztern, und die erstern schaffet das Willkühr oder das Vorgeben, der alte kan nicht mehr gefahren werden, es geht da zu tief ein; wäre es aber nicht der Arbeit wohl werth, wenn man also auch die Waldwege in einen besseren Zustand versetzte? Nichts würde so gut bezahlt, als dieses.

Achter Fehler: Wenn man das wieder aufgewachsene Holz zu frühe abhauet; so macht man einen Fehler; solches Gesträuche, als Brennholz gebraucht, flammt und flattert, ohne gute Hitze zu geben oder nachzuhalten, schnell und behende hinweg, folglich bedarf man dessen im Verhältnisse gegen ausgewachsenes Scheiterholz sehr viel und mehr.

Allein, wenn man auch das zum Verbrennen bestimmte Holz zu lange stehen, und, wie man sagt, überhiebig werden läßt, so nemlich, daß die Stangen zu dicke, und zwar so dicke, als

Bäume

Bäume werden; so macht man ihn wieder; die Ursache: weil der Stock eines solchen Baums, der bei'm Abholzen zurückbleibt, selten mehr ausschlägt oder was nachtreibt, sondern samt seinen Wurzeln verdirbt.

So kan dann nur gar zu leicht der allerschönste Buchwald in einen Wald von den allerschlechtesten Holzarten verkehrt oder zu gänzlicher öden Gegend, die ohne alles Holz ist, verkehrt werden: das geschieht da, wo das Land trocken und Berg ist, am allererstten.

Solcher Fehler wird da, wo man des Holzes jetzt im Ueberflusse hat, nur gar zu gerne gemacht, und dann nur allzubald erleidet man dadurch an demselben den äussersten Mangel. Man kan so eigentlich nicht bestimmen, in welchem Jahre die rechte Hauzeit eines Waldes ist; das Holz des einen wird ehe hiebig, als das des andern; weil der Boden des einen besser ist, als der des andern; hier sey nur so viel gesagt: wenn die Stangen des Laubholzes auf dem untersten Theil so dicke sind, daß sie gespaltet werden können, oder daß sie im Durchschnitte bey einem halben Schu haben; so sind sie zu hauen.

Der neunte Fehler, der in Absicht auf die Wälder bemerkt wird, ist die Beschädigung, welche aus allerley Ursachen und Absichten den Bäumen, Stangen, dem Buschwerk oder Reisig

beigebracht wird; diese Beschädigung ist von mancherley Art: Man hauet einen Baum: eine Tanne, Fichte, Forlen, an, ihm sein Holz abzuzapfen, Bech und dergleichen daraus zu verfertigen; man bohrt in die Birke, ihre Säfte zu trinken; man schelt die Erlen, die Sallen und noch mehr andere Bäume, die Rinde zu Farben, Stricken, zu allerhand Geflechten zu gebrauchen; man hauet Reisig zum Deckreisig in den Gärten, zu Reifen, zu allerhand anderem.

Aus allen und noch mehreren Arten der verschiedenen Beschädigungen entsteht vor die Wälder selbst ein sehr grosser Schade, wenn auch übrigens solches die Nothwendigkeit anderer Absichten erfordert: Tannen, Fichten, Forlen verlieren so die Möglichkeit eines weitern Wuchses, die Festigkeit und Stärke des Holzes; sie verlieren ihren Gebrauch zu sonst ihnen angemessenen Absichten: z. E. zum Häuserbau, u. d. gl. die Birke, die Salle, die Erle steht ab; der in der Dicke ausgehauene Busch schlägt nicht mehr aus, erstickt, oder sein Ausgeschobenes kommt im Schatten unter anderm über ihm schon aufgewachsenen Buschwerke kümmerlich oder gar nicht mehr fort.

Der zehnte: die Küfer oder Faßbinder fordern ihre Reifen aus dem Walde und nutzen dazu die Birken und die Haseln, auch andere geringere Holzarten, sie sehen das Aushauen dieser

dieser Reifhölzer als nothwendig an, und glauben nicht, daß man es zu unterlassen vermöge; der aber, welcher eines Staats wahres Bestes erweget, bemerkt hieben auf zwo Seiten einen sehr grossen Fehler: hiedurch entgeht ihm viel Brennholz, die Wälder werden durch dieses Aushauen lichte, in wenigen Jahren sind die Reife verfaulet, die Unkosten sind sehr groß und anhaltend, da eiserne Reife beedes durch sich sicher verwehrten.

Der eilfte Fehler: In sehr vielen Ländern bauet jeder, wie er selbst will, und keine Policey siehet ihm auf. Es ist gleichgültige Sache, ob er mit Steinen oder Holz bauet, ob er vieles Holz unnöthig dazu nimmt oder nicht, ob er ein Haus, einen Stall, eine Scheune seiner Absicht, seinem Beruf und Stand angepaßt aufbauet oder nicht; daher und wenn überdies noch des Zimmermanns Unverstand dazu kommt, nach dem er unnöthig vieles Holz auf- und in einander leget; es nicht zu Rath zu halten weiß, geht nun in manchem Staate jährlich gewaltig viel Holz auf, und die vielen Wälder reichen in kurzem gar nicht mehr zu, das nöthige Bauholz zu liefern.

Die Verordnung: daß Niemand berechtigt ist, ohne Anzeige bey der Policey etwas zu bauen, daß er seine Absicht, die Lage seiner Umstände und den Riß angeben und vorzeigen muß,

muß, daß man tüchtige Zimmerleute im Lande hat, und auch einsichtige, redliche Männer die Policey zu besorgen bestellet sind, ist eine einem Lande sehr wichtige Sache in Absicht auf die Waldungen, und ein sehr grosser Verlust vor ein Land, wo die Anordnung so nicht ist.

In vielen Gegenden bauet man mit Holz, so man mit grossen Kosten weit herführet, und bauet nicht mit Steinen, die man von der besten Art, in Menge vor seiner Thüre ausgräbt, mit denen man wohlfeiler und dauerhafter aufbauete; man bauet Blockhäuser, da man öfters zwey Drittel Holzes ersparen und doch eben so feste den Bau aufzuführen im Stand wäre.

Der zwölfte Fehler: Wo viele Wälder sind, da ist gemeiniglich vieles Wildpret, und um dieses abzuhalten, werden Aecker, Wiesen, Gärten umzäunt, mit Landern umgeben, welch' eine unzehlbare Menge Holz hauet man alljährlich nicht dazu nieder? — Ist auch das Wildpret etwa nicht; so ist es doch Gewohnheit, die Gärten, die Güter nahe an den Wegen zu umzäunen oder mit Landern zu versehen, dazu zwinget der Viehtrieb, der Vorbeireisende, den Landmann, diesen und das Vieh auser seinen Feldern zu halten; in einigen Gegenden wurden gar die Wege mit starken Hölzern, da man eins an das andere legte, gebauet und gebrücket, welch' eine Menge gieng nicht hier drauf? Ein

Resul-

Resultat der Viehwaiden, der üblen Wege, welche um die Chausseen und die einzuführende Stallfütterung hie und da hinwegnehmen, so aber den Ländern, wo diese nicht sind, ein Schaden von sehr grossem Belange ist und bleibet.

Der dreizehnte: Es ist ganz gut gedacht, daß man keinem Eigenthümer eines Waldes erlaubet, ohne Anzeige bei'm Förster und ohne von der Forstdeputation erhaltene Erlaubnis, einen nutzbaren Baum in seinem Wald zu hauen, um solche zu schonen; gut ist es, daß der Verkauf des Holzes ausser lande gesperrt wird; allein Fehler wird es auf der andern Seite, wenn solche Verbotte nur deßhalben gegeben werden, um den Landmann zu schrepfen und viele Erlaubnisgelder vor den Förster zu erhalten, und wenn dieser dadurch Gelegenheit erhält, vor heimlich ertheilte Erlaubnis deren recht viele und recht grosse zu erhalten. So verfahren schader ein solches Verbott weit mehr, als es nutzet,

Der vierzehnte Fehler; die Policey thut dadurch, daß sie Gemeinbacköfen, gemeine Waschhäuser erbauet, und eine gute Art ökonomischer Stubenöfen zur Ersparung des Brennholzes in allen Häusern einführet, sehr vieles; in einem einigen Dorf können dabey jährlich ein Paar hundert Klaftern Holz sehr leicht ersparet werden;

man

man muß also sagen, wo so eine Einrichtung in einem Lande nicht ist, da ist der Fehler in Absicht auf die Waldungen sehr groß.

Ich denke dadurch viele Fehler, die in den finstern Wäldern versteckt liegen, angezeigt zu haben; ich will mich aber durchaus nicht bereden, daß nicht andere noch seyn können, die mehr Schaden wirken, als diese angezeigte alle: das Lokale kan hie und da noch immer sehr vieles hinzu thun, jedes Land hat das Seinige, und solches liegt nicht jedwedem bloß.

Ich wünschte bei'm Schlusse dieser meiner Entdeckung nur so viel, daß bis dorthin, daß man hierinnen weiter kommt, diese Fehler gehoben und abgeschaft werden mögten; so würde jeder Staat, in welchem sie bis daher herrschten, nicht weniges gewinnen, indeme die Wälder so besser besorgt und ihre öfters fast unendliche Gränzen mehr eingeschränkt, der Feldbau aber um vieles erweitert werden können; wie ich denn zum Besten dieses alles und jedes wollte gesagt haben.

Verbesserungen.

Seite	52	Zeile	23 von von dele bis Maltes
—	52	—	14 Erdflöhe lese Erdflöse
—	64	—	20 kan und dele und
—	65	—	13 Ansatz lese Ansitz
—	69	—	21 dele und
—	69	—	30 wenn lese bis
—	73	—	30 besetzen lese besitzen
—	97	—	21 74 lese 72 Gulden 48 kr.
—	120	—	5 Beistimmung lese Bestimmung
—	123	—	10 irrigste lese richtigste
—	145	—	16 noch lese nach
—	178	—	6 schrattig lese schrattig
—	179	—	27 herbrächte lese herfürbrächte
—	208	—	12 geben und dele und
—	229	—	2 ganzen setze dazu widersprechen?
—	238	—	9 geschlossene lese geschossene
—	239	—	9 im lese in
—	259	—	15 verlieren würde
—	271	—	10 Zugvieh lese Zuchtvieh
—	291	—	1 nicht mehr scheuen
—	233	—	30 darf lese bedarf
—	333	—	21 zuwundern lese zu wundern

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mayer, Johann Friedrich, 1719-1798

Johann Friedrich Mayers Fürstlich-Hohenlohe- und Waldenburg-Schillingsfü rstischen Pfarrers zu Kupferzell, der beeden Kayserl. Königlichen Gesellschaften nützlicher Künste in Steyer und Kärnthen Mitglieds, Assessors der ersten Ordnung bey der Königlich-Preußischen gelehrten Gesellschaft zum Nutzen der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder, Mitglieds der Schweizerischen ökonomischen Gesellschaft zu Bern
Bd.: 10

Frankfurt am Mayn 1780

Oecon. 1183-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10297525-0
VD18 90052528